SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft: Paradigma- durch Methodendiskussion an Untersuchungsbeispielen

Groeben, Norbert

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Groeben, N. (1980). *Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft: Paradigma- durch Methodendiskussion an Untersuchungsbeispielen.* (2., überarb. Aufl.) (Empirische Literaturwissenschaft, 1). Tübingen: Narr. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-10138

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Norbert Groeben

Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft

Paradigma- durch Methodendiskussion
an Untersuchungsbeispielen

gnv Gunter Narr Verlag Tübingen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Groeben, Norbert:
Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft: Paradigma- durch Methodendiskussion an Untersuchungsbeispielen / Norbert Groeben.
— 2., überarb. Aufl. — Tübingen: Narr, 1980.
(Empirische Literaturwissenschaft; Bd. 1)
1. Aufl. im Athenäum-Verl., Kronberg/Ts.
ISBN 3 - 87808 - 951 - 1

2. überarbeitete Auflage

© 1980 · Gunter Narr Verlag Tübingen
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder Vervielfältigung, auch auszugsweise, in allen Formen wie Mikrofilm, Xerographie, Mikrofiche, Mikrocard, Offset verboten.

Druck: Müller+Bass, Tübingen
Printed in Germany

ISBN 3 - 87808 - 951 - 1

INHALT

I. PROBLEMSTELLUNG: EMPIRISIERUNG ALS PARADIGMAWECHSEL 9

II. KERNANNAHMENDISKUSSION UND -EXPLIKATION 24

II. A. Noch einmal: Der Textbegriff 26

II. 1. Polyfunktionalität, Polyvalenz, Polyinterpretabilität 26

II. 2. Kritikansatz: Verabsolutierung einer speziellen Ästhetik 29

II. 3. Systematisch-methodologische Rechtfertigung 35

II. 4. Autorintendierte contra historisch bedingte 'Offenheit'? 42

II. B. Paradigmawechsel ohne Empirisierung? 45

II. 5. Hermeneutische Assimilation: der 'implizite' Leser 45

II. 6. Theoretische Inkohärenzen der hermeneutischen Assimilation . 49

II. 7. Methodologische Inkohärenzen 57

II. 8. Empirisierung: Objektivität durch die mediale Funktion des Lesers 66

III. REZEPTIONS-/KONKRETISATIONSERHEBUNG: METHODIK . 74

III. 1. Grenzen material-objektiver Verfahren 74

III. 2. Die Paraphrase als Konkretisationsmitteilung 78

III. 3. Contentanalyse als material-objektive Semantik-Deskription? . 83

III. 4. Die Festlegung relevanter Textstellen 92

III. 5. Freie Assoziation und Semantisches Differential 97

III. 6. Einsetzverfahren: das Beispiel 'cloze procedure' 105

III. 7. Semantisch-hierarchische Klassifikation 110

III. 8. Entwicklungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten der Methodik 118

III. 9. Rezeption als subjektive Interpretation 122

IV. INTERPRETATION: KONSTRUKTION VON WERKSINN ANHAND VON REZEPTIONSDATEN 133

IV. 1. Unterscheidung Rezeption – Interpretation 133

IV. A. Induktiv-generalisierende Interpretation 138

IV. 2. Die Frage nach der adäquaten Rezeption 138

IV. 3. Superleser – Superwerk? 150

IV. 4. Differenzierung und Abstraktion 155

IV. 5. Noch einmal: Trennbarkeit Werk – Leser? 163

IV. B. Deduktiv-selegierende Werksinn-Konstruktion 166

IV. 6. Validität von Deutungshypothesen: die Adäquanz der Interpretation 166

IV. 7. Differenzierung von Lesergruppen 176
IV. 8. Empirische Literaturwissenschaft als Metasprache und Metatheorie 182

V. ERKLÄRUNGSPERSPEKTIVEN: HISTORISCHE ENTWICKLUNGEN, REZEPTIONSVORAUSSETZUNGEN, WIRKUNG 186
V. 1. Historische Perspektive 187
V. 2. Leservoraussetzungen 194
V. 3. Textwirkung 201
V. 4. Offene Aspekte des Kommunikationsmodells 215

VI. ZUSAMMENFASSUNGEN 219

VII. SUMMARY 225

VIII. LITERATUR 226

IX. REGISTER 238

Vorbemerkung

Die Diskussion um die adäquate Methodologie der Literaturwissenschaft hat eine ausgesprochen programmatische Phase hinter sich; ein nicht geringer Teil dieser Programmatik ist von Wissenschaftlern beigetragen worden, die eine Empirisierung der Literaturwissenschaft vorschlagen. Trotz (oder gerade wegen?) der Engagiertheit und Vehemenz ihrer Vorschläge hat sich bislang kaum eine konkrete, differenzierte Diskussion zwischen den Vertretern der klassischen Literaturwissenschaft und den Programmatikern einer 'neuen, empirisch-kommunikationstheoretischen' Literaturwissenschaft entwickelt. Das liegt m.E. vor allem an zwei Gründen: zum einen operieren die 'Empiriker' mit den in einer langen Forschungstradition und daher mittlerweile in einer sehr spezifischen Fachsprache ausgearbeiteten Konzepten der szientistischen Wissenschaftstheorie; zum anderen, und das ist m.E. noch wichtiger, bleibt eine reine Programmatik notwendig relativ abstrakt und unanschaulich – so ist die postulierte Leistungsfähigkeit der propagierten Wissenschaftskonzeption(en) nur schwer abzuschätzen, kaum zu überprüfen. Die Kombination beider Gründe hat daher zu einer gewissen Programmüdigkeit innerhalb der literaturwissenschaftlichen Diskussion geführt; man möchte – und das sicherlich mit Recht – konkrete Beispiele für das behauptete Leistungspotential erhalten. Doch mittlerweile gibt es solche Beispiele, zumindest ansatzweise, durchaus.

Die vorliegende Arbeit versucht, das Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaft anhand von konkreten Untersuchungsbeispielen zu verdeutlichen. Sie konzentriert sich dabei vor allem auf die empirische Erforschung der 'Sinndimensionen' des literarischen Textes, d.h. der Erhebung von 'Konkretisationen'. Insofern ist 'Rezeptionsforschung' hier weitgehend identisch mit 'Konkretisationserhebung' und ihrer Aufarbeitung innerhalb von Hypothesenformulierung und -überprüfung nach szientistischen Wissenschaftskriterien. Damit erscheinen mir mehrere in der gegenwärtigen Forschungssituation relevante Ziele erreichbar: durch die Methodikorientierung der Darstellung und den expliziten Rückbezug auf das Empirisierungsprogramm sollte es möglich sein, die in der beginnenden Diskussion zwischen 'Hermeneutikern' und 'Empirikern' aufgetretenen Mißverständnisse auszuräumen. Außerdem wird auf diese Weise, so hoffe ich, die Leistungsfähigkeit des empirischen Forschungsprogramms auch und gerade im Vergleich zur klassisch-hermeneutischen Literaturwissenschaft deutlich; konstruktiv gewendet: die Arbeit möchte demjenigen, der an eigener empirischer Forschung innerhalb der Literaturwissenschaft interessiert ist, beispielhaft Methodiken an die Hand geben, mit denen er eventuell arbeiten könnte, und Perspektiven aufzeigen, innerhalb derer empirische Konkretisations-Daten theoretisch aufzuarbeiten sind. Die Darstellung dieser Aufarbeitungskonzepte ist so gewählt, daß sie weitgehend den Frageperspektiven der traditionellen Literaturwissenschaft folgt; das Ziel dabei ist der Versuch, durch den Nachweis der Rekonstruier-

barkeit eingeführter Fragestellungen innerhalb des empirischen Forschungsprogramms den einen oder anderen Leser für den propagierten 'Paradigmawechsel' zu gewinnen. Nicht zuletzt sollte der Leser durch die Lektüre der Arbeit auch einen Überblick über die wichtigen, bisher vorgelegten empirischen Untersuchungen (des deutschen Sprachraums), die direkt literaturwissenschaftlich relevant sind, erhalten; ich habe mich bemüht, alle methodisch bedeutsamen Untersuchungen zu berücksichtigen und ihren methodologischen Stellenwert innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft herauszuarbeiten.

Der Band erscheint als erste Arbeit in einer Reihe zur empirischen Literaturwissenschaft: er möchte in bezug auf diese Reihe auch – programmatisch den Aspektehorizont angeben, innerhalb dessen weiterhin empirische Arbeiten in der Reihe erscheinen sollen.

Heidelberg, April 1977 N. G.

Vorbemerkung zur zweiten Auflage:

Der vorliegende Band 1 der Reihe 'Empirische Literaturwissenschaft' war knapp zwei Jahre nach Erscheinen vergriffen. Selbst wenn man berücksichtigt, daß in einem solchen fast ausschließlich auf Forschung ausgerichteten Themenbereich nur kleine Auflagen möglich sind, ist das ein ermutigendes Zeichen für das Vorhandensein eines grundsätzlichen Interesses an Ansätzen, die über das klassische hermeneutische Paradigma hinausgreifen. Besonders dankbar bin ich den Lesern dafür, daß auf diese Weise auch mein Bemühen honoriert wurde, möglichst viel und dichte Information zu geben sowohl in Bezug auf praktisch anwendbare Methodik als auch wissenschaftstheoretische Reflexion, obwohl dadurch – zugegebenerweise – die Diktion nicht immer optimal einfach zu halten war.
So weit ich sehe, sind nach Abfassung des Buches keine empirisch-literaturwissenschaftlichen Arbeiten erschienen, die eine Änderung bzw. Erweiterung der entwickelten methodologischen Struktur nötig gemacht hätten. Das rechtfertigt die weitgehend unveränderte, lediglich korrigierte und neu gesetzte Wiederauflage.

Der Band war fast ein Jahr nicht im Buchhandel erhältlich: ein Zeichen dafür, daß sich der Interessenschwerpunkt des alten Verlags, der die Reihe betreute, anderen Bereichen zuwandte. Ich habe daher, im allseitigen Einvernehmen, mit der Reihe zum Gunter Narr Verlag gewechselt: hier soll sie Teil eines bewußt auch moderne und zukünftige Wissenschaftsentwicklungen fördernden Verlagsprogramms sein. Für diese Bereitschaft und die sorgfältige Betreuung bei der Publikation möchte ich dem G. Narr Verlag und seinen Mitarbeitern herzlich danken.

Heidelberg, Mai 1980 N.G.

I. PROBLEMSTELLUNG: EMPIRISIERUNG ALS PARADIGMAWECHSEL

Die anhaltende Methodendiskussion in der Literaturwissenschaft findet heutzutage in einem neuen Sprachspiel statt: nämlich in dem von KUHN (1967) initiierten der Paradigmakonkurrenz bzw. des Paradigmawechsels (JAUSS 1969; LINK 1973). JAUSS hat für die bisherige Geschichte der Literaturwissenschaft bereits drei Paradigmen ausgemacht: das klassisch-humanistische, das historisch-positivistische und das der werkimmanenten Ästhetik und Interpretation (JAUSS 1969; vgl. GRIMM 1975b.). Daß die werkimmanente Interpretation in der Tat ein Paradigma in der 'Krise' (KUHN) ist, dürfte zumindest deskriptiv, z.B. auf dem Hintergrund der kritisch Stellung nehmenden Publikationen, kaum fraglich sein; zu fragen ist aber nach der Richtung eines möglichen Paradigmawechsels. JAUSS selbst gibt Anforderungen an, denen das neue Paradigma genügen sollte: – 'Vermittlung von ästhetisch-formaler und historisch-rezeptionsbezogener Analyse' (einschließlich der Analyse von gesellschaftlicher Wirklichkeit); – 'Verknüpfung strukturaler und hermeneutischer Methoden'; – 'Entwicklung und Anwendung einer Wirkungsästhetik' (die auch 'Subliteratur und Erscheinungen der Massenmedien' zu behandeln vermag). Damit ist als 'wissenschaftliche Revolution' (im Sinne KUHNs) der Wechsel zu einem rezeptionsästhetischen Paradigma in der Literaturwissenschaft ins Auge gefaßt und propagiert. Offen bleibt dabei allerdings, ob dieser Paradigmawechsel innerhalb des Bereichs hermeneutischer Methodik zu bewerkstelligen ist (vgl. LINK 1973) oder ob er auch einen Wechsel zu einer anderen wissenschaftstheoretischen Konzeption der Literaturwissenschaft bedeutet. Denn die Rezptionsästhetik (der sog. Konstanzer Schule) ist nur die hermeneutikinterne Antwort auf die ungelöste Methodenkrise der Literaturwissenschaft – wenn auch innerhalb des hermeneutischen Ansatzes sicherlich die zur Zeit wichtigste Antwort (s.u. ausführlicher). Gleichzeitig aber entsteht für die Literaturwissenschaft durch die interdisziplinäre Einbettung in andere Wissenschaften wie Linguistik und Sozialwissenschaften eine 'revolutionäre' Dynamik: und diese weist eindeutig auf eine Empirisierung hin! Für diese interdisziplinär verankerte Reformperspektive steht der Aspekt der methodischen Objektivität im Vordergrund, der sich vor allem in dem Problem konzentriert, was in der Literaturwissenschaft als beobachtbares Datum gelten soll. Damit steht der Rezeptionsästhetik als radikaler Vorschlag zur Konzipierung eines neuen Paradigmas der Literaturwissenschaft die Forderung gegenüber: Literaturwissenschaft als empirische Teildisziplin einer empirisch-sozialwissenschaftlichen Kommunikationswissenschaft zu konstituieren! Von dieser Position aus erscheint die rezeptionsästhetische Konzeption der Literaturwissenschaft in ihrer derzeitigen Form als ein Ansatz, der zwar einige unvermeidbare Fragen aufgreift,

in ihrer Beantwortung aber nicht konsequent genug verfährt und dadurch einen grundlegenden Wechsel in der Methodik samt der sie fundierenden wissenschaftstheoretischen Konzeption vermeidet. Diese Vermeidung nun könnte in einer 'Krisensituation' (wissenschaftlicher Theorien im Sinne KUHNs) einen Immunisierungsversuch darstellen: indem vom alten (hermeneutischen) Forschungsansatz selbst neue inhaltliche Fragestellungen gestellt und kritisch ausgearbeitet werden, dies aber so, daß ihre Beantwortung keine neue Methodik erfordert.

Hinter einer solchen Vermutung steckt die *These* dieser meiner Arbeit: daß ein *Paradigmawechsel* erst vorliegt, *wenn die neuen Frageaspekte der rezeptionsästhetischen Perspektive konsequent verbunden sind mit einer empirischen Methodik und Wissenschaftskonzeption!* Und daß eine solche empirische Literaturwissenschaft sowohl von der Wissenschaftskonzeption als auch von den inhaltlichen Problemen her die gleichzeitig begründeteren wie wichtigeren, interessanteren und kreativeren Antworten ermöglicht! Diese grundlegenden Thesen müssen und sollen also begründet werden (durch die gesamte Arbeit). Struktur und Aufbau einer solchen Begründung festzulegen, wird allerdings dadurch erschwert, daß sich das Sprachspiel vom 'Paradigmawechsel' leider z.T. als modische Redensart ohne präzisen und differenzierten Bezug auf die wissenschaftshistorische und -theoretische Konzeption seines Autors KUHN etabliert hat. Um dem konkurrierenden Ansatz in der Kritik gerecht zu werden und gleichzeitig auch die eigene Konzeption als (potentiell) 'revolutionäres' Paradigma darstellen zu können, scheint es mir sinnvoll, auf die wissenschaftstheoretische Konzeption des Paradigmabegriffs, wenn auch gedrängt, einzugehen.

Das Empirisierungsprogramm

Als Basis zur inhaltlichen Veranschaulichung und Verständigung ist aber zuvor kurz das Empirisierungskonzept zu umreißen: nach SCHMIDT (1974a; 1975) gibt es eine relativ übereinstimmende Grundstruktur dieses Konzepts, das nahezu gleichzeitig Anfang der 70er Jahre von seiten der Linguistik (z.B. IHWE 1972; 1973; SCHMIDT selbst, vgl. zusammenfassend 1975), der Semiotik (WIENOLD 1972) und der Literaturpsychologie (GROEBEN 1972a) entwickelt wurde. Dabei steht übereinstimmend der literarische Kommunikationsprozeß bzw. das rezipierte Werk im Mittelpunkt; dadurch wird Literaturwissenschaft Teil einer umfassenden, interdisziplinären Kommunikationswissenschaft, die Prozesse sprachlicher Interaktion erforscht (IHWE 1973; WIENOLD 1972). WIENOLD faßt die kommunikativen, und als Teil davon rezeptiven, Prozesse unter dem Begriff der Textverarbeitung zusammen (soweit es sich um sprachliche Einheiten handelt: 1972, 184). Das bedeutet, auch und gerade unter dem semiotischen Modell: Literatur ist nicht als Menge von Texten gegeben, sondern ist, parallel wie im rezeptionsästhetischen Ansatz, nur unter Einbeziehung der Aktivitäten von konkreten Rezipienten in bezug auf Texte zu bestimmen (WIENOLD 1972, 148f.; vgl. SCHMIDT 1974a, 64). Eine wichtige, besonders von SCHMIDT hervorgehobene Konsequenz dieser Rezeptions- und Kommunikationsorientierung ist,

daß die Literarizität von Texten nicht mehr eine vorab zu entscheidende (Wertungs-)Frage des Textkanons ist, sondern eine empirische Frage der Feststellung bestimmter Merkmale von Kommunikationssorten (SCHMIDT 1974a, 77). Für die empirische Literaturwissenschaft ist der fundierende Ausgangspunkt qua Beobachtungsdatum dabei das von (möglichst vielen) Rezipienten verstandene Werk (im Semiotikmodell von WIENOLD eine 'Menge expliziter Resultate von Textverarbeitungsprozessen' – SCHMIDT 1974a, 71). Dieses rezipierte Werk ist allerdings nicht losgelöst von den linguistisch-materialen Textstrukturen zu sehen: vielmehr sind Textstrukturen als Ermöglichungsgrund für Rezipientenverhalten (Konkretisationen etc.) auf jeden Fall in die empirische Untersuchung mit einzubeziehen. Allerdings ist die Beziehung zwischen 'formalstrukturellen' Sprach- und Textcharakteristiken ('phonologischer, syntaktischer, semantischer Konstruktion') und Rezipientenverhalten bzw. Textverarbeitung als unterschiedliche Gegenstandsebene zu konstituieren und empirisch zu untersuchen (IHWE 1973, 26). Damit weisen die bisherigen Konzepte zur Empirisierung übereinstimmend auf folgende Grundstruktur hin: es sind „komplexe Kommunikationsprozesse über Texte" als Gegenstand anzusetzen, die einen „kontinuierlichen Übergang von Textstrukturierungen zu Rezipientenverhaltensstrukturierungen" (SCHMIDT 1974a, 77) theoretisch abbilden und erklären. Diese Grundstruktur ist nach meinem Dafürhalten in dem Modell einer empiriegeleiteten literaturwissenschaftlichen Interpretation realisiert, das ich 1972 (a) vorgelegt habe und das alle bisher mit 'Literatur' befaßten Methoden und Einzeldisziplinen zu integrieren versucht – wenn auch entsprechend der Empiriestruktur z.T. mit veränderter Funktionszuweisung. Es ist (in der Abbildung 1) in den Grundzügen skizziert (aus GROEBEN 1976a); die Erläuterungen dazu (wie in GROEBEN 1977b) fassen das Empirisierungsprogramm, wie ich es in dieser Arbeit diskutieren und begründen will, noch einmal in Thesen zusammen (vgl. Abb. 1).

Emp. Lit. wiss.	als Kommunikationswissenschaft	
Theoretische Konstruktion (hermeneutische Interpretation als Heuristik)	werktranszendente/(explikative) (= erklärende, generelle Gesetzeshypothesen) KONSTRUKTE werkimmanente/(deskriptive) (= singuläre Deutungshypothesen)	
Empirische Realitätsprüfung	Formal-strukturelle Textcharakteristika	Konkretisation/Textverarbeitung
	Materialer Textaspekt	Sinnhafter Textaspekt
	OBJEKTIVE VERFAHREN	

Abb. 1.: Grundstruktur einer empirischen Literaturwissenschaft (GROEBEN 1976a, 128)

– Die klassischen hermeneutischen Textinterpretationen gelten für eine empirische Konstruktion des Textsinns nur als Heuristik (GROEBEN 1972 a, 197); dieser Funktionswandel gründet sich auf die Subjekt-Objekt-Konfundierung der hermeneutischen Literaturwissenschaft, die durch die Vermischung von Rezeption und Interpretation, Leser und Forscher etc. entsteht; auf der Grundlage des hermeneutischen Erfahrungsbegriffs der Nachvollziehbarkeit kann die behauptete 'ideale Objektivität' des literarischen Werks nur als eine unzulässige Ontologisierung eines Allgemeinbewußtseins angesehen werden (o.c., 165f.).

– Demgegenüber wird in einer empirischen Literaturwissenschaft eine klare Rezeptions-Interpretations-Trennung auf der Grundlage einer Leser-Forscher-Trennung eingeführt; Interpretation ist dann Erklären des Textverstehens und immer von konstruierendem Charakter (o.c., 161f.); Interpretation als Konstruktion eines Werksinns stellt singuläre Deutungshypothesen auf, die anhand von Rezeptionsdaten (Konkretisationen) empirisch zu validieren sind (wie sog. deskriptive Konstrukte in den Sozialwissenschaften; o.c., 196).

– Die theoretische Interpretation verbleibt damit beim Wissenschaftler,der seine Datenbasis durch intersubjektive Feststellung der subjektiv-individuellen Konkretisation des literarischen Textes beim Rezipienten erstellt (o.c., 168); das Subjekt (Rezipient) fungiert dabei nicht als Gegenstand, sondern lediglich als Medium, über dessen Konkretisation sinnhafte Beobachtungsdaten als Grundlage der literaturwissenschaftlichen Theorienbildung faßbar sind (o.c., 171).

– Die Objektivität des empirischen Vorgehens liegt in der intersubjektiven, kontrolliert-systematischen Beobachtung der rezeptiven Bedeutungskonkretisationen literarischer Texte (o.c., 173); damit ist wie bei allen empirischen Wissenschaften eine Klasse potentieller Falsifikatoren der singulären Deutungshypothesen (qua theoretischer Textinterpretation) erreicht (o.c., 174); als empirische Erhebungsmethoden der Verstehens-/Rezeptionsprozesse sind sprachpsychologische Instrumente (Assoziationserhebung, Einsetz-/Ergänzungsverfahren, Ähnlichkeitsskalierung etc.; o.c., 183ff.) oder Rezipienten-Vertextungen der 'verstandenen' Textteile (Textkondensierungen, -rearrangements etc.; WIENOLD 1972) einsetzbar.

– Dadurch ist kein Psychologismus im Sinne der Verdrängung der materialen Textgrundlage propagiert; vielmehr ist die material-objektive Textdeskription als materiales Außenkriterium für die sinnhafte Konstituierung des literarischen Werks bei der theoretischen Interpretation einzusetzen (GROEBEN 1972a, 182f.); als Verfahren zur Beschreibung material-objektiver Textstrukturen sind statistische Textbeschreibung, linguistisch-strukturelle Verfahren, mathematische Texttheorie, informationsästhetische Methoden heranzuziehen (o.c., 169ff.).

– Damit ist als zentrales Problem der Textinterpretation in der empirischen Literaturwissenschaft die Fragerichtung des Basisproblems umgekehrt: es wird nicht mehr, wie in der hermeneutischen Literaturwissenschaft, gefragt, welches (individuelle) Werkverständnis dem 'ideal-objektiven' Werk entspricht, sondern welche theoretische Konstruktion des Werksinns (Interpretation) den intersubjektiv erhobenen Werkkonkretisationen (rezeptives Verstehen) adäquat ist (o.c., 175).

– Entsprechend der Einschätzung der Interpretation als fundierendem Ausgangspunkt in der Literaturwissenschaft sind damit weitergehende, umfassende Erklärungsfragen nicht ausgeschlossen, sondern können und müssen im Gesamtverlauf des empirischen Forschungsprogramms explizit thematisiert werden; es handelt sich um erklärende Hypothesen/Theorien (explikative Konstrukte) in bezug auf den Bedingungszusammenhang, in dem literarische Texte stehen, also z.B. Fragen der künstlerischen Persönlichkeitsstruktur, Autorenintention, Leservariablen, Wirkungsprobleme etc. (o.c., 200 ff.).

Der Paradigmabegriff

Diese *Empirisierungskonzeption* ist sicherlich ein vollgültiges *Beispiel* für das KUHNsche *Konzept des Paradigmas:* denn *sie bedeutet* gegenüber der traditionellen hermeneutischen Literaturwissenschaft *sowohl eine Veränderung des Gegenstands- bzw. Problembereichs als auch der Methodik.* Und genau diese Verbindung von inhaltlichen Problemaspekten und methodologischen Kriterienaspekten wird vom Paradigmabegriff angezielt; er umfaßt nämlich sowohl metaphysische, soziologische als auch operativ-konstruktive Dimensionen (MASTERMAN 1970, 61ff.). Die 'disziplinäre Matrix', die durch das Paradigma gegeben ist (KUHN 1972, 294), stellt gemeinsame Einstellungen und Bindungen der Forschung dar: „allgemein akzeptierte symbolische Generalisationen, heuristische und metaphysische Modelle, anerkannte Werte wie Präzision, Einfachheit, Voraussagbarkeit etc." (SPIEGEL-RÖSING 1973, 63). Das ist die Basis dafür, daß ein Paradigmawechsel 'revolutionär' ist: daß die Wissenschaftler nach einem solchen Wechsel praktisch in einer anderen Welt leben; das betrifft nicht nur die Interpretation der Daten (etwa mit Hilfe neuer Theorien), sondern auch ihre Erfahrung (einschließlich der Beobachtungsinhalte und -methoden). Ein Paradigmawechsel ist revolutionär, weil sich Weltsicht und Wirklichkeitserfahrung radikal ändern: wie bei einem 'gestalt-switch', dem Umkippen der Wahrnehmung bei einem Vexierbild (HANSON 1961, 8ff.; HANSON gibt als Beispiel den Wechsel vom geo- zum heliozentrischen Weltbild: beim ersten sieht man die Sonne auf- und untergehen, beim zweiten sieht man 'den Horizont sich über die Sonne schieben oder von ihr wegkippen'; KORDIG 1972, 5). Ein Paradigmawechsel führt daher immer auch dazu, daß ganz andere Probleme als bisher für bedeutsam gehalten werden (KUHN 1967, 150); außerdem manifestiert er sich in einer Veränderung der methodologischen Kriterien und Konzepte (SCHEFFLER 1967, 84). Dadurch sind Paradigmen in sich geschlossen – und auch gegeneinander abgeschlossen. Das hat KUHN zu der Behauptung der 'Inkommensurabilität' (Nicht-Vergleichbarkeit) von Paradigmen geführt; diese Behauptung hat sich als die wissenschaftstheoretisch brisanteste der gesamten KUHNschen Konzeption erwiesen.

Vor allem wird damit begründet, daß der Wechsel von einem Paradigma zum anderen beim einzelnen Wissenschaftler weniger auf der rationalen Kraft von Argumenten beruhen dürfte, sondern vielmehr als eine Art Konversion anzusehen ist (KUHN 1967, 200). Dies aber ist z.B. für den kritischen Rationalisten mit seinem Idealziel der permanenten Theorienkonkurrenz und deren rationaler Entscheidung eine unerträgliche Vorstellung, weswegen KUHN auch besonders aus dieser Richtung angegriffen wurde (vgl. LAKATOS & MUSGRAVE 1974). Besonders wurde ihm vorgeworfen, daß durch seine Perspektive Wissenschaftstheorie praktisch auf eine sozialpsychologische Analyse der Beharrungs- und Konversionsphänomene wissenschaftlicher Gemeinschaften reduziert werde (LAKATOS 1970, 178). In dieser Situation entstand KUHN unerwartete Hilfe, nämlich von seiten der analytischen Wissenschaftstheorie. Diese arbeitete heraus, daß hin-

ter der wissenschaftshistorischen Konzeption von KUHN auch ein neues wissenschaftstheoretisches Konzept rekonstruierbar sei: der sog. non-statement view von Theorien (vgl. in Nachfolge von SNEED:STEGMÜLLER 1973). Nach dieser Nicht-Aussagen-Konzeption sind Theorien nicht mehr als System von Sätzen/Aussagen aufzufassen, sondern als 'begriffliche Gebilde'; in bezug auf Begriffe aber ist die Rede von Falsifikation nicht sinnvoll (STEGMÜLLER 1973, 106). STEGMÜLLER expliziert dieses 'begriffliche Gebilde' bei vollaxiomatisierten physikalischen Theorien als invariante mathematische Grundstruktur, die durch die Einführung spezieller Gesetze in der Forschung 'angewandt' wird. Der negative Ausgang einer empirischen Überprüfung bedeutet daher keine Falsifikation der Theorie, sondern lediglich ein Scheitern des Anwendungsversuchs: man muß die speziellen Gesetze revidieren, nicht aber die Theorie. Mehr noch: es ist durchaus als rational zu akzeptieren, sich von weiteren Anwendungen der Theorie einen möglichen Erfolg zu versprechen. STEGMÜLLER selbst beschränkt den non-statement view auf 'formalisierte, physikalische Theorien' (1973, 120ff.).

Darüber hinausgehend hat HERRMANN (1974; 1976) diese Perspektive auch auf nicht-formalisierte sozialwissenschaftliche Theorien (der Psychologie) angewandt. Dabei können die Begriffe der Nicht-Aussagenkonzeption nur mehr 'analogisierend' (HERRMANN 1974, 2) verwendet werden, was aber gleichwohl zu heuristisch fruchtbaren Ergebnissen führt (vgl. HERRMANN 1976, 95ff.). Theorien sind dabei aufzufassen als Forschungsprogramme im Sinn von Problemlösungsprozessen. Analog zum Strukturkern ('begriffliches Gebilde') von Theorien unter dem non-statement view ist jedes Problem durch einen Annahmenkern (quasi definitorisch) charakterisiert: dieser Kern manifestiert sich in Annahmen über mögliche bzw. tatsächliche Zustände eines Gegenstandsbereichs, über Zustandsüberführungen (zwischen Ist- und Soll-Zuständen) etc.; bei der Lösung von Problemen stehen diese 'Kernannahmen' selbst nicht zur Disposition! Normale Wissenschaft versucht dann Probleme zu lösen, indem der Annahmenkern angewendet wird, d.h. indem über Zusatz-, Sekundärannahmen empirisch überprüfbare Hypothesen, Erwartungen, Prognosen etc. abgeleitet werden. Die 'Enttäuschung' solcher Erwartungen (Falsifikation) muß dann (wie oben) nicht zur Aufgabe der Kernnannahmen führen, sondern nur zur Revision der Zusatzannahmen etc.; allerdings ist natürlich auch die Möglichkeit einer Problemersetzung denkbar: dann wird nicht mehr die Anwendung eines alten Annahmenkerns beibehalten, sondern neue Kernannahmen werden entwickelt. Die methodologischen Kriterien des jeweiligen Paradigmas beziehen sich dabei vor allem auf den Bereich der Zusatz-, Sekundärannahmen, Hypothesen etc.: z.B. hinsichtlich der Präzisionsforderungen, des implizierten Wahrheitskriteriums etc. Aus dieser expliziten differenzierten Fassung des Paradigmakonzepts (im Sinne eines non-statement views) und seiner Anwendung auch auf nicht-formalisierte, sozialwissenschaftliche Disziplinen ergeben sich für unser Problem des Paradigmawechsels innerhalb der Literaturwissenschaft mehrere Konsequenzen:

Zunächst einmal scheint die Verwendung des Sprachspiels 'Paradigmawechsel' nur sinnvoll, wenn man nicht nur neue Frageperspektiven, Problemsichten etc. einführt, sondern auch explizit über Konstanz oder Veränderung methodologischer (Wissenschafts-)Konzeptionen diskutiert. Unter dem Aspekt der Methodologie stellt das Empirisierungsprogramm sicherlich einen radikaleren Wechsel dar als der rezeptionsästhetische Ansatz (der Konstanzer Schule); damit ist natürlich keineswegs behauptet, daß deswegen genau die Empirisierung die 'bessere', adäquatere Richtung für einen potentiellen Paradigmawechsel darstellt: es ist lediglich festzustellen, daß in bezug auf das Empirisierungsprogramm das Sprachspiel 'Paradigmawechsel' gerechtfertigter ist als in bezug auf Konzeptionen, die kaum oder keinen radikalen Wandel der Methodik implizieren.

Wenn aber im Hinblick auf das Empirisierungsprogramm legitim und sinnvoll von Paradigmawechsel gesprochen werden kann und soll, dann ist auch die metaphysische und soziologische Dimension zu berücksichtigen: es sind eben u.U. durchaus verschiedene 'Welten', denen die konkurrierenden Programme angehören. Und das bedeutet praktisch: es muß zentrale, unterschiedliche Problem- und Gegenstands-Perspektiven geben, es muß unterschiedliche sprachliche und methodologische Sozialisationen geben. Von daher ist auf jeden Fall zu erwarten, daß sich die konkurrierenden Positionen bzw. ihre Vertreter z.T. durch jeweilige Gegenüber mißverstanden fühlen, ihre eigene Position als vom Gegenüber reduziert aufgenommen empfinden usw.; diese Effekte sind unvermeidbar schon dadurch, daß eine unterschiedliche wissenschaftliche Sozialisation eben auch immer unterschiedliche Lektüreintensität auf bestimmten Gebieten (z.B. den hier thematischen wissenschaftstheoretischen) und damit unterschiedlich differenzierte Wahrnehmungs- und Problematisierungsraster bedeuten. Bei solchen Unvermeidbarkeiten kommt es dann leicht zu Verhärtungen, gegenseitigen Unterstellungen des Nicht-Verstehen-Wollens, die schlußendlich in einem institutionalisierten Mißverstehen enden können: das 'schönste' Beispiel dafür ist aus der neueren Zeit sicherlich der sog. Positivismusstreit (vgl. ADORNO 1969). Der non-statement view von Theorien in der Weiterentwicklung des wissenschafts-historischen Ansatzes von KUHN ermöglicht es hier, die Möglichkeiten und Grenzen der Diskussion realistisch zu sehen: die Diskussion ist sicherlich nicht optimal (rational), wenn sie sich in vorwurfsvollem Konstatieren von Mißverstehen beim anderen oder suboptimal differenzierten Wissens- und Argumentationsstrukturen erschöpft; vielmehr ist die einzige Möglichkeit, Überzeugungsgründe zusammenzustellen, die rechtfertigen, warum eine bestimmte Wissenschaftskonzeption bedeutsamer, ergiebiger etc. ist. Genau dies möchte ich durch eine möglichst differenzierte Diskussion von Kernannahmen und Forschungskonzeption des hermeneutisch-rezeptionsästhetischen vs. empirisch-literaturwissenschaftlichen Programms versuchen – und hoffe, daß ich trotz allem (legitimen) Engagement für das eigene Paradigma unproduktive Vorwürfe, Aggressionen gegen das konkurrierende Paradigma vermeiden kann.

Diese Argumentation bezieht sich auch auf die Frageperspektive der 'bedeutsameren' Probleme; dabei ist selbstverständlich eine kritische Erörterung nicht auszuschließen oder zu meiden: die Behauptung bedeutsamerer Probleme muß ja die kritische These implizieren, daß im angegriffenen Paradigma bestimmte Fragen verkürzt werden, nicht berücksichtigt sind etc. Denn Paradigmawechsel bedeutet Problemersetzung: alte Probleme werden als nicht mehr so relevant, neue als ergiebiger, interessanter, wichtiger behauptet. Aber auch hier geht es darum, eine neue Problemsicht, Problemdefinition verständlich zu machen, zu überzeugen, daß eine neue Fragengewichtung nötig und nur innerhalb einer bestimmten Forschungskonzeption zu erreichen ist. All dies sind Argumentationen, die, wie der non-statement view zeigt, nicht durch Rekurs auf irgendwelche Daten oder Ergebnisse – welchen Erfahrungsbegriff man auch immer vertritt – strikt entscheidbar sind; ich werde deshalb versuchen, eine Paradigmadiskussion zu führen, die durchaus in kritischer Absetzung vom konkurrierenden Paradigma, aber in konstruktiver Konzentration auf Problem- und Methodenfragen (anhand konkreter Beispiele) die potentiellen Fortschritte des neuen Paradigmas herausarbeitet.

Paradigmawechsel?

Die Konkurrenz zwischen dem (hermeneutisch-)rezeptionsästhetischen Ansatz und dem Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaft als möglichen Richtungen für einen Paradigmawechsel weist in der konkreten wissenschaftsgeschichtlichen Situation noch eine zusätzliche Komplikation auf: in bezug auf das bisher herrschende Paradigma der werkimmanenten Ästhetik/Interpretation sind die beiden konkurrierenden Forschungsprogramme z.T. übereinstimmend, z.T. nicht. Im Rahmen einer Vorstrukturierung läßt sich diese partielle Konvergenz und Divergenz ganz grob so festlegen: da sowohl Rezeptionsästhetik wie Empirismusprogramm von der kommunikationstheoretischen Perspektive (s.o.) ausgehen, stimmen sie relativ weitgehend hinsichtlich der ästhetischen Voraussetzungen und dem von diesen abhängigen Textbegriff überein – und unterscheiden sich übereinstimmend von den entsprechenden Implikationen der werkimmanenten Interpretation. Sie divergieren allerdings im Hinblick auf die wissenschaftstheoretische Position: das rezeptionsästhetische Forschungsprogramm verbleibt (größtenteils und von der praktischen Interpretationsarbeit her vollkommen) innerhalb der hermeneutischen Wissenschaftskonzeption – wie alle die von JAUSS angeführten bisherigen Paradigmen (s.o.). An dieser Stelle liegt der entscheidende Unterschied zwischen der Position der Rezeptionsästhetik und dem Empirisierungsprogramm: die Rezeptionsästhetik hält trotz der kommunikationstheoretischen Perspektive ihres Textbegriffs die Vermischung von Rezeption und Interpretation, von Rezipient und Interpretator aufrecht, die von mir als 'Subjekt-Objekt-Konfundierung' kritisiert wird; in den Worten von RIEGER (1972, 19):

„Die wechselseitige Vermengung der externen Beobachtungsposition mit der internen Rezipientenhaltung führt dabei zu jener zirkelhaften Grundstruktur bei der Datengewinnung, die für die hermeneutisch-interpretierenden im Unterschied zu den operational-deskriptiven Wissenschaften kennzeichnend ist. Sie hat eine weitgehende Subjektivität der daraus abgeleiteten Aussagen zur Folge." Für die Empirismusposition ist dies eine Inkonsequenz und Inkohärenz der Rezeptionsästhetik,da gerade aus der rezeptionsästhetischen Konzeption des literarischen Texts die Berücksichtigung des Lesers für die Erforschung des literarischen Werks folgt – und zwar im Sinne einer Subjekt-Objekt-Trennung als Trennung von Rezipient und Interpret, so daß der (wissenschaftliche) Forscher und Interpret Rezeptionsdaten beim Leser (empirisch) erhebt. Der rezeptionsästhetische Ansatz aber zieht diese Folgerung nicht, sondern wehrt die Empirisierungskonsequenz ab: von der Grundstruktur her mit folgendem Argument: Daten durch Erhebung der Konkretisation/Rezeption literarischer Werke sind zulässig und anzustreben, wenn sie als Daten über den Leser (Lesermerkmale, Rezeptionsprozesse etc.) interpretiert werden, sie sind nicht zulässig als Daten mit Relevanz für die Interpretation des literarischen Werks selbst. Damit wird für die Sichtweise der Empirisierungsdynamik eine Immunisierungsstrategie eingeschlagen: die hermeneutische Wissenschaftskonzeption und damit Subjektivität wird aufrechterhalten, indem die empirische Erhebung literarisch Konkretisation abgeschoben wird auf literaturpsychologische und -soziologische Fragestellungen, die 'eigentliche' Werkinterpretation jedoch dem hermeneutischen 'Verstehen' vorbehalten bleibt. Immunisierungsstrategie ist diese Argumentation dann legitimerweise zu nennen, wenn der Nachweis gelingt, daß zwischen dem Annahmenkern des Textbegriffs und der Methodikkonzeption eine interne Inkohärenz besteht, die im Prinzip den Erkenntnisfortschritt dieser neuen (rezeptionsästhetischen) Problem- gleich Gegenstands-Sicht der Literaturwissenschaft wieder zurücknimmt bzw. zerstört. In der Bewertung der Empirismusperspektive führt diese Immunisierungsstrategie also letztlich zu einer Vermeidung des behaupteten Paradigmawechsels und ist daher als abwehrende Verteidigung der traditionellen hermeneutischen Literaturwissenschaft einzuschätzen.

Damit erweist sich als *zentrales Bestimmungsstück einer Paradigmadiskussion unter der Konkurrenzperspektive von Rezeptionsästhetik und Empirisierungskonzeption die Funktion der rezipientenorientierten Konkretisationserhebung: ist sie als Werk- oder als Leserdatum anzusehen?* Die Analyse dieser Frage erfordert entsprechend dem skizzierten Paradigmabegriff (non-statement view) zunächst eine Diskussion der damit zusammenhängenden zentralen Kernannahmen, auch wenn sie z.B. im Textbegriff einen gemeinsamen Ausgangspunkt besitzen und anschließend eine Diskussion der Adäquanz der (hermeneutischen bzw. empirischen) Forschungsmethodik in bezug auf die vom Textbegriff her vorgegebenen Gegenstandsmerkmale. Dabei muß ein Vertreter der Empirisierungskonzeption natürlich den Nachweis versuchen, daß das hermeneutische Paradigma zu den genannten Inkohärenzen führt, während das empirische eine in sich kohärente und ergiebige Forschungskonzeption und -praxis ermöglicht.

Ihn kritisch zu rezipieren, setzt beim Leser zumindest eine rudimentäre Kenntnis der Grundstruktur empirischer Wissenschaften und ihres Forschungsprozesses voraus. Der oben skizzierte non-statement view von Theorien hat gezeigt, daß es nicht legitim wäre, diese Kenntnisse bei Mitgliedern einer hermeneutisch-disziplinären Matrix einfach vorauszusetzen. Die vorwurfsvolle Kritik z.B. von IHWE (1973) und PASTERNAK (1975) an der Unkenntnis der Hermeneutiker im Hinblick auf die Theorie empirischer Wissenschaften ist also zurückzuweisen. Daher soll im folgenden noch einmal eine kurze Skizze der Zielkriterien empirischer Wissenschaften und ihrer Forschungsstruktur gegeben werden; dabei übernehme ich von jetzt ab zur Benennung dieser Theorie der i.e.S. empirischen Wissenschaften den terminologischen Vorschlag von PASTERNAK (1975, 36), der die übereinstimmenden Perspektiven von analytischer Wissenschaftstheorie, kritischem Rationalismus etc. als Theorie des Szientismus benennt. Der wissenschaftstheoretisch informierte Leser möge bitte die folgenden petit gesetzten Abschnitte überspringen.

Die Zielkriterien der szientistischen Wissenschaftskonzeption und Methodologie sind in stichwortartiger Zusammenstellung (vgl. PASTERNAK 1975; SCHMIDT 1975; ausführlicher GROEBEN & WESTMEYER 1975; auch WOHLGENANNT 1969; PRIM & TILMANN 1973): Die szientistische Methodologie strebt informationshaltige, erklärungskräftige Hypothesen, Gesetzmäßigkeiten, Theorien an; dazu ist theorieintern die Präzision der theoretischen Begriffe und die Widerspruchsfreiheit der Ableitungen innerhalb einer Theorie Voraussetzung; das Kriterium des Informations- bzw. Realitätsgehalts führt zu der für eine Empirisierung wichtigsten Konsequenz im Aufbau von Theorien: der Unterscheidung von Beobachtungsebene und theoretischer Interpretation; theoretische Begriffe sind Konstruktionen, die nicht direkt in der Realität aufgefunden werden können, sondern für die nur empirische Indikatoren angebbar sind; solche empirischen Indikatoren (Beobachtungsdaten) sind dadurch gekennzeichnet, daß sie intersubjektiv festgestellt (wahrgenommen/gemessen) werden können; empirische Hypothesen zeichnen sich dadurch aus, daß sie mit Hilfe intersubjektiv beobachteter Daten (Basissätze) falsifiziert werden können; dabei ist man von der Vorstellung einer (induktiven) Verifizierung abgekommen und geht nur von einer Bewährung aus; eine Hypothese bewährt sich, wenn sie Falsifikationsversuchen (möglichst oft) widersteht; das Zentrum einer empirisch-wissenschaftlichen Methodologie besteht daher in der Kritik theoretischer Hypothesen anhand i.e.S. empirisch erhobener, intersubjektiver Daten. Diese regulativen Zielkriterien werden durch die Struktur des empirischen Forschungsprozesses zu realisieren versucht (vgl. Abb. 2; entsprechend GROEBEN 1972a, 18f.).

Das Generierungsschema stellt – idealisierend-normativ – den Ablauf empirischer Forschung dar: die Problemfindung und damit die Entscheidung, über welche inhaltliche Gebiete der jeweilige Wissenschaftler nun forschen will, hängt natürlich von einer Fülle von individuellen und gesellschaftlichen Determinationen ab, die jetzt hier nicht behandelt werden können (vgl. dazu SPIEGEL-RÖSING 1973; GROEBEN & WESTMEYER 1975). Entsprechend den vorwissenschaftlichen (alltagssprachlichen) Problemvorstellungen sucht der Forscher nach (sprachlich präzisierten) Zugangsweisen (aus der wissenschaftlichen Literatur etc. (1)), die ihm eine Ableitung von Modellen, Theorien, Hypothesen (2) in fachsprachlicher Eindeutigkeit erlauben. Solche Hypothesen müssen dann in der Realität nachgeprüft werden, meistens in Form eines Experiments, für das man parallel zur theoretischen Hypothese eine Arbeitshypothese in möglichst theoriefreier Sprache (3.1.) formuliert. Durch die Hypothese werden bestimmte Zusammenhänge zwischen Bedingungen und Ereignissen (cf. sog. 'Kausalprinzip') behauptet, die im Experiment durch unabhängige und abhängige Variablen repräsentiert sind; der Inhalt dieser Variablen wird entsprechend den theoreti-

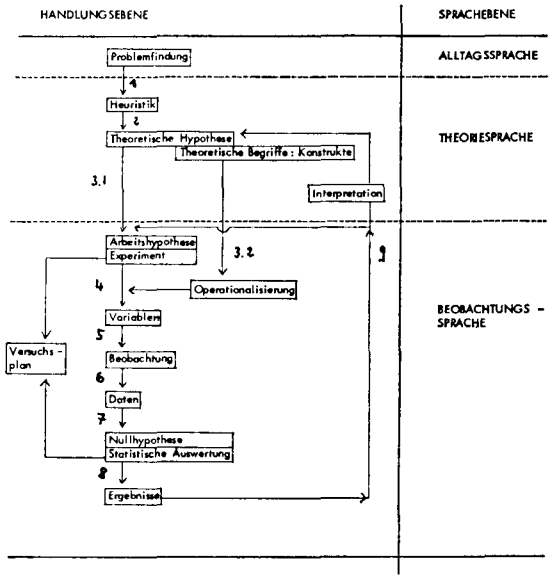


Abb. 2.: Generierungsschema des empirischen Forschungsprozesses (GROEBEN 1972a, 18)

schen Begriffen innerhalb der Hypothese (sogenannte hypothetische 'Konstrukte') festgelegt, indem die Begriffsbedeutungen operational definiert und damit die beobachtbaren Begriffsteilmengen abgehoben werden (3.2.). Die so in Bedingungs- bzw. Ereignisseite klassifizierten und durch bestimmte Handlungen bzw. (Beobachtungs-) Instrumente (HOLZKAMP: Realisationsmittel) festgelegten Variablen (4) werden entsprechend dem Versuchsplan (der in Interaktion mit den statistischen Auswertungsmodellen zu bestimmen ist) variiert und beobachtet (5); Die Zusammenstellung der beobachteten Fakten ergibt den Datenkorpus (6), an dem die Überzufälligkeit der erwarteten (vgl. Arbeitshypothese) Variation der abhängigen Variable (Nullhypothese; Formulierung der zufälligen Variation) statistisch gesichert werden kann (7). Der experimentell gesicherte (oder evtl. auch nicht gesicherte) Bedingungs-Ereignis-Zusammenhang (8) wird auf theoriesprachlicher Ebene in bezug auf seine Bedeutung für die übergeordnete Theorie abgeschätzt bzw. zur Kritik des vorliegenden Experiments etc. benutzt (Interpretation (9)). Mit Hilfe solcher approximativen Validierung bzw. Falsifikation ist für die theoretische Hypothese eine empirische Geltungsprüfung und für die theoretischen Begriffe (Konstrukte, s.u.) ein (sprach- bzw.) theorietranszendenter Realitätsgehalt erreichbar.

Von den mit dieser Forschungsstruktur methodologisch angezielten Kriterien (Explizitheit, Intersubjektivität etc., SCHMIDT 1974b, 22f.; PASTERNAK 1975, 43ff.) ist für eine Empirisierung der Literaturwissenschaft das Ziel der intersubjektiven Kritik von Theorien, d.h. die Lösung des sog. Basisproblems im szientistischen Sinn zentral: das heißt die Antwort auf die Frage, auf welche Art von Daten sich die Kritikargumente beziehen sollen, mit deren Hilfe sich theoretische Hypothesen ablehnen (falsifizieren) oder bewähren lassen.

Nach szientistischer Argumentation sollen dies Erfahrungsdaten (i.e.S.; vgl. PASTERNAK 1975, 43) sein, d.h. aufbauend auf einer Subjekt-Objekt-Trennung gewonnene Beobachtungsdaten. Damit ist die Hermeneutik – wie von seiten des Szientismus vielfach begründet (vgl. STEGMÜLLER 1969) – als Methode zur intersubjektiven Überprüfung von Theorien abgelehnt, da sie sich im Prinzip nur auf subjektive Nachvollziehbarkeit und damit lediglich auf ein intuitiv-introspektionistisches Evidenzkriterium stützen kann (vgl. ausführlicher GROEBEN 1972a; PASTERNAK 1975, 44, 164f.; SCHMIDT 1975, 24ff.); als ein heuristisches Verfahren zur Gewinnung von Hypothesen ist sie selbstverständlich zugelassen. Diese Kritik an der hermeneutischen Position bedeutet allerdings (wie ich ausführlich zu zeigen versucht habe: GROEBEN 1972a, 167ff.) keine Absage an das Postulat der hermeneutischen Literaturwissenschaft, daß ihre Basis Verstehensdaten seien! Beobachtung bedeutet innerhalb der szientistischen Konzeption eine operativ-instrumentelle Sicherung intersubjektiver Nachprüfbarkeit, nicht eine Reduktion der möglichen Datenkategorien auf physiologische Reaktionen, reine Verhaltensdaten oder dergl. (wie es eine überholte Vorstellung vom sog. 'Positivismus' befürchten könnte). PASTERNAK hat dieses Ergebnis der Diskussion über die Empirisierung der Literaturwissenschaft komprimiert zusammengefaßt: „Kontrollierbare Beobachtungsdaten, genauer, Verstehensdaten aufgrund von Konkretisationen literarischer Werke müssen mittels (weitgehend) theoriefreier, subjektunabhängiger Beschreibungssysteme fixiert werden. Verstehensdaten sind dabei als Sinneinheiten aufzufassen und nicht etwa als theorie- und sinnfreie 'Gegebenheiten', wie sie der ältere Positivismus angenommen hat." (1975, 44) Beobachtungen in diesem Sinn sind allerdings nur aufgrund der bereits oben vorgeschlagenen Subjekt-Objekt-Trennung im Sinne einer Trennung von Interpret und Rezipient, von Rezeption und Interpretation zu gewinnen; diese Trennung und die *Möglichkeit der Gewinnung* von entsprechenden *Beobachtungsdaten durch Konkretisations- bzw. Rezeptionserhebung* wird daher *bei der Diskussion eines Paradigmawechsels das zentrale Problem innerhalb der Methodologie-Dimension* bilden.

Die Nicht-Aussagenkonzeption von Theorien hat die These der Inkommensurabilität von Paradigmen in einem Punkt als gerechtfertigt ausgewiesen: nämlich insofern als die Konkurrenz von Paradigmen nicht durch Rekurs auf entsprechende Daten, Untersuchungen etc. stringent zu entscheiden ist. In einem zweiten Sinn aber wird die Unvergleichbarkeitsthese nicht akzeptiert: in bezug auf den Erkenntnisfortschritt von zwei aufeinanderfolgenden Paradigmen. Hinsichtlich dieser Dimension hat STEGMÜLLER (1973, 254ff.) in Weiterführung von LAKATOS (progressiver vs. degenerativer Wandel von Forschungsprogrammen; 1970) den Wechsel von Paradigmen unter dem non-statement view als Form der Theorienreduktion rekonstruiert. Danach wird eine alte Theorie von der neuen in einem dreifachen Sinn 'aufgehoben': die neue muß die Erklärungsleistungen der alten Theorie ebensogut erbringen können; sie muß darüber hinausgehende Phänomene, die 'neuen' Probleme, Gegenstands-

perspektiven etc. befriedigend behandeln, erklären können; außerdem muß sie erklären können, warum die alte Theorie bestimmte Phänomene, Fragen nicht zufriedenstellend beantworten konnte. Damit erhält die Rede vom Paradigmawechsel – wenn mit einem solchen Wechsel ein Erkenntnisfortschritt gemeint sein soll und wer wollte schon wissenschaftlichen Wechsel ohne Fortschritt propagieren – eine weitere Anforderung: Paradigmawechsel bedeutet nicht nur eine Problemersetzung (indem andere Fragen, Probleme als bedeutsamer angesetzt werden) und einen Wandel der Wissenschaftskonzeption (indem neue methodologische Kriterien eingeführt werden), sondern auch eine stärkere Leistungsfähigkeit, indem sowohl die neuen als auch die alten Probleme innerhalb des neuen Paradigmas zu lösen sind. Und hier liegt einer der stärksten Vorbehalte der hermeneutischen Literaturwissenschaft gegen einschlägige Empirisierungsprogramme: im Argument, daß auf der Grundlage einer solchen Wissenschaftskonzeption die zentrale Aufgabe der klassischen Literaturwissenschaft, nämlich die Interpretation literarischer Werke im Sinne der Herausarbeitung eines (überindividuell gültigen) Textsinns (vgl. zur Zentralität SCHMIDT 1975, 21), nicht einlösbar ist. Das Sprechen vom Paradigmawechsel ist entsprechend der non-statement Perspektive nur sinnvoll, wenn man die hinter diesem Argument stehende Anforderung als legitim anerkennt. Daß die kommunikationstheoretische Perspektive einer empirisierten Literaturwissenschaft gegenüber der klassischen Werkinterpretation weitgehend eine Problemersetzung darstellt, ist relativ evident und leicht plausibel zu machen: es stehen Textverarbeitungsprozesse im Vordergrund, also u.a. Merkmale von Rezeptionsprozessen in Abhängigkeit von Textsorten, Textcharakteristiken etc., Lesermerkmale, Wirkung von Texten, Rückkoppelungsprozesse zwischen Rezeption und Produktion, Produzentenmerkmale und ihre Determination auf Textsorten usw. Gleichzeitig muß *für das neue Paradigma* aber auch *nachgewiesen* werden, *daß alte Probleme wie z.B. die Interpretation literarischer Werke* zwar geringer gewichtet werden, trotzdem aber *auch innerhalb des neuen Forschungsprogramms zufriedenstellend, d.h. nicht schlechter als im alten Paradigma gelöst werden.* Die Propagierung des Empirismusprogramms als Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft wird also hinsichtlich der Problemperspektiven zweierlei verdeutlichen müssen: daß die alten Probleme, vor allem das der Werkinterpretation, mit der vorgeschlagenen empirischen Methodologie mindestens genauso gut zu lösen sind und auf welche Weise diese Fragen in eine neue, umfassendere Problemperspektive eingebettet und transformiert werden.

Aufbau der Arbeit

Damit sind die wichtigsten Frageperspektiven für die folgende Analyse entwickelt und begründet. Der Vorschlag eines Empirisierungsprogramms für die Literaturwissenschaft unter dem Aspekt des Paradigmawechsels als Erkenntnisfortschritt muß folgende Problemdimensionen und Themenbereiche behandeln und einer Lösung zuzuführen versuchen:

– die Kernannahmen eines neuen Paradigmas (Textbegriff, Ästhetikvoraussetzungen, Funktion der Rezeption, Textverarbeitung etc.) einschließlich der Kohärenz bzw. Inkohärenz dieser Annahmen mit einer hermeneutischen oder empirisch-szientistischen Methodologie;

– Möglichkeit, Rechtfertigung und Aussehen einer im engeren Sinn empirischen Methodologie, die das Wissenschaftskriterium der 'Intersubjektivität' durch eine Subjekt-Objekt-Trennung qua Forscher-Rezipient-Trennung realisiert, indem als Beobachtungsdatum die Rezeption bzw. Verarbeitung literarischer Texte systematisch-kontrolliert erhoben wird;

– die Frage der Leistungsfähigkeit des neuen (empirischen) Paradigmas für Forschungsprozesse und -lösungen der klassischen Literaturwissenschaft (wie Interpretation etc.), wobei eventuelle Transformationen der Problemstellungen durch Einbettung in neue Zusammenhänge, Umgewichtung von Problembedeutsamkeit etc. herauszuarbeiten und zu begründen sind;

– die wichtigsten Aspekte der Problemersetzung durch den Paradigmawechsel, d.h. Antwort auf die Frage, welche Phänomene, Probleme, Gegenstandsbereiche durch eine empirische Literaturwissenschaft gänzlich neu oder differenzierter oder umfassender angegangen und erforscht werden können.

Diese Fragenaufstellung zeigt schon, daß es nicht Ziel der vorliegenden Arbeit ist, die Zahl der abstrakt-theoretischen programmatischen Analysen zur Wissenschaftskonzeption in der Literaturwissenschaft um eine weitere zu vermehren. Sicherlich ist die wissenschaftstheoretische Fundierung eines neuen Forschungsprogramms der erste notwendige Schritt (vgl. SCHMIDT 1972b, 42); aber bei wissenschafts- und literaturtheoretischer Programmatik stehenzubleiben, ist dem Wechsel zu einem neuen, propagierten Paradigma letztendlich wenig förderlich angesichts des legitimen Interesses des wissenschaftlichen Forums, die Praktikabilität und Ergiebigkeit des vorgeschlagenen Forschungsprogramms an konkreten Beispielen möglichst anschaulich verdeutlicht zu bekommen. Dies aber ist nur durch die methodenorientierte Darstellung von Untersuchungsbeispielen ('exemplars' – Musterbeispiele – nach KUHN) möglich; eine solche Darstellung von Untersuchungsbeispielen soll in Verbindung mit der Kernannahmendiskussion daher im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen. Diese grundsätzliche Ausrichtung auf konkrete empirische Methodik und Materialien kann aber natürlich nicht die Begrenzungen überspringen, die in der Neuartigkeit des propagierten Paradigmas liegen. Auch der Diskussion von Untersuchungsbeispielen muß beim gegenwärtigen (noch unentwickelten) Stand eines empirisch-literaturwissenschaftlichen Forschungsprogramms notwendig eine programmatische Komponente inhärent bleiben. Es ist nicht möglich – und wie ich meine, auch nicht sinnvoll – entsprechend der Forderung von PASTERNAK (1975, 179) mit dem Auf- und Ausbau von präzisen Theorien beginnen zu wollen; entsprechend dem non-statement view liegt der Ausgangspunkt vielmehr in einer neuen Problemdefinition mit gleichzeitiger Ent-

wicklung einer neuen Methodologie – mit deren Hilfe dann im praktischen Forschungsprozeß der Gegenstand konstituiert wird. Ich werde daher zum gegenwärtigen Zeitpunkt die herangezogenen Untersuchungen hauptsächlich unter dem Methodenaspekt diskutieren, und weniger hinsichtlich ihrer speziellen Ergebnisse und deren Beitrag zum Aufbau bestimmter Theorien (sei es über den Textsinn erforschter literarischer Werke oder spezifischer Rezeptionsprozesse etc.). D.h.: die Diskussion von Untersuchungsbeispielen konzentriert sich über die Methodikperspektive auf die Ebene der potentiellen Ergebnisse – als Indikator für die erreichbare und begründbare Ergiebigkeit eines empirisch-literaturwissenschaftlichen Forschungsprogramms. Diese Beschränkung auf die Methodendimension und damit auf die potentielle Fruchtbarkeit ist bei einem Paradigma, das noch nicht 'herrschendes' Forschungsprogramm ist, da der Wechsel zu ihm hin ja gerade begründet werden soll, unvermeidlich (vgl. LAKATOS 1970). Im folgenden werden die oben skizzierten Themenbereiche daher konkret in der Reihenfolge, wie sie auch dem empirischen Forschungsprozeß entspricht, aufgearbeitet: Das Kap. II beginnt mit der Explikation der wichtigsten Kernannahmen und ihrer (kohärenten) Relation zur empirischen Methodologie; diese Methodologie der Rezeptionserhebung wird im Kap. III hinsichtlich einiger wichtiger bereits angewandter Verfahren an Beispieluntersuchungen vorgestellt; darauf aufbauend ist die Verwendung solcher i.e.S. empirischer Daten bei der Lösung des klassisch zentralen Problems der Werkinterpretation (Trennung Rezeption – Interpretation) zu diskutieren (Kap. IV); abschließend wird die Ausweitung des literaturwissenschaftlichen Gegenstands- und Problembereichs durch eine kommunikationstheoretische Erklärungsperspektive, vor allem in bezug auf Lesercharakteristika und Textwirkung, besprochen (Kap. V).

II. KERNANNAHMENDISKUSSION UND -EXPLIKATION

Konzentration auf zwei Kernannahmenbereiche

Jedes Paradigma manifestiert in seinem Annahmenkern ein bestimmtes Gegenstandsverständnis. So faßt nach KUNNE-IBSCH (1974, 2) das positivistisch-historische Paradigma das literarische Werk als 'Dokument' auf, die werkimmanente Interpretation versteht den literarischen Text als 'Monument' und die rezeptionsästhetische Position geht vom Text als 'Zeichen/Appellstruktur' aus. Interessanterweise gehen all diese Gegenstandskonzeptionen, wie PASTERNAK (1975) nachgewiesen hat, auf seiten der Wissenschaftskonzeption mit einem Interpretationspluralismus parallel (oder konform?), d.b. das Zulassen oder sogar Propagieren einer Vielzahl von (möglichen) Interpretationen literarischer Werke, entweder als „Nebeneinander gleich gültiger Deutungen" oder als „Nacheinander letzt gültiger Interpretationen" (PASTERNAK 1975, 12). Dabei resultieren die Begründungen für diesen Interpretationspluralismus aus ganz unterschiedlichen Gegenstandskonzeptionen, die ihrerseits wiederum aus verschiedenen historischen Stadien der literaturwissenschaftlichen Paradigmaentwicklung stammen. PASTERNAK arbeitet in differenzierter Analyse als Begründungen für den Interpretationspluralismus heraus: die These der 'Unerschöpflichkeit des literarischen Werks' im historisch-hermeneutischen Ansatz, der 'Unbestimmtheit des Textes' von seiten der phänomenologischen Position, der 'Verschiedenverstehbarkeit (Polyinterpretabilität), Neudeutung, Aktualisierung' durch das semiotisch-strukturalistische Paradigma (vgl. PASTERNAK 1975, 11 und 46ff.). Dabei bemängelt er allerdings engagiert die Beliebigkeit, mit der hier Argumente aus ganz verschiedenen theoretischen Kontexten zur Begründung des Interpretationspluralismus assimiliert werden (135); innerhalb eines solchen Eklektizismus sind entsprechende Argumente wegen der Loslösung vom theoretischen Kontext nur mehr als Topoi anzusehen, da ihre Kompatibilität nicht explizit geprüft und nachgewiesen ist. Allerdings versäumt es PASTERNAK, eine solche potentielle Inkompatibilitätsgefahr zumindest beispielhaft zu begründen. Denn im Gegensatz zu dieser Befürchtung ist m.E. durchaus eine Strukturierung möglich, die eine grundsätzliche Kompatibilität der Begründungsebenen anzunehmen rechtfertigt: indem man nämlich davon ausgeht, daß die Analyse auf der jeweils (historisch) früheren Ebene als Ergebnis zur Notwendigkeit führt, die Begründung auf der nächsten Ebene fortzusetzen. Unter dieser Perspektive läßt sich die Grundstruktur der Entwicklung des Gegenstandsverständnisses folgenderweise rekonstruieren: das Gegenstandsverständnis eines 'unerschöpflichen' literarischen Werks (unter historisch-hermeneutischer Perspektive) führt notwendig und zielrational zur Frage nach dem die-

se Unerschöpflichkeit ermöglichenden Status des literarischen Werks; die Feststellung der 'Unbestimmtheit' unter phänomenologisch-ontologischem Aspekt erfordert geradezu die Berücksichtigung der pragmatischen (also rezeptions- qua kommunikationstheoretischen) Ebene (vgl. zu diesem letzten Übergang GUMBRECHT 1971, 554). In einem so strukturierten (aufarbeitenden) Verständnis sind dann – im oben skizzierten Sinne des Erkenntnisfortschritts -- alle konvergierenden Gegenstandsbestimmungen im rezeptionsästhetisch-kommunikationstheoretischen Textbegriff 'aufgehoben'. Es handelt sich dann um einen durchaus theorieorientierten Eklektizismus (den auch PASTERNAK akzeptiert; 1975, 138), in dem die strukturparallelen Bestimmungen und Begründungen über alle Stadien und Ebenen hinweg auf der letzten (und höchsten, weil umfassendsten) Ebene zusammengefaßt werden. Mit dieser Zielrichtung soll als erster Kernannahmenbereich der Textbegriff unter rezeptionsästhetisch-kommunikationstheoretischer Perspektive diskutiert und grundlegend umrissen werden.

Die darin implizierte Vorordnung der Gegenstandsfestlegung für die Konzipierung eines Forschungsprogramms rechtfertigt sich aus der Interaktion von Gegenstand und Methodik. Denn es ist nicht möglich, einen bestimmten Gegenstand mit jeder möglichen Methode zu konstituieren; vielmehr werden mit Hilfe der jeweiligen Methodik bestimmte Merkmalsräume an der vorliegenden Realität abgehoben und damit ein bestimmter Gegenstand konstituiert (GROEBEN & WESTMEYER 1975, 25ff.). Das bedeutet: Der Gegenstand liegt nicht unverändert von der Zugehensweise einfach vor, sondern wird durch die Methodik des Forschers erst in seiner jeweiligen Bestimmtheit realisiert. Fehlt ein Problembewußtsein hinsichtlich dieses Interaktionsverhältnisses, dann kommt es u.U. zu unsinnigen Reduzierungen des Gegenstandsverständnisses, wie es sich z.B. in dem Ausspruch des berühmten Chirurgen VIRCHOW ausdrückt: er habe nun Jahrzehnte an allen Teilen des menschlichen Körpers herumgeschnitten, eine Seele gefunden habe er dabei aber nicht! Kein Wunder, solange die Seele nichts Schneidbares ist. Wenn man also ein Forschungsprogramm einseitig von der Methodikseite her konzipiert, gerät man u.U. in die Gefahr einer Gegenstandsreduzierung (in bezug auf die als zentral angezielten Gegenstandsdimensionen). Diese Erfahrung hat im Bereich der Literaturwissenschaft besonders die Linguistik machen müssen; eine naive 'Linguistisierung der Literaturwissenschaft' wird heute auch von linguistischer Seite eindeutig abgelehnt (vgl. SCHMIDT 1975, 85), eben weil sie als umarmende 'Exaktifizierung' zu einer „gegenstandsinadäquaten heuristischen Phänomenvorkonzeptualisierung (inadäquaten Gegenstandskonstitution)" führt (KÖCK 1972, 18). Gerade der non-statement view von Theorien macht deutlich, daß eine Kritik von Methodologien nur aufgrund eines Gegenstandsvorverständnisses (HABERMAS) möglich ist, das sich in der durch einen Annahmenkern gegebenen Problemdefinition manifestiert. Die Frage nach der Kohärenz oder Inkohärenz einer Methodik zur angezielten Gegenstandskon-

stituierung setzt daher die Explikation der Kernannahmen bezüglich der Gegenstandsvorstellung voraus; insofern sind zunächst die zentralen Annahmen aus dem Bereich der Ästhetik-, Literatur- und Texttheorie festzulegen (vgl. SCHMIDT 1970, 45; 1975, 8). Danach allerdings ist als zweiter unverzichtbarer Kernannahmenbereich die mit dem konzipierten Textbegriff kohärente Methodologie strukturell herauszuarbeiten. In diesem Sinn sollen im folgenden als die beiden zentralen Kernannahmenbereiche die Offenheit des Kunstwerks (qua rezeptionsorientiertem Textbegriff) und die kommunikationszentrierte Methodik (als konsequente, kohärente Realisierung eines Intersubjektivitätskriteriums im Sinn der Subjekt-Objekt-Trennung) expliziert werden.

II. A. Noch einmal: Der Textbegriff

II. 1. Polyfunktionalität, Polyvalenz, Polyinterpretabilität

Ausgangspunkt literaturwissenschaftlicher Forschungskonzeption ist heute relativ übereinstimmend ein Textbegriff, der nicht nur unter produktions- oder darstellungsästhetischer, sondern auch (z.T. vor allem) unter rezeptionsästhetischer Perspektive konzipiert ist. Man kann diese Verschiebung des Akzents von Produktions- auf Darstellungsästhetik und von dort auf eine Rezeptionsästhetik in der Tat als einen Erkenntnisfortschritt sehen, der durch einen Theorienwechsel in der von KUHN geschilderten Art zustandegekommen ist. Die produktions- und darstellungsästhetische Textkonzeption impliziert eine Geringschätzung des Adressaten (WARNING 1975b, 9), die sich im Postulat der Autonomie des literarischen Werks manifestiert. Gerade die differenzierte, eingehende Analyse dieses als autonom aufgefaßten Werks innerhalb einer Phase von 'normaler', rätsel-lösender Wissenschaft (KUHN 1967, 58ff.) führt aber zu Aporien hinsichtlich der Adressaten-Vernachlässigung. Das Herausarbeiten von Unerschöpflichkeit und Unbestimmtheit des literarischen Texts macht die Einbeziehung des Lesers unabweisbar. So führte gerade das Präzisieren des Autonomie-Postulats in eine Krise des produktions- und darstellungsästhetischen Ansatzes, die nur von einem rezeptionsästhetischen Paradigma überwunden werden kann. Auf diese Weise hat sich seit den 50er Jahren (in Weiterentwicklung von Vorgängerpositionen wie dem russischen Formalismus und tschechischen Strukturalismus) eine Textästhetik entwickelt (vgl. FRIEDRICH 1956; EMRICH 1963; JAUSS 1965; KESTING 1965), die den Text zumal der literarischen Moderne durch Merkmale bestimmt sieht, die zumindest mittelbar den komplementären Pol des Rezipienten voraussetzt. Dazu gehören auf der sprachimmanenten Ebene solche Charakteristika wie 'hermetische Symbolik, Vieldeutigkeit, Alogizität' etc. (vgl. ausführlicher GROEBEN 1972a, 148ff.); denn die resultierende 'Monologhaftigkeit' der (modernen) Literatur bedeutet per se keine Abschwä-

chung der Kommunikationssituation, sondern erfordert gerade im Gegenteil eine notwendig stärkere, kommunikative Aktivität von seiten des Lesers. Gleiches gilt für die Merkmale, die für die Relation von (literarischer) Sprache und Realität festgestellt werden: wie 'Perspektivität, Destruktion, Potentialität, Utopiehaftigkeit' etc.; all diese Merkmalsräume basieren auf der in der literarischen Sprache im Unterschied zur Alltagssprache intendierten und realisierten Materialhaftigkeit der sprachlichen Zeichen, oder in der Sprachform des Formalismus und Strukturalismus, die diesen Aspekt der Opposition von Alltags- und literarischer Sprache begründet haben: auf der „dominant selbstreferentiellen Sprachverwendung" literarischer Texte (WARNING 1975b, 13). ECO hat diese Merkmalsräume anschaulich als die 'Offenheit' des Kunstwerks zusammengefaßt (1973) – wobei der Terminus Kunstwerk signalisiert, daß damit eine Geltung für alle Kunstbereiche beansprucht wird (1973, 11). Für diese 'Offenheit' ist die Mehrdeutigkeit auf semantischer Ebene (Polysemie) die zentrale, umfassendste und fundierende Kategorie: „das Kunstwerk gilt als eine grundsätzlich mehrdeutige Botschaft, als Mehrheit von Signifikaten (Bedeutungen), die in einem einzigen Signifikanten (Bedeutungsträger) enthalten sind" (ECO 1973, 8). Dabei gilt für ECO diese „Ambiguität der künstlerischen Botschaft" als 'Konstante' über alle Zeiten hinweg (o.c., 11). Natürlich handelt es sich bei der so gefaßten 'Offenheit' des Kunstwerks um eine sehr weitgehende Abstraktion (z.B. über all die oben stichwortartig benannten Merkmale) im Sinne einer regulativen Zielidee: das damit entworfene 'Modell des offenen Kunstwerks' (o.c., 12) faßt also die theoretischen und ästhetischen Feststellungen über literarische Texte programmatisch zusammen. Für unseren Zusammenhang ist dabei vor allem die Konsequenz im Hinblick auf die Kommunikationsstruktur relevant: durch die Offenheit des Kunstwerks wird der pragmatische Aspekt konstitutiv in den Textbegriff eingeführt: „Das Modell eines offenen Kunstwerks gibt nicht eine angebliche objektive Struktur der Werke wieder, sondern die Struktur einer Rezeptionsbeziehung" (o.c., 15).

Das bedeutet zunächst einmal begriffsanalytisch: Begriffe, die ästhetische Textmerkmale bestimmen, sind als zweistellige Relationsbegriffe einzuführen – in denen also die Beziehung zwischen Text und Rezipient angegeben wird. Inhaltlich bedeutet das: Der *Rezipient* ist *als notwendiger 'Vollender' des Kunstwerks,* durch den das literarische Werk erst real konstituiert wird, anzusehen (o.c., 29): „Er ist am *Machen* des Werkes beteiligt" (o.c., 41; vgl. auch 55). Diese Differenzierung der Offenheit des Kunstwerks in bezug auf die Werk- und Leserperspektive hat besonders SCHMIDT (1971; 1974b) mit seiner Unterscheidung von Polyfunktionalität und Polyvalenz herausgearbeitet. Die Polysemie des Textes kommt durch eine polyfunktionale Vertextung der Textelemente zustande (1971, 19ff; 1974b, 41f.), d.h. z.B. ein „Wort in einem sprachlichen Kunstwerk fungiert zugleich als (voll) integriertes funktionales Textkonstituens und als euphonisches, rhythmisches, assoziatives

etc. Objekt" (1971, 19). Daraus folgt auf der Rezeptionsseite für den Leser eine Polyvalenz, d.h. der Leser kann eine Mehrzahl von (Text)bedeutungen konstituieren. Polyfunktionale Texte sind in bezug auf den Leser also, u.a. über das Charakteristikum der jeweils mehr oder weniger ausgeprägten, aber auf jeden Fall prinzipiell implizierten 'Situationsabstraktheit', durch eine Reduzierung rezeptionsdirektiver Komponenten ausgezeichnet (1974b, 40f.). Daraus folgt – noch einmal –, daß der Leser und seine *reproduktive* Aktivität eine 'bedeutungskonstitutive Instanz' ist (1974b, 43). Die diesem Sachverhalt angemessene Rezeptionshaltung wird von SCHMIDT als 'konkretes Sehen' konzipiert, d.b. eine 'polyperspektivische' Rezeption aus analytisch-ästhetischer Distanz (1971, 41f.; 52). Damit ist in der Tat ein Paradigmawechsel innerhalb des Bereichs von Texttheorie und Ästhetik vollzogen: während nämlich das alte Paradigma ontologisch (LINK 1973, 533) und essentialistisch (PASTERNAK 1975, 86f.) das 'Wesen' von Kunst festzustellen suchte, liegt jetzt eine funktionale Bestimmung der Bedeutung vor (PASTERNAK 1975, 87). Das Ausgehen von der ontologischen Perspektive bedeutet dabei nicht unbedingt – wie es LINK (1973, 539) gegenüber ISER als Vorwurf erhebt – ein Verharren 'auf dem Boden des alten Paradigmas'; dann nämlich nicht, wenn diese Ausgangsanalyse zum Ergebnis der Unvollständigkeit dieser Ebene und der Ergänzung im Sinne einer Erweiterung durch einen funktionalen Textbegriff führt. Ein solcher *funktionaler Textbegriff* hat dann auch notwendig Konsequenzen für die Konzeption der (literatur)wissenschaftlichen Aktivitäten: *polyfunktionale Vertextung bedeutet auf der Rezipientenseite Polyvalenz,* Polyvalenz *für den Leser* und seine *bedeutungskonstitutive Aktivität* bedeutet für den wissenschaftlichen Interpretationsbereich Polyinterpretabilität. Eine Polyinterpretabilität, die auf der bedeutungskonstitutiven Funktion der Rezipientenaktivität basiert, muß von einer Virtualität des Textsinns ausgehen: „Dort . . ., wo Text und Leser zur Konvergenz gelangen, liegt der Ort des literarischen Werks, und dieser hat zwangsläufig einen virtuellen Charakter" (ISER 1975, 253, 257). Daraus folgt für die methodologische Konzeption eines entsprechenden Forschungsprogramms, daß der Textsinn von den bedeutungskonstitutiven Leseraktivitäten aus zu 'konstruieren' ist: im Sinne einer theoretischen Konstruktion, als die literaturwissenschaftliche Interpretation dann anzusehen ist und als welche sie entsprechend der potentiellen Vielfalt von Leserdaten (Polyvalenz) eine Vielfalt von Textsinn-Konstruktionen (Polyinterpretabilität) entwickeln kann. Die Frage, welche methodologischen Konsequenzen aus dieser Rezipientenorientierung der so entwickelten Texttheorie und Ästhetik zu ziehen sind bzw. ob die rezeptionsästhetische Position diesen Konsequenzen vollauf gerecht wird, soll im zweiten Teil dieses Kapitels erörtert werden. Vorab ist zu klären, ob die skizzierte Rezipientenorientierung in der Tat als allgemeingültige (ästhetiktheoretische) Basis für eine heutige Literaturwissenschaft vorauszusetzen ist.

II. 2. Kritikansatz: Verabsolutierung einer speziellen Ästhetik

Der erste und grundlegende Einwand, der alle potentiellen Konsequenzen für eine Forschungskonzeption und -methodologie auf der Grundlage dieses Textbegriffs in Frage stellen würde, bezieht sich auf die Geltungsbreite der skizzierten Ästhetiktheorie. Der Ansatzpunkt einer Einschränkung dieser Ästhetik auf bzw. für bestimmte literarische Werke oder Epochen ergibt sich schon aus der Entstehung dieser Ästhetiktheorie: wurde doch die (maximale) Offenheit des literarischen Werks zunächst innerhalb einer 'Strukturdivergenzthese' als Ästhetik der Moderne in Abhebung von der 'klassischen' Ästhetik behauptet (vgl. JAUSS 1965, 153; GROEBEN 1970). So liegt der Einwand nahe, daß hier eine spezielle Ästhetiktheorie ungerechtfertigt verabsolutiert wird, – und wird auch dezidiert erhoben, z.B. von INGEN (1974, 111): „Es ist der Verdacht nicht ganz unbegründet, daß ein Element bestimmter literarischer Texte zur Grundlage für eine allgemeine Literaturtheorie genommen wird, wodurch weite Bereiche . . . ausgeklammert werden"; oder noch sicherer: LINK (1976, 134): „Zur Grundlage einer für alle Zeiten als gültig gedachten Bestimmung von Ästhetizität wird eine Textbeschaffenheit genommen, die ihr Modell in einer ganz bestimmten, historisch eingrenzbaren Spielart von 'Literatur' hat" (vgl. auch LINK 1973, 573). Die Entstehung dieser Verabsolutierung ist, so vermuten die Kritiker, durch eine entsprechende implizite Wertung, und zwar Hoch-Wertung der behaupteten Polyfunktionalität, Polyvalenz etc. begründet: „In den skizzierten Ansichten der Besonderheit des literarischen Textes schlägt überall der elitäre Dichtungsbegriff der immanenten Literaturwissenschaft durch, m.a.W. Polyvalenz und Ambiguität werden zum Wertkriterium. . ." (INGEN 1974, 110). Diese Vermutung ist sicherlich zu großen Teilen gerechtfertigt: sie ist auf jeden Fall für die Position der 'Strukturdivergenzthese' zwischen klassischer und moderner Ästhetik richtig (also für z.B. FRIEDRICH 1956; KESTING 1965 etc.; auch für GROEBEN 1970). Wenn man die Aufeinanderfolge der literaturwissenschaftlichen Paradigmen, so wie oben rekonstruiert, als eine Aufeinanderfolge von Analysen auf verschiedenen Ebenen und 'Aufhebung' der früheren Erkenntnisse auf hörer Ebene auffaßt, sollte diese Wertungsimplikation beim Übergang *vom immanenten zum rezeptionsästhetischen Paradigma allerdings eliminiert* sein. Es ist jedoch zuzugeben, daß das nicht durchgehend gelungen ist: Formulierungen wie die von SCHMIDT, daß „nur *komplexe mehrdeutige* Texte eine ästhetische Struktur haben können" (1971, 23) oder „*daß ein Text nur dann und nur soweit Anspruch auf Kunstwert erheben kann, als er ästhetisch vertextet ist*" (o.c., 65), machen in ihrer Kombination eine entsprechende implizite Wertung von einer bestimmten Literaturvorstellung aus nicht unwahrscheinlich. Es ist also in der Tat zunächst zu klären, inwieweit ein kommunikationstheoretisch-funktionaler Textbegriff mit allgemeiner Gültigkeit als Basis für eine literaturwissenschaftliche Methodik- und Wissenschaftskonzeption gerechtfertigt ist.

Zwischenbemerkung: An dieser Stelle ist zum ersten Mal auf ein Mißverständnis zwischen hermeneutischen und szientistischen (Literatur)Wissenschaftlern aufmerksam zu machen. Es existieren nämlich zwei unterschiedlich breite Begriffsbestimmungen von 'Kommunikationsperspektive'. Dies wird z.B. deutlich durch die Kritik INGENs an der oben skizzierten Ästhetiktheorie: das Konzept der Polyfunktionalität/Polyvalenz schließt sich für ihn an das immanente Paradigma der Werkinterpretation und New Critics an (1974, 126); die 'Nicht-Kommunikativität' oder Monologhaftigkeit des literarischen Textes, so INGEN, verfange nicht als „Argument gegen die Anwendung des Kommunikationsschemas im Bereich der Literaturwissenschaft" (o.c., 128). Aus den oben dargelegten Konsequenzen der bedeutungskonstitutiven Funktion des Lesers geht sicherlich klar hervor, daß damit gerade keinem Immanentismus und keiner Absage an die Kommunikationsperspektive gehuldigt werden soll. Daß es INGEN dennoch so erscheint, liegt an der Bedeutungsfestlegung seines Kommunikationsbegriffs: für ihn ist damit die Perspektive der Vermittlung einer Botschaft vom Autor an den Leser gemeint – und dadurch die Möglichkeit bei der literaturwissenschaftlichen Werkinterpretation auf den Autor und seine Intention als Kriterium zurückzugreifen. Die Berechtigung dieser Festlegung wird unten im Teil B. dieses Kapitels diskutiert; hier soll zunächst einmal nur festgehalten werden, daß das Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaft und die dafür fundierende (skizzierte) Ästhetiktheorie selbst eine kommunikationstheoretische Wende in der Literaturwissenschaft propagiert und beansprucht. Allerdings wird die Kommunikationsperspektive hier so verstanden, daß sozusagen von außen die Kommunikations- und Rezeptionsperspektive zwischen allen Instanzen des literarischen Feldes (Autor-Text-Leser) analysiert werden: darin ist auch der mögliche Fall eingeschlossen, daß das literarische Werk nicht völlig determiniert von seiten der Autorenintention durch die Leseraktivität konstituiert wird; diese Rezipientenorientierung wird als eine mögliche Manifestation der Kommunikationsperspektive postuliert. Auch unter dieser – weiteren – Fassung des Kommunikationsbegriffs ist allerdings die Rechtfertigung der rezipientenorientierten Textkonzeption notwendig.

Der historisch-soziologische Rechtfertigungsversuch

Eine erste Möglichkeit zur Rechtfertigung liegt darin, die implizite Wertung in der Ästhetik der 'Moderne' durch eine Untermauerung der literarhistorischen mit einer soziologischen Perspektive explizit zu begründen (wie ich es (in GROEBEN 1974, 63f.) versucht habe). Dabei ist von der – zunächst von literaturwissenschaftlicher Seite behaupteten – These auszugehen, daß die moderne Literatur jede gesellschaftliche Funktion verloren habe (KESTING 1965).

Diesen literatursoziologischen Aspekt hat FÜGEN (1970) in einer ausdifferenzierten Typologie der Funktion von Literaten (und damit auch Literatur) präzisiert. Er unterscheidet drei Typen: den gesellschaftskonformen, den gesellschaftskonträren und den gesellschaftsabgewandten (166ff.). Der gesellschaftskonforme, „auf Erhaltung der bestehenden Ordnung" (166) bedachte Typus wird beispielhaft durch die vorbürgerliche, mittelalterliche Literatur verkörpert, die zwar keine Homogenität dem Inhalt oder der Form nach aufweist, aber für die bestehende Gesellschaftsordnung durchgängig eine stabilisierende Funktion ausübte (120f.). Bewertet wird diese Literatur nur unter religiösen oder moralischen Aspekten, ästhetische Dimensionen werden noch nicht als separate abgehoben (129). Die Auflösung der relativ strengen Geschlossenheit der mittelalterlichen Welt (133 – wohlgemerkt nicht der oft angezweifelten gedanklichen Einheit, sondern der Statik der Gesellschaftsstruktur –) aber führt zum gesellschaftskonträren Typ der Literatur, die „auf Veränderung der bestehenden Ordnung bedacht ist, und zwar im Sinne der aufstrebenden Schicht" (167). Das „Schriftstellergenie wird dem aufstrebenden Bürgertum zum Führer auf der letzten Strecke des Weges zur endgültigen Emanzipation" (150). Hier hat der Schriftsteller zwar persönlich soziale Unsicherheit zu tolerieren, hat aber in der Rück-

bindung an eine bestimmte Schicht doch eine gesellschaftliche Funktion (152). Erst nachdem das Bürgertum sich eine feste Position erobert hat, tritt an die Stelle der Offenheit der sozialen Welt eine Erstarrung der bürgerlichen Gesellschaft (154). In dieser Situation entsteht dann der gesellschaftsabgewandte Typus, der „der bestehenden Gesellschaftsordnung gegenüber indifferent oder feindlich" ist (167).

Der historische Zeitpunkt des Auftretens dieses gesellschaftsabgewandten Typus von Literatur stimmt sehr gut mit dem von der Literaturwissenschaft ermittelten Umschlagen von der klassischen zur modernen Ästhetik (FRIEDRICH 1956; JAUSS 1964; GROEBEN 1970) überein: zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literatursoziologisch betrachtet ist also die klassische Literatur (im Sinn der Literatur klassischer Ästhetik) eine Literatur des gesellschaftskonträren Typs, die moderne aber eine gesellschaftsabgewandte. Diese Typologie und ihre Aufeinanderfolge ist natürlich nicht als statistische, sondern als Idealnorm aufzufassen. Denn es hat auch zu Zeiten klassischer Ästhetik gesellschaftskonforme ('Trivial')Literatur gegeben, genauso wie es sie heute gibt. Außerdem lassen sich bestimmte Literaturformen heute auch als gesellschaftskonträre Literatur ansehen, z.B. die i.w.S. Arbeiterliteratur bzw. marxistisch-sozialistische Dichtung, die eine Veränderung des Gesellschaftssystems auf der Grundlage und in Abhängigkeit von der proletarischen Klasse anstreben. Die Bewertung der Literaturtypen geht aber davon aus, daß literaturwissenschaftlich immer der in einer Epoche bezüglich der gesellschaftlichen Einbettung neue Literaturtypus die größte Beachtung findet: in der Moderne eben die gesellschaftsabgewandte Literatur (und die ihr entsprechende Ästhetik bzw. der ihr adäquate Textbegriff). Diese Bewertung läßt sich damit begründen, daß die auf dem Hintergrund der historischen Entwicklung neue und damit originell-kreative Literaturklasse das größte Veränderungs- und Entwicklungspotential für das Individuum (auch hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Einbettung: nämlich eine antiideologische, utopische Funktion, vgl. GROEBEN 1974, 68ff.) erwarten läßt. *Die wertende Rechtfertigung für die Konzentration auf die Polyfunktionalitäts-Ästhetik als fundierender Theorie einer heutigen Literaturwissenschaft* ist damit in der Grundstruktur skizziert: die entsprechende Literaturform ist – auch soziologisch – als die historisch letzte und damit von der künstlerischen Qualität originellste, höchste Stufe der bisherigen literarischen Entwicklung anzusehen; die Literaturwissenschaft muß daher primär und zuallererst auf diese Literaturform und ihre Ästhetik hin konzipiert werden – andere Literaturformen können als Defizienzformen im Sinne von Vorstufen zu dieser Literatur aufgefaßt werden. Diese Rechtfertigung steht und fällt allerdings mit der zentralen Implikation: daß es sich bei dem *literaturästhetischen und -soziologischen* Wechsel in der Tat um eine *Makrobewegung* der skizzierten Aufeinanderfolge handelt.

Gerade gegen diese Implikation hat nun neuerdings JAUSS (1972; 1975) engagiert Stellung bezogen. Er kritisiert an der modernen Ästhetik der 'Negation', daß sie die ästhetische Erfahrung in einer Verdrängung der emotiven, genießenden Erlebnisdimensionen auf die Reflexion (als einzig adäquater Zugangsweise) reduziert (JAUSS 1972, 7ff.; 1975, 264ff.). Erfahrung wird in-

nerhalb der Ästhetik der Polyfunktionalität/Polyvalenz nach JAUSS erst dann 'als genuin ästhetisch angesehen', „wenn sie allen Genuß hinter sich gelassen und sich auf die Stufe ästhetischer Reflexion erhoben hat" (1975, 273). Reflexive Distanz (als 'Abkehr von der Konsumenten- und Genießerrolle') wird zur 'Eingangsbedingung' der ästhetischen Erfahrung erhoben (o.c., 301). JAUSS setzt dagegen die These, daß das *'genießende Verhalten' als 'ästhetische Urerfahrung'* (1972, 7) und hier *besonders die Identifikation* ('Bewunderung, Erschütterung, Rührung, Mitweinen' 1972, 38) *berücksichtigt* werden muß. Es geht um eine 'Vermittlung' der 'konstitutiven Negativität des Kunstwerks mit Identifikation als ihrem rezeptionsästhetischen Gegenbegriff' (1975, 268). Unter dem Aspekt der Identifikation unterscheidet er drei grundlegende Interaktionsmuster mit dem literarischen Helden: normbrechende, normbildende (im Sinne von normstiftend oder normfolgend) und normerfüllende Interaktionsmuster, die „zwischen den Polen der Negativität und der Affirmation eine Skala von Funktionen der gesellschaftlichen Wirkung von Kunst" ausdifferenzieren (JAUSS 1975, 315). Diese Grundstruktur der Identifikationsmuster und ihrer gesellschaftlichen Wirkung konzipiert m.E. auf sozialpsychologischer Ebene genau parallele Funktionen wie die Unterscheidung FÜGENs auf soziologisch-historischer Ebene: normbrechende Identifikation entspricht gesellschaftsabgewandter Literatur, normbildende der gesellschaftskonträren und normerfüllende der gesellschaftskonformen Literatur. Der wichtigste Unterschied besteht aber darin, daß JAUSS nicht von einer makrostrukturellen Abfolge dieser Funktionen im Laufe der literarhistorischen Entwicklung (und damit von einer Repräsentation dieser Funktionen durch verschiedene Literaturepochen) ausgeht; vielmehr behauptet er, daß diese Identifikationsmuster in allen Epochen in phasenhafter oder komplementär-antagonistischer Polarität zu beobachten sind, daß es sich also um mikrostrukturelle Abfolgen bzw. Akzentuierungen innerhalb aller Literaturepochen handelt. Er versucht diese Behauptung durch literarhistorische Analysen zu belegen, indem er fünf Identifikationsmodalitäten konkret herausarbeitet (vgl. Abb. 3) und literaturgeschichtlich deren Auftreten/Vorkommen überprüft (siehe folgende Seite).

Zwischenbemerkung zur Empirisierung auch der Ästhetik:

Die Tafel der Identifikationsmuster enthält leicht erkennbar eine Fülle von nicht-definitorischen Annahmen, also empirisch-kreativen Hypothesen über die kognitive und emotive Funktion und Wirkungsweise von Identifikationsprozessen; so sind die Beziehungen zwischen Identifikationsmodalität, rezeptiver Disposition und Verhaltensnorm sicherlich nicht rein analytisch, sondern implizieren Abhängigkeiten oder Interaktionen, deren empirische Geltung überprüft werden müßte. Daß Ästhetiker trotzdem häufig glauben, ohne empirische Daten auskommen zu können, liegt gerade im hier thematischen Bereich der psychischen Prozesse daran, daß jedes reflexive Subjekt (und damit natürlich auch jeder Wissenschaftler) über sich selbst und die anderen naiv-psychologische Erklärungstheorien besitzt (vgl. LAUCKEN 1974). Solche psychologische 'Alltagstheorien' sind notwendig, um sich im praktischen Leben mit einer nicht überfordernden 'Orientierungssicherheit'

Modalität der Identifikation	Bezug	Rezeptive Disposition	Verhaltensnormen (+ = positiv) (– = negativ)
I assoziativ	Spiel/Wettkampf (Feiern)	Sich-Versetzen in die Rollen aller anderen Beteiligten	+ Genuß freien Daseins (reiner Geselligkeit) – kollektive Faszination (Regression in archaische Rituale)
II admirativ	der vollkommene Held (Heilige, Weise)	Bewunderung	+ Aemulatio (Nachfolge) – Imitatio (Nachahmung) + Vorbildhaftigkeit – Erbauung am oder Unterhaltung durch das Außergewöhnliche (Evasionsbedürfnis)
III sympathetisch	der unvollkommene (alltägliche) Held	Mitleid	+ moralisches Interesse (Tatbereitschaft) – Rührseligkeit (Lust am Schmerz) + Solidarität für bestimmtes Handeln – Selbstbestätigung (Beschwichtigung)
IV kathartisch	(a) der leidende Held (b) der bedrängte Held	tragische Erschütterung/Befreiung des Gemüts Mitlachen/komische Entlastung des Gemüts	+ uninteressiertes Interesse/freie Reflexion – Schaulust (Illusionierung) + freies moralisches Urteil – Verlachen (Lachritual)
V ironisch	der verschwundene oder Anti-Held	Befremdung (Provokation)	+ erwidernde Kreativität – Solipsismus + Sensibilisierung der Wahrnehmung – kultivierte Langeweile + kritische Reflexion – Gleichgültigkeit

Abb. 3.: Tafel der Muster ästhetischer Identifikation (JAUSS 1975, 317)

zurechtzufinden; gleichzeitig führt der Zeitdruck der Alltagspraxis, unter dem solche naiv-psychologischen Reflexionen entwickelt werden, aber auch dazu, daß die Gültigkeit (inhaltliche Richtigkeit) häufig suboptimal bis minimal ist. Daher ist es zwar verständlich, daß der Ästhetiker in vielen Bereichen rein durch Introspektion und Alltagsbeobachtung die subjektive Evidenz eines sicheren Wissens verspürt; trotzdem muß auch hier an der wissenschaftstheoretischen Notwendigkeit einer expliziten und systematischen Überprüfung dieser evident erscheinenden Hypothesen/Gesetzmäßigkeiten festgehalten werden (vgl. GROEBEN 1976a, 146f.). Ich möchte nur kurz ein Beispiel anführen, für das es zumindest anschließbare empirische Daten gibt. JAUSS geht z.B. davon aus, daß durch sympathetische Identifikation eine Handlungsaktivation beim Rezipienten erreicht werden kann: „Unter sympathetischer Identifikation soll ein ästhetisches Verhalten verstanden werden, das Distanz, die in der Bewunderung verharrt, wie auch Rührung, die im Selbstgenuß befangen bleibt, zu durchbrechen vermag und durch Solidarisierung zur Tatbereitschaft und Nachfolge führen kann" (JAUSS 1975, 325). Durch die Gegenüberstellung zu Bewunderung (gleich admirative Identifikation, s. Abb. 3) und Rührung (kathartische Identifikation) wird praktisch behauptet, daß sympathetische Identifikation sehr viel mehr (wenn nicht ausschließlich) Aktivierung erzeugt als admirative und kathartische. Dies ist von der psychologischen Motivationstheorie her zunächst einmal – schon rein theoretisch – nicht sehr gut einzusehen: Sympathie führt eigentlich unmittelbarer zu einem Bedürfnis nach Kommunikation und Interaktion. Ob dieses Bedürfnis dann bei einem der Kommunikation nicht direkt erreichbaren fiktiven Helden zu einem Aufgehen in einem Nachahmungs-Bedürfnis führt, wäre empirisch zu überprüfen. Das einschlägige psychologische Forschungsprogramm, das hier mit empirischen Daten aufwarten könnte, ist heute unter dem Thema des sozialen oder Beobachtungslernens (nicht Imitationslernen) zu finden (vgl. BANDURA 1962; 1968; 1969; BANDURA & WALTERS 1963). Darin ist in einer Fülle empirischer Untersuchungen die Wirkung von 'Modellen' auf das Verhalten und Handeln von Beobachtern erforscht worden; in unserem Zusammenhang interessieren vor allem die dabei als für die nachahmende Aktivierung als bedeutsam festgestellten 'Modell-Eigenschaften'. Es handelt sich dabei um Merkmale wie Intelligenz, Alter, sozioökonomischer Status, soziale und verbale Fähigkeiten, Prestige, soziale Macht, Ähnlichkeit (zum
DURA 1969, 118ff.). Ordnet man diese Merkmale den Identifikationskategorien von JAUSS zu, so ist die Mehrzahl sicherlich als 'admirativ' einzustufen (hohe Intelligenz, soziale Macht, Prestige etc.); allerdings darf die darin liegende Diskrepanz nicht allzu groß sein, d.h. die 'admirativen' Dimensionen werden in der Tat durch 'sympathetische' kontrolliert (wie Ähnlichkeit, vergleichbares Alter etc.). Von der empirischen Geltung her ist daher der Motivierungsprozeß durch Identifikation als eine Kombination von beiden Merkmals- bzw. Identifikationsdimensionen anzusehen; der dynamisierende Effekt wird allerdings – wie in praktisch allen psychischen und biologischen Bereichen – kaum ohne ein Diskrepanzerlebnis (hier also admirative Identifikation) entstehen. Allerdings darf das Diskrepanzerlebnis auch nicht zu groß werden (das wird durch die inverse U-Funktion zwischen Diskrepanz und Reaktionsstärke ausgedrückt; vgl. dazu den nächsten Abschnitt). Diese Ergebnisse sind für das Beobachtungslernen von BANDURA und Mitarbeitern auch für sog. 'symbolische' Modelle gesichert worden, die allerdings durch Helden in Filmaufzeichnungen oder comicsartigen Cartoons operationalisiert waren (vgl. BANDURA 1969). Eine direkte Bestätigung für 'literarische' Modelle steht also noch aus, aber die bisherigen Ergebnisse machen es m.E. doch deutlich, daß diese Beziehungen zwischen Identifikation und Aktivierung einer empirischen Untersuchung bedürfen (bevor sie als – möglichst – gesicherte Erkenntnis in den Aufbau ästhetischer Theorien eingehen).

Unabhängig von dieser Empirisierungsnotwendigkeit auch der Ästhetik lassen sich aber die von JAUSS angeführten literaturhistorischen Daten für eine Überprüfung unserer literaturhistorisch und -soziologischen Rechtfertigungsskizze

verwenden. JAUSS führt eine Fülle von Beispielen an, die belegen sollen, daß die Aufeinanderfolge von admirativer bis ironischer Identifikation in allen Epochen eine inhärente Entwicklungsdynamik der verschiedenen literarischen Richtungen darstellt; auch die ironische Identifikation mit ihrer normbrechenden Funktion sieht er bereits in anderen Literaturepochen als nur in der literarischen 'Moderne' verwirklicht (z.B. im 'Don Quijote'; vgl. JAUSS 1975, 332). Mir erscheinen diese Nachweise so überzeugend (und vermehrbar), daß ich der *These von der mikrostrukturellen Phasenbewegung* zwischen normerfüllender, -bildender und -brechender Funktion (und damit gesellschaftskonformer, -konträrer und -abgewandter Literatur) *innerhalb der Literaturepochen zustimmen* möchte. Damit aber ist die zentrale Voraussetzung für die historisch-soziologische Rechtfertigung der wertenden Konzentration auf die Ästhetik der Polyfunktionalität/Polyvalenz revidiert – d.h. dieser Rechtfertigungsversuch gescheitert.

II. 3. Systematisch-methodologische Rechtfertigung

Die Argumentation von JAUSS deutet aber auch den konstruktiven Ansatzpunkt zur Rechtfertigung der Ästhetik der Polyfunktionalität/-valenz an: JAUSS will die Ästhetik der Negativität ja nicht durch eine solche der Identifikation ersetzen, sondern beide Pole miteinander vermitteln. Der Pol der Negativität ist dabei also durchaus als legitime, vielleicht sogar notwendige Dimension akzeptiert. Diese Auffassung steht in guter Übereinstimmung mit informationstheoretischen und strukturalistischen Konzeptionen der Ästhetik. Denn auch der Informationsbegriff setzt seinen Gegenpol, die Redundanz, voraus – auch und gerade bei der Betrachtung und Analyse literarischer Werke. Ästhetische Information bestimmt sich „in einer komplexen Relation zur Vorhersagbarkeit und Nichtvorhersagbarkeit der Elemente" (GRÜBEL 1975, VII über LOTMAN). Besonders LOTMAN hat herausgearbeitet, daß das literarische Werk als eine Kombination von 'Spielraum und Bestimmtheit' (von Entropie bzw. Information und Redundanz) anzusehen ist (vgl. WARNING 1975 b, 17). Die beiden Extrempole dieser Kombination sind nach ihm: einmal der Fall, wo Sender und Empfänger über den gleichen (literarischen) Code verfügen (und höchstens die Nachricht neu ist: 'Ästhetik der Identität') – zum anderen der Fall, daß die Codes unterschiedlich sind und der Leser anhand der Rezeption den neuen Code erlernt (LOTMAN 1973, 46f.). In jedem Fall aber liegt eine Kombination von Regularitäten und Irregularitäten vor: Werke, die nur aus in allen Dimensionen bekannten Regularitäten bestehen, haben keinen ästhetischen Wert und führen höchstens zur Indifferenz; Werke mit ausschließlicher Konstituierung von Irregularitäten sind undecodierbar. Der Begriff der ästhetischen Information impliziert praktisch schon seine Überwindung in Richtung auf Redundanz: 'Unordnung in bezug auf die vorhergehende Organisation' ist in 'Ordnung in bezug auf innerhalb der neuen Organisation angenommene Parameter' (ECO 1973, 123f.) zu über-

führen. Künstlerische Werke erfüllen weder ausschließlich ästhetische Normen (Regularitäten, was Redundanz für den Rezipienten ergibt), noch verstoßen sie vollständig gegen solche Normen (maximale Information): „Wenn die Erfüllung der Norm Gefallen hervorruft, ihre Nichteinhaltung Mißfallen, dann ist in der Wirkung der Kunst stets Gefallen mit Mißfallen gepaart" (GÜNTHER 1973, 53). Es handelt sich also bei *künstlerischen Werken* immer um eine *Integration von zwei gegenläufigen Polen: Spielraum und Bestimmtheit, ästhetische Normerfüllung und Normverletzung, Entropie und Redundanz.*

Unter diesem Aspekt ist es klar, daß zwischen den beiden oben nach LOTMAN angeführten Extrempolen eine Fülle von möglichen Kombinationsgewichtungen von Spielraum und Bestimmtheit zu erwarten sind. Als solche unterschiedlichen Grade von kombinierten Gewichtungen der beiden polaren Faktoren sind dann auch alle oben diskutierten Kategorien wie gesellschaftskonforme, -konträre Literatur etc. zu rekonstruieren. Derjenige, der sich besonders mit den Interrelationen von ästhetischer Norm, literarischem Werk und gesellschaftlicher Einbettung beschäftigt hat, ist (auf strukturalistischer Grundlage argumentierend) MUKAROVSKY (z.B. 1970; 1974). Er geht dabei durchaus partiell (wie die Ästhetiker der Polyfunktionalität/Polyvalenz) davon aus, daß es eine Gegenläufigkeit von ästhetischer Norm und Wert gibt: der ästhetische Wert impliziert nicht nur das Wohlgefallen einer Erfüllung ästhetischer Normen, sondern auch den Bruch von Normen (MUKAROVSKY 1970, 73). So kommt es durch literarhistorische, aber auch gesellschaftliche Entwicklungen immer zu einem Nebeneinander und einer Konkurrenz von ästhetischen Normen (o.c., 55). Dabei setzt MUKAROVSKY als grundsätzliche Beziehung zwischen ästhetischer Norm und Gesellschaft ebenfalls die Relation an, daß die 'jüngste Norm, die den Gipfel einnimmt, der höchsten gesellschaftlichen Schicht entspricht' (o.c., 59). Allerdings ist das nur als „Grundschema" nicht als „legales Modell der Wirklichkeit" zu verstehen (ebda.). Die älteren Normen sinken z.B. meistens „auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Hierarchie ab, vielfach aber steigen sie, sobald sie den tiefsten Punkt erreicht haben, plötzlich wieder in die Kunst der kulturell tonangebenden Schicht auf" (o.c., 72). Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen lassen sich auch die literaturästhetischen und -soziologischen Bestimmungen sog. Trivialliteratur in das Modell der Kombination von Spielraum und Bestimmtheit integrieren. Alle Literaturkategorien sind legitimerweise als Synthese von Entropie und Redundanz anzusehen; es sind allerdings Unterschiede auszumachen, sowohl im Ausmaß von Entropie vs. Redundanz als auch in dem, was am literarischen Werk redundant, was entropisch ist. So mag es durchaus zutreffen, daß in Trivialliteratur weitgehend alte ästhetische Normen verwirklicht werden (und damit Redundanz); doch selbst wenn der Trivialliteraturleser auch vom Inhaltlichen her Bestätigung und Versicherung sucht (vgl. NUSSER 1973; WALDMANN 1976 u.a.), so wird er doch wenigstens einen minimalen Neuheitswert der inhaltlichen Ausfüllung zu einer genießenden Identifikation brauchen (und damit auch

bestimmte Grade von Entropie). Außerdem kann das von MUKAROVSKY behauptete 'Absinken' von literarischen Normen auch durchaus bedeuten, daß mittlerweile in Trivialliteratur ebenfalls Leerstellen mit entsprechenden Strategien der Leseraktivierung auftreten (vgl. z.B. NUSSER 1973, 31; für die 'Trivial'kategorie des Comics: WERMKE 1973). Daß sog. Trivialliteratur wirklich so völlig außerhalb jeder Dimension von polyfunktionaler Vertextung und damit Polyvalenz für den Leser liegt, ist m.W. zumindest noch gar nicht umfassend und exakt nachgewiesen (vgl. SCHEELE 1974). Da bei der Kritik von Trivialliteratur immer ästhetische Primitivität und inhaltliche Ideologiehaftigkeit als quasi zusammengehörig angesetzt werden (vgl. SCHULTE-SASSE 1976), könnte man eher eine unheilige Allianz von immanenter Ästhetik und ideologiekritischer Literatursoziologie vermuten, die hier der Trivialliteratur sämtliche Entropie-Dimensionen (Spielraum-Dimensionen) abspricht. Genau wie für die Kombination mit relativ geringem Entropiegehalt dieser Spielraum dennoch anzusetzen ist, ist allerdings auch die 'hohe' oder 'moderne' Literatur, die der speziellen Ästhetik der Polyfunktionalität/-valenz als paradigmatisches Beispiel gedient haben mag, nicht ohne Bestätigungsfunktionen zu denken. Zwar mögen die formalen und inhaltlichen Dimensionen durch Normbruch, Irregularität, Überraschung etc. (also Information) gekennzeichnet sein, doch ist auf der Metaebene der damit angezielten Ästhetik eben gerade die darin geforderte Toleranz gegen Verunsicherung, Neues etc. dem Selbstkonzept und -bild des Rezipienten entsprechend. In der Fähigkeit, solche Bestätigung aus Metaebenen zu ziehen ('daß ich das lesen kann, läßt mich meine Aufgeschlossenheit, Unsicherheitstoleranz etc. erfahren und macht mir daher Spaß'), liegt vielleicht der wichtigste Unterschied zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Sozialisationen; das könnte dann erklären, warum bestimmte Schichten, die über diese Fähigkeit verfügen (MUKAROVSKYs 'höchste gesellschaftliche Schicht'?), zur Lektüre von normbrechenden Werken in der Lage sind, andere Schichten ohne diese Fähigkeiten aber die weniger Spielraum enthaltenen Lektürekategorien wählen (die immer wieder bestätigte Korrelation zwischen 'Unterschicht' und 'Trivialliteraturkonsum'; vgl. GROEBEN & SCHEELE 1975).

Das für den thematischen Rechtfertigungsversuch zentrale Argument innerhalb all dieser Gedankengänge ist die durchgehend implizierte These, daß eine adäquate Ästhetiktheorie zwar nicht nur auf *'Spielraum'merkmalen* (Polyfunktionalität, Polyvalenz) aufbauen kann, andererseits diese Merkmale in polarer Integration mit Bestimmtheits-Merkmalen (Redundanz, Regularitäten etc.) *als notwendige Bedingung des ästhetischen Erlebens* anzusetzen sind.

Empirische Überprüfung: die inverse U-Funktion der experimentellen Ästhetik

Die empirische Überprüfung dieser zentralen These ist nur durch eine Ästhetik möglich, die sich nicht von vornherein auf die Distanz der Negativität konzentriert, sondern auch das ästhetische Erleben unter Genußaspekt abdeckt. Das trifft für die auf der Motivations- und Neugierpsychologie aufbauende experimentelle Ästhetik von BERLYNE und Mitarbeitern zu (vgl. BERLYNE 1974). Für ihn steht der 'hedonistische Wert' von (Reiz-)Objekten im Vordergrund – operationalisiert durch Präferenzen, Zuwendungs-, Verarbeitungsdauer etc.; die wichtigste Hypothese seiner Ästhetiktheorie ist, daß ein positiver hedonistischer Wert auf zwei Wegen zustandekommt: durch die Auslösung einer nicht zu starken (emotionalen und/oder kognitiven) Erregung ('arousal') oder durch den Abbau der Erregung, wenn das Erregungsniveau ein unangenehm hohes Niveau erreicht hat (BERLYNE 1974, 9). Diese Annahme wird graphisch abgebildet durch eine inverse U-Funktion (des Verhältnisses zwischen Erregungspotential und hedonistischem Wert); diese inverse U-Kurve wurde (in etwas anderer Form) schon 1874 von WUNDT vorgelegt und ist sicherlich eine der am besten bestätigten Gesetzmäßigkeiten der Psychologie (besonders in den Bereichen der Motivationspsychologie und empirischen Ästhetik; vgl. Abb. 4. auf Seite 39, Zerlegung in zwei Faktoren in Abb. 5.).

Der Sammelband von BERLYNE (1974a) stellt die entsprechenden empirischen Evidenzen besonders auf dem Gebiet visuell-ästhetischer Objekte für diese inverse U-Funktion zusammen. Die Form dieser Funktion wird erklärt durch zwei antagonistische Verarbeitungsprozesse, die sich algebraisch aufsummieren: ein System der genußvollen Reaktion, Attraktion, Lust, Belohnung ('reward') und eines der Unlust, Überforderung, Ablehnung ('aversion'); die Abhängigkeit der beiden Reaktionssysteme vom Erregungspotential zeigt Abb. 5. auf Seite 39.

Damit ist das Modell, daß der *ästhetische Wert auf der Kombination von zwei partiell gegensätzlichen und gleichzeitig komplementären Faktoren beruht, von der empirischen Ästhetik assimiliert und bestätigt;* daß es sich dabei um ein relativ fruchtbares theoretisches Modell handelt, ist auch daran abzulesen, daß es sich über viele unterschiedliche Ästhetiksysteme hinweg konstant durchhält; BERLYNE hat für einige Ästhetiker die jeweils entsprechenden Konzepte dieser polaren Kombination aufgeführt: „'uniformity' and 'variety' by Hutcheson (1725) and many later writers (see Eysenck, 1942), 'order' and 'complexity' by Birkhoff (1933), 'subjective redundancy' and 'statistical information' by information-theoretic aestheticians (Gunzenhäuser, 1962), 'concinnity' and 'empathy' by Coates (1972), 'coherence' and 'mystery' by Kaplan (1973)" (BERLYNE 1974, 9).

Damit ist die implizite Hochwertung nur des Spielraum-Faktors (in der Ästhetik der Polyfunktionalität/Polyvalenz) explizit revidiert: denn es ist auf der

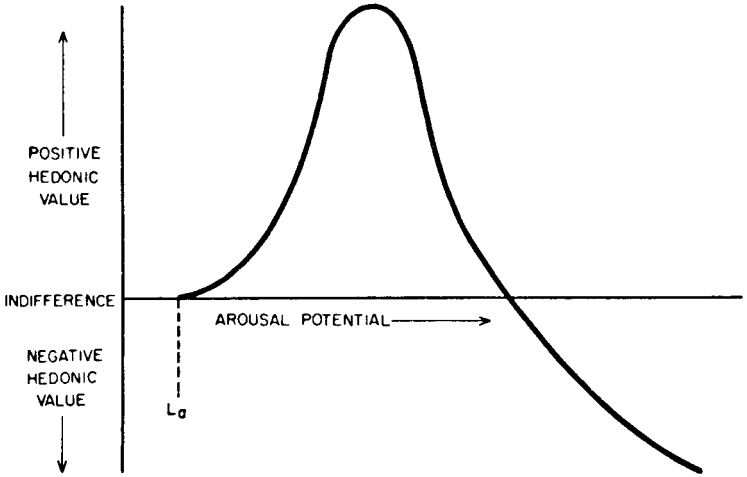


Abb. 4.: Die inverse U-Funktion: das Verhältnis von hedonistischem Wert und Erregungspotential (BERLYNE 1974, 10)

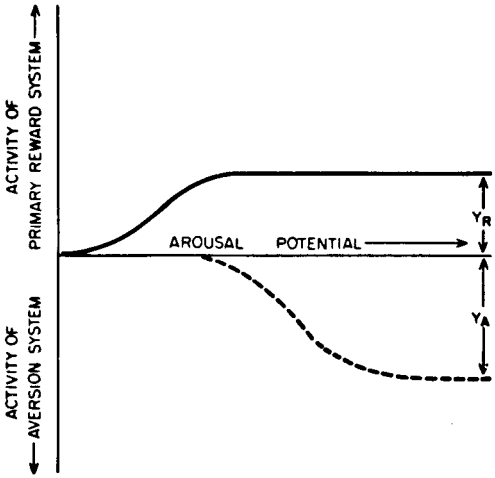


Abb. 5.: Hypothetische Kurven der Aktivität des 'Belohnungs-' und 'Ablehnungs-' Systems (BERLYNE 1974, 11)

Grundlage der inversen U-Funktion davon auszugehen, daß die Steigerung des Erregungspotentials (in Abhängigkeit von der Neuheit, Irregularität etc. des ästhetischen Objekts) von einem mittleren Intensitätsniveau ab zu einer Verminderung des ästhetischen Werts führt.

GIESZ gibt dafür ein anschauliches Beispiel in der Analyse des Experimentalfilms 'Fantasia' von DISNEY (1971, 49f.). Dieser Film versucht systematisch eine synästhetische Interpretation verschiedener Musikstücke zu geben: „das Experiment beruht auf exaktester Zuordnung von Ton, Farbe, Zeichnung, Wort usw., wobei der synästhetische Gesamtentwurf . . . synoptisch jedem der einzelnen der 24/sec-Bilder isoliert die verschiedenen synästhetischen Analoga zuwies" (GIESZ ebda.). „Rhythmus, Tonarten (natürlich Beethovens Pastorale in F-Dur = grün), Bewegungen, Texte, Bildschnitt usw. waren so präzise aufeinander abgestimmt, daß die Wirkung auf den Hörer-Zuschauer eigentlich totale Faszination hätte sein müssen. Tatsächlich aber wandte sich selbst der primitivste Geschmack, das größte Kitschbedürfnis von diesem Monumentalkitsch ab" (GIESZ 1971, 49f.). Es liegt also ein Fall von synästhetischer Übersättigung vor, der auf dem absteigenden Ast der inversen U-Funktion für den ästhetischen Wert zu lokalisieren ist.

Wie in diesem Beispiel so sind auch die meisten empirisch-experimentellen Untersuchungen im ästhetischen Objektbereich mit visuell-ästhetischen und z.T. akustischen Gegenständen durchgeführt worden. Es gibt aber auch eine klassische Untersuchung mit literarischem Material, die die Geltung dieses allgemeinen Modells auch für den literarisch-ästhetischen Bereich wahrscheinlich macht (KAMMANN 1966; zitiert nach der deutschen Übersetzung 1975). KAMMANN überprüfte die Leserpräferenzen bei Lyrik in Abhängigkeit von der verbalen Komplexität. Diese wurde mit der cloze-procedure festgestellt, einem Einsetzverfahren (s.u. Kap. III), das über die Anzahl richtig in Wortlücken eingesetzter Worte eine Maßzahl für die Voraussageschwierigkeit der sprachlichen Vorlage ermöglicht. Die Versuchspersonen (Vpn) wurden außerdem gebeten, eine Präferenzentscheidung unter 3 Zielkriterien zu treffen: Diskussion mit einem Professor, Auswendiglernen, Streitgespräch mit Bekannten (o.c., 238). Die Ergebnisse zeigen, daß die Leser in der Tat, „je nach dem Grad eigener, individueller Komplexität, mittlere Ebenen verbaler Komplexität bevorzugen" (o.c., 234). Der Rekurs auf die je subjektive Komplexität bildet die oben diskutierte Unterschiedlichkeit der Irregularitäts-/Spielraum-Toleranz bei verschiedenen Individuen ab. Denn je nach dieser Toleranz und damit der Gewöhnung an unterschiedlich strukturierte bzw. unstrukturierte Ästhetikobjekte schwankt natürlich auch die Einsetzfähigkeit der Rezipienten und damit die subjektive Komplexität. Das weist darauf hin, daß man für eine praktisch anwendbare Ästhetiktheorie die oben (Abb. 4) dargestellte zweidimensionale inverse U-Kurve in ein dreidimensionales Modell überführen muß; die hinzukommende Dimension wird von der interindividuell unterschiedlichen Unsicherheitstoleranz bzw. Verarbeitungsfähigkeit von Polyvalenz gebildet. Dann ist auch die Tatsache abgedeckt, daß bei manchen Individuen der Höhepunkt des ästhetischen Werts bei einem höheren Erregungswert liegt als bei anderen, daß es also gruppenspezifisch unterschiedliche Präferenzen von Lektürekategorien gibt.

Der wichtigste Aspekt an diesem Ästhetik-Modell und seiner empirischen Bewährung ist für unseren Rechtfertigungszusammenhang aber, daß damit auch die Notwendigkeit des 'Spielraum-Faktors' für einen hedonistischen ästhetischen Wert nachgewiesen ist; dieser Nachweis steht im übrigen in Übereinstimmung mit allen auch biologisch-motivationspsychologischen Forschungsergebnissen, z.B. der Deprivationsforschung: wenn man dem menschlichen Organismus Reize, die eine minimale Informationsverarbeitung erfordern, vorenthält, dann ist das äußerst unangenehm bis hin zur Lebensgefährdung (vgl. GRAUMANN 1969). Damit aber ist die Verabsolutierung einer speziellen Ästhetiktheorie überwunden: es wird nun nicht mehr die Ästhetik der Polyvalenz unbegrenzt hochgewertet und der (funktionale) Textbegriff gilt damit nicht nur für eine bestimmte Kategorie oder Epoche von Literatur. Vielmehr gilt der Spielraum-Faktor (und damit die Polyfunktionalitäts/Polyvalenz-Dimension) für alle literarischen Werke – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, so doch immer als notwendige Bedingung für ästhetisches Erleben. Der Textbegriff, der dem Rezipienten eine bedeutungskonstitutive Funktion zuerkennt, kann und muß daher aus systematisch-methodologischen Gründen aufrechterhalten werden: der Textbegriff und in seiner Folge die Methodologie muß den festgestellten und begründeten Faktoren gerecht werden. Und da der 'Entropie'-Faktor begründet als konstitutives Merkmal anzusetzen ist, muß der Textbegriff diesem Faktor entsprechen. Dabei ist durchaus festzustellen, daß der *'Spielraum-Faktor' die ausschlaggebende Instanz für die rezipientenorientierte Fassung des Textbegriffs* ist; aber die Begründung dafür liegt nicht in einer Verabsolutierung der speziellen Ästhetik (der 'Moderne' oder dergl.), sondern darin, daß dieser Faktor die *größeren Anforderungen an die Breite bzw. den Umfang des Textbegriffs* stellt. Und für ein methodologisch adäquates Forschungsprogramm ist es unabdingbar, den weitesten Textbegriff zu wählen, der alle anderen Möglichkeiten als (spezifizierte) Sonderfälle dieses umfangreichen Textkonzepts zu konstituieren gestattet. Aus diesem Grund ist auch der kritische Einwand von INGEN (1974, 123) nicht zu akzeptieren; er hält meinem – nicht inhaltlich-ästhetisch wertenden – Postulat, 'die Literaturwissenschaft . . . müsse der grundsätzlichen Schwierigkeit der Polyinterpretabilität gerecht werden' (GROEBEN 1972a, 161) das Plädoyer entgegen, „daß eine allgemeine Literaturtheorie sich nicht vorzugsweise auf problematischen und extremen Erscheinungen aufbaut" (INGEN 1974, 123). Dem kann ich (weiterhin) nicht zustimmen; denn die Methodologie muß sich immer auf den anspruchsvollsten Fall, der der systematischen Erforschung den höchsten Aufwand abverlangt, einstellen; insofern liegt hier zwar eine wertende *Hervorhebung der Ästhetik der Polyvalenz* vor, doch ist es eine übliche: *auf der Metaebene der Methodologie!* Damit ist eine systematisch-methodologische Rechtfertigung für einen rezipientenorientierten Textbegriff expliziert: die Bedeutung des literarischen Werks wird als durch die Rezipientenaktivität konstituiert angesetzt, Sonderfälle sind als einschränkende Spezifikation zugelassen und zu rekonstruieren (s.u. V.).

II. 4. Autorintendierte contra historisch bedingte 'Offenheit'?

Die bisher besprochene Konzeptionalisierung des Polyfunktionalitäts-Faktors künstlerischer (und damit auch literarischer) Werke hat sich immer in der synchronischen Ebene bewegt. Nun kann man aber auch Polyvalenz in der Rezeption innerhalb der diachronischen Dimension beobachten, die durch Wechsel von Rezeptionsperspektiven zustandekommen; diese sich im Längsschnittaspekt ändernden Text'verständnisse' „werden durch den historischen Wandel der Kunstformen und Kunstanschauungen, durch Verschiebungen im sozialen Gefüge, durch personale und standortbedingte Interessenahme des Betrachters bestimmt" (INGEN 1974, 115).

Mit dieser 'Offenheit' des literarischen Werks innerhalb der historischen Dimension in der Einbettung und Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Entwicklung haben sich besonders die Strukturalisten beschäftigt (vor allem MUKAROVSKY, VODICKA). MUKAROVSKY weist in seinen entsprechenden Analysen darauf hin, daß sogar bereits die Grenze zwischen ästhetischer und nichtästhetischer Funktion in historischer Abhängigkeit wandlungsfähig ist: es gibt Werke, deren Funktionen zunächst ganz andere (nichtästhetische) waren, als sie es heute für uns sind (und umgekehrt; MUKAROVSKY 1970, 17). Bereits diese erste und grundlegende Definition von Objekten als ästhetische (literarische) wandelt sich im Laufe der Zeit in Abhängigkeit von der Entwicklung des 'gesellschaftlichen Kollektivs', seinen Normen, Werten etc. (o.c., 29). Diese Wandelbarkeit (und Abhängigkeit von der Entwicklung des gesellschaftlichen Kollektivs) liegt auch innerhalb der ästhetischen Funktion vor: es handelt sich dabei um die historisch bedingte unterschiedliche Konkretisation des literarischen Textes, die sich z.B. in einer Dominantenverschiebung manifestiert (vgl. GÜNTHER 1973, 13); d.h. bestimmte Elemente oder Konstituenten der literarischen Textstruktur, die z.B. bisher als subdominant rezipiert wurden, werden „durch neue Sinn- und Wertorientierungen der Leser plötzlich als dominant erlebt" (SCHULTE-SASSE 1976, 120). Die veränderten Wertorientierungen der Leser sind nach MUKAROVSKY ihrerseits wiederum von einer Mehrzahl von Bedingungen abhängig, z.B. von der 'wirkungsgeschichtlich bedingten Automatisierung und Trivialisierung ästhetischer Mittel' (s.o.), der 'Veränderung des ästhetischen Normensystems' (SCHULTE-SASSE 1976, 123) – über die Verbindung der Normenentwicklung mit der gesellschaftlichen Schichtung wurde oben bereits berichtet (vgl. auch VODICKA 1975, 81f.). Durch diese Überlegungen (und dahinterstehende literaturhistorische Analysen) wird auch unter der diachronischen Perspektive der kommunikationstheoretische Textbegriff begründet: die 'Allgemeingültigkeit' des literarischen Werks resultiert unter diesem Aspekt nämlich gerade nicht aus der Abgeschlossenheit, Unveränderlichkeit des Texts (Textsinns), sondern „aus der Fähigkeit zu immer neuen Konkretisationen" (PASTERNAK 1975, 88); das ästhetische Objekt ist daher weniger fixer (materieller) Gegen-

stand als ein 'prinzipiell höchst veränderliches Bewußtseinskorrelat' (SCHULTE-SASSE 1976, 122). Auch der Aspekt der historischen Offenheit des literarischen Werks rechtfertigt also den zugrundegelegten Textbegriff, für den der Leser/Rezipient bedeutungskonstitutive Funktion besitzt.

Gerade diese Konsequenz allerdings wird von LINK (1973; 1976) in einer Kritik an ISER angezweifelt; für sie ist die historisch bedingte Unbestimmtheit eine nur scheinbare, unechte Unbestimmtheit, die durch den Verlust des vollständigen Wissens um den adäquaten Code zustandekommt (LINK 1973, 580); als echte Unbestimmtheit will sie nur die vom Autor intendierte Unbestimmtheit zulassen, so daß 'für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Texten die Rekonstruktion der Autorintention unerläßlich bleibt' (o.c., 581). Das bedeutet ganz eindeutig (wie ISER m.E. zutreffend in seiner Erwiderung feststellt) ein Abrücken von der kommunikationstheoretischen Konzeption des Textbegriffs, da Unbestimmtheit nicht mehr als 'Kommunikationsbedingung' toleriert wird. Außerdem kritisiert ISER (1975, 334), daß die Rekonstruktion der entsprechenden Autorintention im höchsten Maß unergiebig und unpraktikabel sein müßte („Denn die Ermittlung der Autorintention macht die Erstellung einer Systemreferenz notwendig, die, sollte sie gelingen, eher ein Mißverhältnis zwischen dem wissenschaftlichen Aufwand und dem Erkenntnisertrag produziert"). Ich möchte hinzufügen, daß dieses Ziel (der Rekonstruktion der Autorintention) auch theoretisch kaum zu rechtfertigen ist: es stellt ja praktisch einen Rekurs auf die (subjektive) Ästhetiktheorie des Autors dar; entsprechend der intentionalen Reflexion des Autors hinsichtlich seines Werks ist echte oder unechte Unbestimmtheit zu diagnostizieren. Was aber, wenn der Autor (auch nur ein Mensch) irrt? Er könnte ja eventuell nur den 'Bestimmtheits'-Faktor (künstlerischer Objekte) realisiert haben wollen und trotzdem de facto Elemente des 'Spielraum'-Faktors realisiert haben. Es ist doch nicht sinnvoll begründbar, daß Wissenschaft einfach den (Er-?)Kenntnisstand einer Instanz aus ihrem Gegenstandsbereich (hier des Autors) unkritisch übernimmt. Sollte aber mit Rekonstruktion der Autorintention nicht diese konkrete Referenz gemeint sein, sondern eine Konstruktion 'aus dem Text heraus', dann wird das Kriterium unsinnig: denn dann ist der Wissenschaftler auf die Rezeption des Textes und damit den Rezipienten zurückgeworfen, der ja aus seinem historisch distanzierten Verhältnis zum Werk gerade nicht zwischen dieser postulierten Differenz von echter und unechter Unbestimmtheit unterscheiden kann. LINK gibt also unnötigerweise und unbegründet den Vorteil und Fortschritt der kommunikationstheoretisch-rezeptionsästhetischen Konzeption auf, die die Verständnismöglichkeiten der eigenen Epoche nicht zugunsten eines Historismus disqualifiziert und trotzdem eine historische Perspektive einzunehmen in der Lage und gewillt ist (vgl. o. und KUNNE-IBSCH 1974, 3).

Zwischenbemerkung zur Paradigmaeinordnung von ISER und LINK:

LINK versucht mit ihrer Propagierung der Autorintention als letztes Kriterium für Unbestimmtheit im Prinzip nur eine Umarmung der rezeptionsästhetischen Position von immanenten Positionen der Werkinterpretation aus (z.T. noch von früheren); sie umgeht damit die Konsequenz, dem Leser für die Konzeption des Textbegriffs und in Folge davon für die Forschungs- und Wissenschaftskonzeption eine konstitutive Rolle zuzugestehen. Insofern ist sie als Vertreterin des alten Paradigmas einzuschätzen (ich werde das im nächsten Abschnitt II.B. ausführlicher begründen). Gleichzeitig aber wirft sie eben diese Paradigmaverhaftetheit ISER vor: als Theoretiker akzentuiere er vor allem die Funktion des Lesers (und seiner konkretisierenden Aktivität), als Interpret kenne er praktisch nur das im Text angelegte Bedeutungspotential (LINK 1973, 548). Hierin ist nun LINK m.E. völlig Recht zu geben, vgl. auch die Feststellung von KUNNE-IBSCH, „daß Isers Leser (der 'implizite' Leser!) ebenso wie die Unbestimmtheitsstellen in erster Linie Eigenschaften des Textes sind" (1974, 23). Bei ISER führt m.E. die Inkonsequenz zwischen theoretischer Position und methodologischer Folgerung zum Verhaftetsein im alten (hermeneutischen) Paradigma (auch dies ausführlicher in II. B.). Wenn also auch in bezug auf die Frage der autorintendierten vs. historisch bedingten Unbestimmtheit m.E. ISER die eindeutig begründetere Position vertritt, so ist diese Kontroverse doch im Prinzip nur ein Familienzwist innerhalb des gleichen nicht-überwundenen (hermeneutisch-werkimmanenten) Paradigmas.

Um den Erkenntnisfortschritt des rezeptionsästhetischen Ansatzes nicht zu verspielen, halten wir also an der systematisch-methodologischen Begründung für den kommunikationstheoretischen Textbegriff fest: danach ist die 'Unbestimmtheit' des literarischen Werks durch eine zumindest minimale Ausprägung auf dem 'Spielraum'-Faktor als notwendige Bedingung ästhetisch erlebter Objekte gegeben. Wenn man diesen synchronischen Aspekt dem diachronischen vorordnet (vgl. ECO 1973, 19), dann *basiert auch die sich historisch manifestierende Polyvalenz des literarischen Werks auf dieser prinzipiellen Polysemie des literarischen Werks.* Es ist daher nicht sinnvoll, die verschiedenen Analyseperspektiven (synchronische vs. diachronische) in einer Trennung von 'Unbestimmtheits'arten praktisch zu ontologisieren; vielmehr handelt es sich um zwei verschiedene Aspekte (den synchronischen und diachronischen) ein und derselben Sache: der für ästhetisches Erleben notwendigen Bedingung der (zumindest minimal 'polyfunktionalen' Vertextung von literarischen Werken. Um reduzierenden Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier sofort betont: diese Ausgangsposition des Gegenstandsverständnisses schließt nicht aus, daß man legitimerweise die Frage nach einem den 'Spielraum'-Faktor überstrapazierenden 'Mißverstehen' durch den Rezipienten stellen und beantworten kann – doch das sind sekundäre Fragen (im Sinn von abgeleiteten, spezielleren als der hier thematische Gegenstandsdefinition), die später behandelt werden (IV. A.). Damit ist der Annahmenkern, der die Gegenstandskonzeption literaturtheoretisch und -ästhetisch umreißt, expliziert, begründet und festgelegt: es ist – heute – von einem *Textbegriff* auszugehen, *der dem Leser/Rezipienten eine konstitutive Funktion in bezug auf die Textbedeutung zuerkennt!*

Paradigmatische Beispiele, in denen sich die Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit dieses Textbegriffs auf der literaturtheoretischen Ebene manifestiert, sind die Analysen von SCHMIDT (1972c) und STEINMETZ (1972) zur Explikation der Begriffe 'Fiktionalität' und 'Realismus'. SCHMIDT geht bei seiner Bestimmung des Konzepts 'Fiktionalität' von der Unmöglichkeit aus, Fiktionalität allein mit Hilfe von Textmerkmalen zu definieren bzw. erklären (vgl. die parallelen Ergebnisse der Poetizitäts-Diskussion: SCHMIDT 1975, 181; oder der Explikation des Kitsch-Begriffs, vgl. SCHULTE-SASSE 1976). Wenn man im Rahmen der pragmatischen Betrachtungsweise die Textsemantik als ein Instruktionssystem für den Rezipienten auffaßt, das dieser duch die Rezeption er- und ausfüllt, dann läßt sich Fiktionalität als eine Interaktion zwischen Textmerkmalen und entsprechender Rezipienteneinstellung (als Erwartungswert) bestimmen (SCHMIDT 1972c, 65). Die fiktionalitäts-gerichtete Einstellung des Rezipienten bezieht 'literarische Texte nicht auf die konkrete Erfahrungssituation des Lesers, sondern zunächst auf die literarische Kommunikation' (o.c., 67). Ungleich anschaulicher ist die rezipientenfunktionale Definition, die STEINMETZ (1972) in einer überzeugenden Anwendung rezeptionsästhetischer Kernannahmen für den Begriff des Realismus gibt. „Realistisch wird ein Werk genannt, das ich kraft meines Urteilsvermögens als wahrscheinlich rezipiere" (o.c., 115). Auch hier wird der Realismus also als eine Interaktion zwischen den 'Textinstruktionen' und ihrer konkretisierenden 'Bearbeitung' durch den Rezipienten angesetzt (o.c., 122). Von Realismus qua realistischer Wirkung von Literatur ist dann zu sprechen, wenn eine „Strukturähnlichkeit mit der erinnerten Wirklichkeit des Lesers" vorliegt (o.c., 128).

II. B. Paradigmawechsel ohne Empirisierung?

II. 5. Hermeneutische Assimilation: der 'implizite' Leser

Der kommunikationstheoretische, rezeptionsästhetische Textbegriff stellt eine in der Tat revolutionäre und damit implizit aggressive Abwendung vom Gegenstandsverständnis des alten Immanenz-Paradigmas dar, er 'unterminiert den herkömmlichen Werkbegriff der traditionellen Hermeneutik (aber auch der marxistischen und Kritischen Theorie)' (HOHENDAHL 1974b, 16). Dem müßte – wie im Empirisierungsprogramm oben beschrieben – auch ein neuer methodologischer Stellenwert der Leseranalyse entsprechen: „Die Frage nach dem Leser . . . wird nunmehr in die Werkanalyse eingebracht, weil sich herausstellt, daß der kommunikative Aspekt dem Kunstwerk inhärent ist" (o.c., 18). Durch diesen radikalen Wandel in der Bedeutung der Leseranalyse mit den entsprechenden Konsequenzen der Notwendigkeit empirischer Methodik wäre sicherlich ein revolutionärer Paradigmawechsel gegeben; denn das hermeneutische Paradigma hat bisher (konstant und relativ mit Erfolg) empirische Untersuchungen (gleich welcher Provenienz) immer als nützliche, doch nicht zentrale Untersuchungen, eben als Vorstudien bewertet: und d.h. es hat empirische Untersuchungen hinsichtlich der Bedeutsamkeit für den zentralen literarisch-ästhetischen Bereich der Werkinterpretation als extrinsisch ('extrinsic approach') abgewehrt! (HOHENDAHL 1974b, 10).

Dieser Abwehrversuch wird auch gegenüber der rezeptionsästhetischen Textkonzeption aufrechterhalten und eingesetzt: empirische Rezeptionsforschung

wird lediglich für die Untersuchung über 'kommunikationsfördernde bzw. -störende Faktoren' zugelassen, wie 'sozio-ökonomische Bedingungen der literarischen Produktion, Wiederspiegelung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Literatur, Erwartungshorizonte' etc. (INGEN 1974, 135f.). Das aber bedeutet: empirische Daten werden nur als Daten mit Aussagekraft über den Leser (bzw. Autor) zugelassen, Aussagekraft für das Werk bzw. den Werksinn haben sie nicht! Die Erforschung des Werksinns wird traditionell dem hermeneutischen Paradigma vorbehalten. Nur unter Voraussetzung dieser Abwehrposition ist die Leserorientierung einer kommunikationstheoretischen (empirischen) Literaturwissenschaft als eine Bewegung vom Text weg einzustufen (wie es z.B. GRIMM 1975, 11 gleich zu Beginn seiner Einführung in die Rezeptionsforschung tut). Das hermeneutische Paradigma versucht also nach wie vor, die konsequente und umfassende Empirisierung der Literaturwissenschaft abzuwehren, indem die Relevanz empirischer Daten auf den Leser beschränkt und nicht für das literarische Werk (qua Werksinn) zugelassen wird.

Die hermeneutische Position kann sich aber natürlich nicht nur auf die Ablehnung einer durchgehenden Empirisierung beschränken, sondern sie muß eine *Alternative* anbieten, die zumindest den *Anspruch* erheben kann, die allgemein anerkannten (und von ihr selbst mitgetragenen) *Entwicklungen im Textbegriff (qua Gegenstandskonzeption) mit einer hermeneutischen Methodologie zu verbinden* und abzudecken. Sie leistet diese hermeneutische Assimilation der kommunikationstheoretischen Gegenstandskonzeption mit dem Modell des 'impliziten' Lesers. Die zeitlich letzte und kompakteste Zusammenfassung dieser Konzeption gibt LINK (1976), die ich daher im folgenden zur Darstellung dieses Modells vor allem heranziehe. Der 'implizite' Leser ist nicht mit dem im literarischen Werk vom Autor explizit intendierten, dem fiktiven Leser zu verwechseln (ISER 1976, 58f.). Vielmehr handelt es sich bei der Rolle des impliziten Lesers um die (durch den Text/Autor) 'gelenkte Aktivität des Lesens' (o.c., 60), d.h. der implizite Leser ist ein abstrakter Leser im Sinne der 'im Text enthaltenen Norm für den adäquaten Lesevorgang' (LINK 1976, 23). Man muß die implizite Leserrolle also innerhalb eines größeren Zusammenhangs von 'Instanzen der Autor- und Leserseite' sehen, zu denen sie in einem bestimmten, nicht zu verwechselnden Verhältnis steht (vgl. Abb. 6. auf der folgenden Seite).

Die für die Frage des Paradigmawechsels ohne Empirisierung wichtigsten Relationen zwischen den einzelnen Instanzen sind folgende: der abstrakte Autor und der implizite Leser (A2/L2) sind parallel zueinander konstruierte Instanzen: „die Rekonstruktion der Kompetenz des abstrakten Autors liefert genau die vom impliziten Leser geforderte Kompetenz" (o.c., 29). Dabei darf man sich beim impliziten Leser nicht vom Adjektiv 'abstrakt' täuschen lassen: der implizite Leser ist nicht vom realen Leser abstrahiert, er ist abstrakt nur in Analogie zur Abstraktheit des impliziten Autors (ebda.). Dieser allerdings ist eine Abstraktion auf der Grundlage

Autor				Leser	
realer Autor	A1	(empirische historische Person)	L1	realer Leser	E1 textexterne Ebene
abstrakter Autor = impliziter Autor	A2	(abstrakte Instanz = (theoretisches Konstrukt)	L2	abstrakter Leser = impliziter Leser	textinterne Ebenen: E2 abstrakte Kommunikationssituation (normativ)
fiktiver Autor (Erzähler, Sprecher) expliziter Autor	A3	(fiktive Gestalt = Figur im Text)	L3	fiktiver Leser, expliziter Leser	E3 fiktive Kommunikationssituation
u.a. viele kommunikative Situationen innerhalb der dargestellten Welt (Gespräche, Anreden usw.) – dazu alle anderen Ereignisse der »Fabel«					E4 »Welt im Text«

Abb. 6.: Instanzen der Autor- und Leserseite (LINK 1976, 25)

des realen Autors: „unter Absehung (Abstraktion) von allen individuellen Zufälligkeiten seiner empirischen Person; diese ist reduziert auf das, was an ihm 'Autor des Textes T' ist" (o.c., 34). Diese Relationskette vom realen Autor (A1) zum abstrakten Autor (A2) ist für das Modell des 'impliziten Lesers' das zentrale konstitutive Element (o.c., 36); denn die Ebene der fiktiven Gestalten (A3 und L3) ist für die Interpretation literarischer Werke im Vergleich zur Ebene der abstrakten Instanzen (2) nur sekundär im Sinn von bestenfalls hinführend: „Da A3 und L3 aber Geschöpfe von A2 sind, können sie niemals eine größere Kompetenz als dieser (und sein Äquivalent L2) haben" (o.c., 30). Und das Verhältnis des realen (L1) und des impliziten Lesers (L2) bezeichnet vor allem das Problem, ob der reale Leser die (vom Text qua abstrakten Autor geforderte) Kompetenz erreicht, d.h. eine 'adäquate Rezeption' leistet (o.c., 36). Der Unterschied zum Paradigma der werkimmanenten Interpretation wird hier vor allem darin gesehen, daß dieses mit einer absoluten Reserviertheit gegenüber dem realen (textexternen) Autor arbeitet, während durch die so gefaßte rezeptionsästhetische Interpretation der reale Autor als Fundierung für die Abstrahierung zum impliziten zugelassen ist (o.c., 40). Die Übereinstimmung liegt in dem beiderseitigen Streben nach einem rekonstruierten abstrakten Autor (nur daß er in der rezeptionsästhetischen Interpretation, obzwar deckungsgleich, lieber impliziter Leser genannt wird).

In der durch dieses Modell angesetzten Relation von realem zu implizitem Leser realisiert sich die oben angesprochene Abwehr der hermeneutischen Assimilationsposition gegenüber der Empirisierungskonsequenz; diese beiden Instanzen werden ganz eindeutig und explizit 'in Opposition' gesehen: „Die Frage nach dem Leserbezug 'innerhalb der Textstruktur selbst' (L2) ist 'unabhängig von jeder empirischen Leserwirklichkeit, die sich als gültig oder illusorisch, soziologisch konkret oder aber utopisch erweisen mag' (L1)" (o.c., 42). Das ist exakt die skizzierte Abwehrfigur, die empirische Untersuchungen für literatursoziologische und -psychologische Fragestellungen zuläßt, die Werkinterpretation aber dem hermeneutischen 'Verstehen' vorbehält. Konsequent teilt LINK auch das Gebiet der Rezeptionsforschung in zwei Teile: '1. die am impliziten Leser (L2) interessierte Rezeptionsästhetik; 2. und die am realen Leser (L1) interessierte Rezeptionsgeschichte' (o.c., 43); nach dem vorher Gesagten ist ganz klar, daß dabei nur „die Rezeptionsästhetik letzten Endes auf Interpretation hinausläuft" (o.c., 43). Dies nenne ich die Assimilation des kommunikationstheoretisch-rezeptionsästhetischen Ansatzes durch das hermeneutische Paradigma. Sicherlich gibt es innerhalb dieser Assimilationsrichtung Unterschiede; so konzentriert sich ISER z.B. hauptsächlich auf die Explikation von Strategien zur Realisierung der impliziten Leserrolle in literarischen Texten (Schemata-Korrekturen, Negation, abrupter Entzug von Überlegenheitspositionen etc., 1972, 62, 67, 76ff.); LINK dagegen akzentuiert sehr viel stärker die Frage der 'adäquaten' Rezeption (auf dem Hintergrund des Rückbezugs auf das Kriterium der Autorenintention; s. dazu den nächsten Abschnitt). Übereinstimmung herrscht daber darin – und das ist

für die gemeinsame Subsumption unter die Position einer hermeneutischen Assimilation das zentrale –, daß literaturwissenschaftliche Interpretation durch hermeneutische Rekonstruktion der impliziten Leserrolle geleistet werden soll und daß diese Interpretation als nicht-immanentistische zu klassifizieren ist (MICHELS 1973, 32).

Es wird im folgenden zu prüfen sein, ob diese Selbsteinschätzung als gültig anerkannt werden kann, d.h. ob wirklich ein Paradigmawechsel ohne Empirisierung konzipierbar ist oder ob durch die hermeneutische Assimilation der kommunikationstheoretischen Gegenstandskonzeption und ihres Textbegriffs diese Konzeption (und damit auch z.T. der rezeptionsästhetische Ansatz) zerstört und zurückgenommen wird.

II. 6. Theoretische Inkohärenzen der hermeneutischen Assimilation

Eine erste theoretische Inkohärenz liegt m.E. in einem impliziten, teilweise auch expliziten Zurückfallen hinsichtlich der bedeutungskonstitutiven Funktion des Lesers, wie sie diesem im kommunikationstheoretischen Textbegriff an und für sich zugestanden wird. Nimmt man diese bedeutungskonstitutive Funktion des Lesers ernst, dann wird bei der Erforschung des literarischen Textes notwendig auch gerade der Leser zum Gegenstand, zum Objekt der Forschung (und 'Interpretation'). Diese Objekt-Relation läßt sich nach einschlägigen wissenschaftstheoretischen Vorstellungen (m.E. nicht nur des Szientismus) nur durch eine entsprechende Subjekt-Objekt-Trennung verwirklichen, d.h. durch eine Trennung von Rezipient und Interpret, durch einen expliziten Bezug des wissenschaftlichen Interpretators auf den Leser und seine Rezeption als fundierenden (und zu erklärenden) Objektbereich. Diese durch den kommunikationstheoretischen Textbegriff implizierte Objekt-Funktion wird durch die Interpretationspraxis der hermeneutisch assimilierenden Rezeptions-Ästhetiker und die Legitimation dieser Praxis praktisch wieder aufgehoben. So postuliert z.B. ISER rein theoretisch durchaus den oben thematisierten kommunikationstheoretischen Textbegriff. Er setzt z.B. in seiner neuesten Publikation (1976) zwei Pole des literarischen Werks an: den künstlerischen und ästhetischen, „wobei der künstlerische den vom Autor geschaffenen Text und der ästhetische die vom Leser geleistete Konkretisation bezeichnet" (o.c., 38). Daraus zieht er die Konsequenz, daß das literarische Werk weder ausschließlich mit dem Text (qua Autor-Text) noch mit der Konkretisation (qua Leser-Text) identisch ist (ebda.). Vielmehr: „Das Werk ist das Konstituiertsein des Textes im Bewußtsein des Lesers" (o.c., 39). Ein solcher Satz ist für mein Verständnis eindeutig und erfordert notwendig die Erforschung des Leser-Bewußtseins mit Aussagekraft für das literarische Werk. Die Konstruktion des impliziten Lesers aber verfehlt diesen Werkbegriff (wobei der Werk-Begriff nach ISERscher Terminologie mit dem

Begriff des Textes, so wie er oben gebraucht worden ist, identisch ist; ISER gebraucht 'Text' mit der Bedeutung der unabhängig von der Leser-Konkretisation zu denkenden objekt-materialen Dimension des Werks, die ich in Anlehnung an SCHMIDT 'Textformular' nennen werde – vgl. IV.A.).

Das Konstrukt des impliziten Lesers schließt das literarische Werk – zumindest methodologisch – wieder *gegen die explizite und systematische Berücksichtigung der bedeutungskonstitutiven Funktion des Lesers ab.* Denn: „Statt im Zeugnis eines wirklich existierenden Lesers ist er (der implizite Leser; N.G.) in der Struktur des Textes fundiert" (o.c., 52). „Die 'Intention des Textes' ist im Text" (LINK 1973, 567). Hier fällt ISER m.E. hinter seine eigene Konzeption zurück, denn sein 'vom Autor geschaffener Text' ist doch nur über das 'Konstitutiertsein im Bewußtsein des Lesers' erreichbar. Dieser Weg aber wird mit der Konstruktion des impliziten Lesers nicht differenziert und systematisch gegangen, vielmehr hält die Konzeption der Interpretation als Rekonstruktion der impliziten Leserrolle die aus der traditionellen Literaturwissenschaft bekannte Rezeptions-Interpretations-Konfundierung aufrecht, insofern als der wissenschaftliche Interpret in einer nicht-systematischen und unexpliziten Weise nur auf sein subjektives Bewußtsein (d.h. seine individuelle Rezeption) rekurriert. Damit liegt m.E. ganz eindeutig eine werkimmanente Umarmungsstrategie gegenüber der kommunikationstheoretischen Gegenstandskonzeption vor, indem versucht wird, das Bewußtsein (der 'adäquaten' Konkretisation/Rezeption) aus dem Text zu konstruieren und nicht (wie es nach den eigenen rezeptionsästhetischen Ausgangspunkten konsequent wäre) den Text bzw. das literarische Werk aus dem Bewußtsein.

Der Rückzug auf die Autorintention

Damit aber ist nur die Basis für das Aufgehen des rezeptionsästhetischen Ansatzes im traditionellen hermeneutischen Paradigma gelegt. Der Endpunkt dieses völligen Aufgehens ist die Wiedereinsetzung der 'Autorintention' als oberstes Adäquanzkriterium für Rezeption wie auch Interpretation, wie es LINK (1976) unter dem Titel 'Rezeptionsforschung' beispielhaft exerziert. Angelegt ist diese Wiedereinsetzung bereits in der Festlegung der Instanzenrelation zwischen A2 und L2: der implizite Leser wird mit dem abstrakten Autor als identisch angesetzt. Ich will dies nicht als methodologischen Fehler kritisieren, der darin bestünde, daß eine kreative Hypothese quasi definitorisch im Sinne eines Bedeutungspostulats eingeführt wird; die Hypothese nämlich, daß das Konstrukt 'Leser' (deterministisch) vom Konstrukt 'Autor' abhängt (LINK 1976, 29). Es ist m.E. adäquater, diese Festlegung unter dem non-statement view von Theorien als begrifflichen Ausdruck der Kernannahme anzusehen, daß zentrale Aufgabe des wissenschaftlichen Forschungsprogramms die Suche nach der 'adäquaten' autorintentionalen Rezeption und Interpretation ist. Daß das ganze Schema in der Tat auf dieses Kernproblem hin ausgerichtet ist, kommt auch durch die (oben bereits besprochene) Rela-

tion des realen Lesers zu den anderen Instanzen zum Ausdruck; er muß möglichst genau dem impliziten Leser und das heißt dem impliziten Autor (und das heißt dem vom realen abstrahierten Autor) entsprechen: um eine 'adäquate Rezeption' zu erreichen (o.c., 36). Damit aber ist praktisch wieder die klassische Dynamik in Richtung auf den 'richtigen' Textsinn eingesetzt, über den überdies wegen der Rezeptions-Interpretationskonfundierung nur aufgrund der individuell-subjektiven Rezeption des jeweiligen Wissenschaftlers entschieden wird.

Ein anschauliches Beispiel dafür liefert die Kritik von LINK an den Ergebnissen der empirischen Konkretisationserhebung von BAUER et al. (1972), über das Gedicht 'Fadensonnen' von Celan (vgl. Darstellung dieser Untersuchung unter III.5.): „Wenn . . . zu 'Lichtton' '(Atom)Explosion' und zum Metaphernteil 'baum/hoher' 'de Gaule' assoziiert wird, so wird man sagen können, daß der *Toleranzbereich* dessen, was der Text nahelegt oder mindestens nicht verbietet, subjektiv überschritten ist" (LINK 1976, 109). Woher weiß Link das? Aus der eigenen Rezeption? Woher weiß sie, daß diese Rezeption 'adäquater' ist als die der kritisierten Vpn? Sie gibt es nicht an, ich weiß es nicht. So wie die Kritik formuliert ist, liegt es nahe, den Rekurs auf ein (von LINK und anderen diesen Satz lesenden Wissenschaftlern) gemeinsam geteiltes Evidenzkriterium zu vermuten. Um Mißverständnisse zu vermeiden: ich bin nicht der Meinung, daß man Rezipientenassoziationen nicht kritisieren könnte; nur müßte die Kritik explizit begründet sein und wenn möglich auf der Basis des kommunikationstheoretischen Textbegriffs. Diese Kritik auf der Grundlage der 'Autor-Adäquanz' unter Rekurs auf die subjektive Rezeption des Interpreten ist m.E. vor allem ein Indiz für die Auflösung im klassischen hermeneutischen Paradigma; und diese Auflösung stellt eine theoretische Inkohärenz zu dem kommunikationstheoretischen Gegenstands(vor)verständnis dar. Denn diese Position von LINK ist praktisch identisch mit der auf die Autorintention orientierten von HIRSCH: die Rekonstruktion des vom Autor intendierten Sinns (vgl. LINK 1976, 122) ist nichts anderes als der implizite, abstrakte Autor nach LINK.

Die Inkohärenz zum – rezeptionsästhetischen – Ausgangspunkt liegt u.a. darin, daß für das kommunikationstheoretische Paradigma der Literaturwissenschaft die Frage der Adäquanz erstens nicht so zentral relevant ist und zweitens schon gar nicht in so enger Restriktion auf die Autorintention als Antwortperspektive. Folgerichtig muß LINK bei der Behandlung des Adäquanzproblems in eine nichtkohärente Antwortdivergenz verfallen. Sie unterscheidet zwischen einer adäquaten Konkretisation im weiteren und im engeren Sinn: im weiteren Sinn ist all das adäquat, was der 'Offenheit' des literarischen Werks – auf synchronischer wie diachronischer Ebene – entspricht (Heranziehung von MUKAROVSKY u.a.; vgl. LINK 1976, 144). Adäquanz im engeren Sinn liegt bei einer Rekonstruktion der Autorintention vor (o.c., 142). Für die Adäquanz im weiteren Sinn wäre zunächst einmal zu fragen:

wie will man die (auch historische) Offenheit des literarischen Werks ausschöpfen, wenn man abstrahiert (vom realen zum abstrakten Autor)? Polyvalenz etc. läßt sich doch nur erreichen, indem man differenziert, konkretisiert: und dies geht, nach eigenen rezeptionsästhetischen Ausgangspunkten, doch am besten, wenn man von den unterschiedlichsten Leserkonkretisationen ausgeht. LINK stellt sich dieser Frage nicht, was allerdings ein Symptom für die innere Inkohärenz ihrer Explikation ist: adäquat wird nämlich im folgenden (ab S. 150) immer nur in der engeren Version der Adäquanz hinsichtlich der Autorintention gebraucht. Wo dennoch auch die weitere (eher kommunikationsorientierte) Adäquanzversion gleichzeitig auftaucht, wird eindeutig klar, daß LINK den kommunikationstheoretischen Ansatz auf das klassische Paradigma reduziert hat, daß die 'eigentliche' Adäquanz nur die in bezug auf die Autorintention ist: „Von den beiden im weiteren Sinn adäquaten Konkretisationen ist die durch U3 repräsentierte also 'adäquater' als U2; *aber keine von beiden ist adäquat!*" (o.c., 154; kursiv: N.G.). Kommunikationstheoretisch adäquate Konkretisationen sind nicht adäquat – deutlicher kann man die Reduktion des neuen Paradigmas auf das alte – und die widersprüchlichen Konsequenzen dieses Versuchs – kaum formulieren. Das ist aber genau die umgekehrte Richtung zum Erkenntnisfortschritt (sensu KUHN, s.o. I). Der *Versuch, die kommunikationswissenschaftlichen Perspektiven in das alte hermeneutische Paradigma unter Aufrechterhaltung der zentralen Frage nach der adäquaten Rezeption/Interpretation und der Antwortrichtung auf 'Autorintention' hin einzuholen,* führt also zu *internen theoretischen Inkohärenzen und ist daher als gescheitert anzusehen.*

Außerdem tradiert dieser Rückfall ins klassische Paradigma nur die Dominanz der autororientierten Interpretation (WEINRICH 1971, 23) und muß damit alle einschlägigen Kritikpunkte gegen die Autorintention als Interpretationskriterium auf sich ziehen. Ausgehend vom realen Autor ist schon von WALZEL (1920) herausgearbeitet worden, daß literarische Werke sehr viel mehr enthalten können als vom Autor beabsichtigt, daß sie natürlich auch eklatant hinter der künstlerischen Intention zurückbleiben können (vgl. INGEN 1974, 86); außerdem ist bei Selbstdeutungen von Künstlern zu berücksichtigen, daß der Autor an anderen Aspekten (z.B. den handwerklichen) interessiert sein wird als der Leser (INGEN 1974, 85). Nun wird der Vertreter der autororientierten Interpretation sicherlich darauf hinweisen, daß dies mit dem impliziten, abstrakten Autor nicht gemeint ist; sondern daß es sich um eine Konstruktion der Autor-Intention aus 'dem Text' heraus handelt (vgl. INGEN 1974, 89; LINK 1973, 554f.; WEINRICH 1971, 24; ich muß gestehen, daß mir dann der Sinn der Rede vom 'Abstrahieren' auf der Grundlage des realen Autors unklar wird, aber das ist hier peripher). Doch auch damit ist nichts Grundsätzliches gewonnen: es stellt sich sofort wieder die Frage, aufgrund welcher Daten eine solche Konstruktion geleistet werden soll; sowie die Frage, warum nicht der Leser, unabhängig von Autor und Autorintention, konstruiert wer-

den soll. Unter dem ersten dieser beiden Frageaspekte bleibt die Rekonstruier*barkeit* dieser Intention problematisch: will man textexterne Faktoren und Informationen ansetzen (vgl. die Kritik von STEINMETZ 1974, 69) oder eben individuell-subjektive-Verstehensdaten des (wissenschaftlichen) Rezipienten? Wie steht es mit der Gültigkeit einer solchen Rekonstruktion aufgrund dieser Datenklassen (vgl. dazu meine Kritik an HIRSCH 1973 in GROEBEN 1972a, 170ff.)? Wichtiger aber ist der zweite Aspekt; denn in bezug auf ihn wird der Widerspruch dieser Reduktion zum kommunikationstheoretischen Ausgangspunkt deutlich: die Rekonstruktion der Autorintention ist die Rekonstruktion eines 'genuinen Kodes', den mißzuverstehen eine 'Fehlrezeption' bedeutet (STEINMETZ 1974, 69); damit ist „letztlich die absolute, historisch invariante Erkenntnis des literarischen Gegenstandes" postuliert, was „die Möglichkeit einer Überschreitung der historisch bedingten hermeneutischen Kommunikationssituation voraussetzen würde" (HEUERMANN et al. 1975b, 95). Der Widerspruch zum kommunikationstheoretischen Textbegriff (und damit Gegenstandsverständnis) ist unmittelbar deutlich. Man muß daher diesem hermeneutischen Assimilationsversuch genau jene Inkohärenz vorwerfen, die die AG BÖLL (1975) speziell an WEINRICH kritisiert hat: daß die Geschichte des Lesers als „einer vom Autor konzipierten Leserrolle" weiterhin die Geschichte des Autors bleibt; daß dieses Verharren in Problemstellungen des alten Paradigmas nur ein Indikator für die 'Vehemenz' ist, mit der „sich theoretisch ausgerichtete ('privilegierte') Disziplinen gegen empirische ('handwerkliche', 'unterprivilegierte') Forschung abschirmen, auch wenn diese sich . . . förmlich aufdrängt" (AG BÖLL 1975, 243).

Verfehlen der 'Amplitude'

Es bleibt zu klären, ob die hermeneutische Assimilation ohne den regredierenden Rekurs auf die Autorintention zu einer in sich kohärenten Verarbeitung und unverkürzten Anwendung der kommunikationstheoretischen Gegenstandsperspektive in der Lage ist. Der Ansatzpunkt für eine entsprechende Argumentation weg von der Autorintention liegt in der Kategorie moderner Literatur, von der historisch die Konzipierung der Polyvalenz-Ästhetik ausgegangen ist und die den in unserer systematisch-methodologischen Rechtfertigung als notwendige Bedingung nachgewiesenen 'Spielraum-Faktor' optimal realisiert. Gerade für solche Literatur erscheint dem unvoreingenommenen Betrachter die Frage nach der Autorintention als in sich recht widersinnig: sind doch solche Werke zu einem nicht geringen Teil durch den Entzug der festlegenden Intention auf der Textebene (vgl. oben LINKs Bestimmung der 'echten' Unbestimmtheit als vom Autor intendierte) gekennzeichnet. Vielmehr wird eher eine Intention des Autors auf der Metaebene angesetzt, nämlich möglichst wenig intentionale Festlegung (für den Rezipienten) auf der Objekt/Textebene zu generieren. Die Vertreter der kommunikationstheoretisch-rezeptionsästhetischen Perspektive führen immer wieder Aussagen von

Autoren über diesen Intentionsverzicht auf der Objektebene zur Legitimation ihres Ansatzes an: z.B. den Satz Valérys 'Die Ausführung des Gedichts ist das Gedicht' (vgl. WEINRICH 1971, 26); es ist immer wieder nachgewiesen worden, daß die Abwendung von der Autorintention (auf der Objektebene) nicht dem Selbstverständnis, der Literaturtheorie und Ästhetik zumindest bestimmter Autoren widerspricht (vgl. HÖLLERER 1965) – eine Beruhigung, die der hermeneutische Literaturtheoretiker bei der Ablösung vom produktionsästhetischen Paradigma wohl brauchte und die ihn auf der höheren (Meta)Ebene doch noch mit diesem Paradigma durch den literaturästhetischen Konsens mit den Autoren einig gehen ließ. Das sowohl vom literarischen Objektbereich als auch der wissenschaftsgeschichtlichen Stellung her eklatanteste Beispiel bietet 'Das Buch' ('Le livre') von Mallarmé. Fast gleichzeitig haben es ECO (1962) und KESTING (1965) als das paradigmatische Beispiel für den Verzicht des Autors auf weite Bereiche der üblichen Intentionalität auf der Werkebene analysiert; beide stellen z.B. heraus, daß sogar das Nacheinander der Rezeption von einzelnen Abschnitten in diesem Text-Entwurf durch praktisch unerschöpfliche Kombinationsmöglichkeiten dem Leser überantwortet bleiben soll. Es ist nicht recht einzusehen, was der Rekurs auf die Autorintention in solchen Fällen anderes ergeben soll, als (-Metaebenenintention-) möglichst die Aktivität und Relevanz des Lesers stärker zu gewichten – auch und gerade für die wissenschaftliche Interpretation.

Systematisch gewendet: zumindest für den 'Spielraum'-Faktor innerhalb eines kommunikationstheoretischen Textbegriffs hat der Leser wenigstens den gleichen Rang wie der Autor (vgl. GRIMM 1975, 56). Die methodologische Konsequenz für ein kommunikationstheoretisches Forschungsprogramm ist, daß die Frageperspektive (will das Forschungsprogramm auch wissenschaftlich den Spielraum des 'Spielraum'-Faktors ausnutzen und -schöpfen) vom Leser zum Text gehen muß (JAUSS 1970); die Umkehrung dieser Fragerichtung verfällt in „den Substantialismus monologisch sich selbst fortzeugender ewiger Fragen und bleibender Antworten zurück" (ebda.). Für die wissenschaftliche Interpretationskonzeption bedeutet das: „Dabei sind einerseits die Amplitude des zeitgenössischen Auffassungsspielraums, andererseits der historische Wandel wie auch die soziale Abwandlung der Auffassungsschwerpunkte und die sich darin spiegelnden Interessen der *hauptsächliche Untersuchungsgegenstand*" (LÄMMERT 1973, 170; kursiv: N.G.). Das Konzept der 'Amplitude' ist m.E. eine sehr anschauliche Verdeutlichung dafür, wie sich die im kommunikationstheoretischen Textbegriff als notwendig angesetzte Bedingung des 'Spielraum'-Faktors in einer forschungsmethodischen Frageperspektive realisieren kann! (ich beschränke mich im folgenden wegen der oben unter II.4. diskutierten Vorordnung der synchronischen vor der diachronischen Perspektive, wodurch der historische Wandel als nicht oppositionell, sondern nur als ein anderer Aspekt der gleichen Offenheit des literarischen Werks anzusehen ist, auf die beispielhafte Diskussion des synchronischen Aspekts der

Amplitude). Dabei ist auf dem Hintergrund der systematisch-methodologischen Rechtfertigung des kommunikationstheoretischen Textbegriffs durchaus davon auszugehen, daß diese Amplitude bei verschiedenen Werken bzw. Literaturarten von 'Minimalwerten bis zu Maximalwerten' streuen kann (LÄMMERT ebda.). Das Entscheidende ist, daß die wissenschaftliche Interpretation die vorhandene Amplitude herausarbeiten soll und daß diese Herausarbeitung der Frage nach der Adäquanz (also 'Richtigkeit') von Rezeption und Interpretation vorgeordnet ist. Damit läßt sich der Unterschied zwischen altem und neuem Paradigma auf der Ebene der Umgewichtung von Problembedeutsamkeiten an einem zentralen Punkt präzisieren: das alte produktionsästhetische und/oder werkimmanente Paradigma versucht als zentrale Frage das Problem zu lösen, welche Bestimmungen (Grenzen) der literarische Text für eine 'adäquate' Rezeption/Interpretation seines Sinns festlegt; das *kommunikationstheoretische Paradigma* ersetzt dieses Problem durch die für es *zentralere Frage, welche Spielräume der literarische Text für eine Amplitude* (und entsprechenden historischen Wandel) *von Rezeptionen-Vielfalt bietet.* Das bedeutet nicht, daß innerhalb dieses Paradigmas die Frage nach der 'adäquaten' Rezeption nicht mehr gestellt und beantwortet werden könnte; das ist schon möglich (vgl. IV. A.), aber sie ist ungleich weniger wichtig.

Damit ist auch die Frage nach dem Paradigmawechsel ohne Empirisierung erneut präzisierbar: ist es möglich, die Frage nach der 'Amplitude' des Rezeptionsspielraums eines literarischen Textes innerhalb einer hermeneutischen Methodik, d.h. durch Rekurs auf die eigenen subjektiv-evidenten Rezeptionsdaten des Interpreten, zu beantworten? In bezug auf die praktische Durchführung z.B. durch ISER ist LINK zuzustimmen, daß er in seinen Interpretationen zumeist die Festlegung und Auszeichnung einer richtigen Bedeutung versucht, d.h. praktisch im Sinne der Adäquanzfrage interpretiert (LINK 1973, 548; wobei der vorstehende Abschnitt gezeigt hat, daß LINKs eigener Lösungsentwurf als im Zweifelsfall noch sehr viel traditioneller einzuschätzen ist). Nun könnte es sich dabei aber potentiell um ein persönliches 'Versagen' bei der Durchführung eines an sich vertretbaren Forschungsprogramms handeln; ein solches Faktum hat natürlich keine grundsätzliche Relevanz. Es ist also prinzipieller zu fragen: ist die *Lösung des 'Amplituden'-Problems mit Hilfe der klassisch-hermeneutischen Methodik* überhaupt kohärent *konzeptualisierbar?* Was sie leisten müßte, gibt WARNING sehr konkret an: da der implizite Leser nach ISER der im Text 'vorgezeichnete Aktcharakter des Lesens' ist bzw. nach BROOKS der 'postulierte Leser', bedeutet richtiges – und ich spezifiziere: also auch auf die 'Amplitude' ausgerichtetes – Lesen, „den Text vereindeutigen, wo er eindeutig ist, ihn aber auch offenzuhalten, wo er sich aller Vereindeutigung sperrt und gerade hierin provoziert" (WARNING 1975b, 32).

Und gerade dieses letzte, das Offenhalten, halte ich für nicht möglich durch einen Rekurs auf die eigene, subjektive Rezeption des Literaturwissenschaftlers. Denn dieser unterliegt den kognitionspsychologischen Beschränkungen wie jeder normale Mensch: er strukturiert die Welt (auch die der Ideen, Fiktionen etc.) von einer bestimmten Perspektive aus, hat bestimmte Einstellungen etc., die die Rezeption auch literarischer Werke von einem bestimmten, je individuellen Aspekt aus relativ 'vereindeutigen' werden. Natürlich kann der Literaturwissenschaftler versuchen, möglichst viele Perspektiven zu assimilieren, möglichst kognitiv variabel zu sein oder zu werden, eine vollständige Variabilität wird ihm aus Lebenserhaltungsgründen nicht möglich sein. Außerdem liegt das Problem u.U. schon vor der kognitiven 'Metaeinstellung' auf Polyperspektivismus, Variabilität etc.: in den Dimensionen, die ihm selbstverständlich erscheinen, hat er u.U. schon 'Leerstellen' des Textes in seiner Rezeption ausgefüllt, ohne deren Existenz bemerkt zu haben. Es ist daher davon auszugehen, daß auch der wissenschaftliche Rezipient prinzipiell wie jeder andere Rezipient den Text an seine Lebenswelt und -perspektive angleicht, 'normalisiert' (STEINMETZ; vgl. dazu ausführlicher u. III.2. und IV.2.); das bedeutet: „Zwar ist der Literaturwissenschaftler – aufgrund seines (im Vergleich zum naiven Leser) relativ reflektierten und systematisierten Verstehenshorizontes, der aber ebenfalls grundsätzlich begrenzt ist – in der Lage, ein gewisses Bedeutungsspektrum des jeweiligen Textes zu entwerfen; er vermag jedoch nicht (allein auf der Basis seiner eigenen Textanalyse) sämtliche vom Text ermöglichte Leseweisen vorauszusehen" (HEUERMANN et al. 1975b, 14).

Wenn man diese Einschätzung für zutreffend befindet, dann verstößt das Verharren auf der hermeneutischen Methodik (unter Voraussetzung des bisherigen Argumentationsgangs) gegen die wissenschaftstheoretische Metanorm 'Sollen impliziert Können' (vgl. GROEBEN 1978a). Wenn Interpretation als 'Amplituden'-Sicherung dem Wissenschaftler durch Rekurs nur auf seine Rezeption nicht möglich ist, bleibt nur die Konsequenz, die Rezeptionsvielfalt durch empirische Erhebung von Textrezeptionen/Konkretisationen auf der Grundlage einer systematischen Beobachtung (und d.h. Subjekt-Objekt-Trennung im Sinn von Rezipient-Interpret-Trennung) festzustellen. Zieht man diese Konsequenz nicht, dann muß man notwendig von der Methodik her die Frage nach der Amplitude verfehlen; und wenn diese Frage in der Tat eine der zentralen, unverzichtbaren Problemaspekte (qua Kernannahme) des neuen kommunikationstheoretischen Paradigmas ist, dann *bedeutet das Beharren auf einer hermeneutischen Methodik unvermeidbar ein Zurückfallen hinter den – rezeptionsästhetischen – Ausgangspunkt.* Dieses Zurückfallen ist die theoretische Inkohärenz, in die m.E. der Versuch einer hermeneutischen Assimilation des kommunikationstheoretischen Paradigmas führen muß. Deshalb ist auch gegen die kritischen Zweifel von STEINMETZ an der Empirisierung als Konsequenz eines kommunikationstheoretischen Gegenstandsverständnisses

festzuhalten: es führt nicht 'zu weit', die 'eigentliche Materialbasis für Interpretation' in Rezeptionsdaten zu sehen (vgl. STEINMETZ 1974, 66). Wenn das Ziel der literaturwissenschaftlichen Interpretation ist, die 'Mehrdeutigkeit der literarischen Botschaft bewußt zu machen' und der einzelne Rezipient – wie STEINMETZ selbst herausarbeitet – in seiner Konkretisation 'normalisiert', dann ist die empirische Untersuchung einer möglichst großen Zahl von Konkretisationen sogar der optimale Weg zur literaturwissenschaftlichen Interpretation. Bei Rekurs allein auf die eigene subjektive Rezeption wäre diese Interpretation nur von Übermenschen zu erreichen – und eine solche Implikation als konstitutives Element einer Methodologie zu tolerieren, wäre sicher unzulässig.

II. 7. Methodologische Inkohärenzen

Das methodologische Argument ist also, daß die hermeneutische Methodik über dem Rekurs auf die subjektiv-individuelle Rezeption des Interpreten notwendig zu einem Rückfall hinter den erreichten Stand des kommunikationstheoretischen Textbegriffs und damit zu einem Verfehlen des neuen Paradigmas führt: durch die auf diesem methodischen Weg unvermeidbare Dynamik in Richtung auf eine 'Monosemierung' des literarischen Texts (bzw. systematisch gesprochen, auch des 'Spielraum'-Faktors von Literatur). Daß eine solche Monosemierung als normative und/oder genormte Leseweise letztlich ein Verfehlen des angestrebten (rezeptionsästhetischen) Paradigmas ist, betont auch ISER – allerdings in Kritik an der 'sozialistischen Leseweise' der marxistischen Literaturwissenschaft in der DDR (1975, 337ff.). Die marxistische Rezeptionsforschung begründet allerdings ihre normative Zielrichtung ganz explizit; sie eignet sich aus diesem Grund besonders für die Prüfung der Frage, inwieweit durch eine monosemierende, hier normativ 'richtige' Lesart/Interpretation die Kernannahmen des rezeptionsorientierten Paradigmas praktisch wieder aufgegeben, revidiert werden.

Das Beispiel der marxistischen Rezeptionslenkung

Wie schon von Iser herausgestellt (1975, 336f.), hat sich auch in der DDR eine in vielem zur westdeutschen Rezeptionsästhetik relativ parallele Rezeptionstheorie entwickelt (NAUMANN 1973a; SCHLENSTEDT et al. 1975). Was bei ISER 'Appellstruktur' des Textes genannt wird, heißt in der marxistischen Rezeptionstheorie: 'Rezeptionsvorgabe' (NAUMANN 1973b, 35; ISER 1975, 336) – wobei sich der Terminus 'Vorgabe' als durchaus berechtigt und dezidiert so gemeint erweist. Der 'reale Leser' wird als 'Leser und Rezipient' bezeichnet, der implizite Leser als 'Adressat' und der fiktive Leser als '„Leser" ' (NAUMANN 1973b, 53; ISER 1975, 336). Im Vordergrund der mit Hilfe dieser Begriffe aufgebauten Rezeptionstheorie steht nun eindeutig nicht die Vielfalt von Rezeptionsmöglichkeiten, sondern die Normierung der Rezeption (und Interpretation). Die Konzentration auf die Rezeptionsvielfalt steht für den Marxisten in der Gefahr, die Wirkungsperspektive vom Abbildcharakter der Literatur abzulösen (SCHLENSTEDT 1975, 43) und in einer solchen 'Trennung

der Literatur von ihrem gegenständlichen Bezug und der kognitiven Funktion' nur 'idealistische Illusionen' zuzulassen und zu unterstützen (NAUMANN 1973b, 63). Die 'bürgerliche' Rezeptionsästhetik erscheint dem marxistischen Literaturwissenschaftler weitgehend als eine Theorie des 'Verzichts auf die Führung des Lesers' (o.c., 72); gerade eine solche 'Führung' aber soll das Ziel der literarischen Produktion sein: „In der Polyfunktionalität zeichnen sich führende Prinzipien ab – und gerade das ist wichtig" (SCHLENSTEDT 1975, 44). Interpretation ist das Herausarbeiten des entsprechenden 'historisch führenden Prinzips' (o.c., 45). So wird zwar von der marxistischen Rezeptionstheorie auch die 'Potentialität' des literarischen Werks konstatiert, aber sie bleibt praktisch folgenlos (weil sie es bleiben soll und muß). Das Zentrale sind die Grenzen, die das literarische Werk (qua Rezeptionsvorgabe) dem Leser für die Möglichkeiten der Rezeption 'vorgibt' (NAUMANN 1973b), 85). Diese Grenzen werden durch das historisch führende Rezeptionsprinzip mit festgelegt; und dabei handelt es sich um die gesellschaftlichen Rezeptionsweisen (NAUMANN 1973b, 91). Die adäquate Rezeption hängt also auch von „den gesellschaftlichen Verhältnissen und denen der geistigen Kommunikation" ab (SCHLENSTEDT 1975, 54). Die marxistische Rezeptionstheorie wechselt zwar von der Wiederspiegelung zur Wirkungsakzentuierung, die normative Perspektive aber behält sie bei: der Nachdruck liegt hier auf der „gemeinschafts- und persönlichkeitsbildenden Wirkung von Literatur" (HOHENDAHL 1974b, 32). Damit aber ist – trotz der Benennung Rezeptionstheorie – die traditionelle Fragestellung nach der Adäquanz der Rezeption vorrangig: „Dies bedeutet, daß abweichende Lesungen registriert, aber letztlich disqualifiziert werden" (o.c., 33). Die marxistische Rezeptionstheorie verfehlt durch ihre normative Monosemierung also ganz eindeutig den kommunikationstheoretischen Gegenstands-(Text)begriff mit seiner bedeutungskonstitutiven Funktion des Lesers (wobei klar ist, daß sie selbst gerade dies 'Verfehlen' auch explizit anstrebt und positiv bewertet). Das – in diesem Fall normativ theoretisch begründete – Zurücknehmen der bedeutungskonstitutiven Funktion des Lesers führt zu einem Aufsaugen der rezeptionstheoretischen Perspektive durch das alte produktionsästhetisch-ontologisierende Paradigma: „Das Bestehen eines objektiven Sinngehalts wie die Möglichkeit seiner korrekten Rekonstruktion ist weiterhin vorausgesetzt" (HOHENDAHL 1974b, 34).

Auch methodologisch ist damit natürlich die empirische Erhebung von Literaturrezeption, Lesemotivation und Lektürewirkung einer potentiell fundierenden Funktion beraubt; im Extremfall hängt sogar die behauptete Existenz von Motivationen von der (unterschiedlichen) Bewertung qua Einbettung in die 'historisch führenden Prinzipien' ab. So widersprechen sich z.B. die marxistischen DDR-Wissenschaftler WALTER und KLICHE in bezug auf die Existenz eines sog. 'Prestige-Lesens' als Lesemotivation in der DDR, weil sie diese Motivation unterschiedlich bewerten: KLICHE (1973, 279f.): „Gerade weil die sozialistische Gesellschaft Schritt um Schritt in allen ihren Lebensbereichen gegenständliche und zwischenmenschliche Beziehungen als kulturelle und ästhetische erlebbar macht, verlieren das Lesen, Vielbelesenheit und Literaturkenntnis den Status prestigenotwendiger Ausstellung von Bildung, den Bildungszwang des 'Dazu-Gehörens' und 'Mitreden-Könnens'." Dagegen WALTER (1974, 285f.): „Es liegt auf der Hand, daß in der sozialistischen Gesellschaft ein hohes Maß an Bildung zum festen Bestandteil des gesellschaftlichen und des persönlichen Wertgefüges wird. Das 'Mitredenkönnen' und 'Bescheidwissen' über wichtige Werke der Literatur und über gesellschaftlich bedeutsame Kunstprobleme geht als ein positiv zu bewertender Bestandteil in das subjektive Wertbewußtsein ein."

Das marxistische Konzept der Rezeptionslenkung ist hier als Beispiel dafür angeführt, daß durch eine monosemierende Ausrichtung von Rezeption und Interpretation die Kernannahmen des kommunikationstheoretischen Forschungsprogramms verfehlt bzw. zurückgenommen werden. Im Fall des Marxismus handelt es sich um eine explizit normative Ausrichtung, die letztendlich auch

zu einer Abwehr empirischer Methoden führt, insofern als diesen nicht die fundierende Funktion der Datengenerierung für eine Bedeutungskonstitution über den Leser zugestanden werden kann. Meine methodologische These ist nun, daß auch die hermeneutische Assimilation des kommunikationstheoretischen Paradigmas diesen Rückfall aufweise, ja aufweisen muß: in diesem Fall nicht aufgrund einer expliziten normativen Wertung, sondern einer impliziten, aber unüberspringbaren Methodikbeschränkung. Der *Rückgriff auf die eigene subjektive Rezeption des Interpreten* (Subjekt-Objekt-Konfundierung in der Form der Rezipient-Interpret-Konfundierung) *kann nur dazu führen, daß der Interpret die jeweils eigene Rezeption als die qualifizierte und richtige Lesart ansetzt.* Damit aber ist er aus methodologischem Grund – weil das eigene 'Verstehen' als Erkenntnismethode angesetzt wird – unvermeidbar auf eine 'Monosemierung' ausgerichtet und verfehlt daher ebenfalls in letzter Konsequenz den rezeptionsästhetischen Ansatz (zumindest hinsichtlich des 'Spielraum'-Faktors). Der wichtige Unterschied zur marxistischen Rezeptionslenkung ist: was dort durch explizite normative Theorie ganz deutlich wird, bleibt hier eventuell verborgen, weil es implizit in der hermeneutischen Methodik in Kombination mit allgemein menschlichen Beschränkungen liegt. Ich bin mir darüber im klaren, daß für den Vertreter des Empirisierungsprogramms diese Konsequenzen der hermeneutischen Methodik ganz klar und überzeugend zutage liegen, für den Vertreter des hermeneutischen Paradigmas aber die Akzeption solcher Beschränkungen nicht unbedingt zwingend sein muß.

Ich möchte daher nicht nur wissenschaftstheoretisch argumentieren und bewerten, sondern versuchen, diese von mir gesehene notwendige Beschränkung der hermeneutischen Assimilation an einem Beispiel verständlich(er) zu machen. Ich nehme dazu die hermeneutische Rekonstruktion eines impliziten Lesers (konkret des 'Lesers des Nouveau Roman'; NETZER 1970) und versuche die Begrenztheit der subjekt-individuellen Rezeption und in Folge davon der hermeneutischen Interpretation nachzuweisen, indem ich andere (natürlich ebenso subjektive) m.E. gleichermaßen plausible Rezeptionsmöglichkeiten dagegenhalte (die eine andere interpretatorische Rekonstruktion erfordern würden).

Monosemierung durch die hermeneutisch konfundierte Rezeption-Interpretation

NETZER betrachtet die implizite Leserrolle der Kategorie 'Nouveau Roman' vor allem unter dem Aspekt der Akzentuierung des Spielraum-Faktors von Literatur durch diese Literaturklasse; er arbeitet heraus, inwiefern der Nouveau Roman als Teilmenge jener Literatur anzusehen ist, von der die Ästhetik der Polyfunktionalität/Polyvalenz bei ihrer Entwicklung (historisch) ausgegangen ist. Er rekonstruiert als implizite Leserrolle also besonders jene Dimensionen, die eine Aktivierung des Lesers in der Bedeutungskonstituierung manifestieren; dabei ist er vor allem an den Werkcharakteristiken, die eben jene Leseraktivierung steuern bzw. unumgänglich machen, interessiert. Ausgangspunkt ist der Erwartungshorizont, mit dem der Leser an einen Roman herangeht; dieser 'Le-

ser' ist selbstverständlich schon ein 'rekonstruierter' Leser, d.h. es handelt sich um den Erwartungshorizont, wie er vom Autor des Nouveau Roman sozusagen als Hintergrundfolie in den literarischen Text eingebaut bzw. durch diesen vorausgesetzt ist: „Die Nouveau Romanciers glauben, ein Leserpublikum vor sich zu haben, dessen Erwartungshorizont von Konstanten geprägt ist, wie sie die Romankonzeption Balzacs enthält. Denn seine Romankonzeption wird heute noch weitgehend vom Publikum als Muster angesehen" (NETZER 1970, 14). „Die Konstanten sind im wesentlichen die Erzählung der Lebensgeschichte eines Helden, die Beschreibung am Romananfang mit ihrer dekorbildenden Funktion, die Bedeutung des chronologischen Handlungsablaufs, sowie die Nachahmung einer vorgegebenen Welt" (o.c., ebda.). Als Strategie zur Aktivierung des Lesers bespricht NETZER dann die schon von ISER besonders hervorgehobene 'Negativität' als 'wesentlichstes rezeptionsästhetisches Charakteristikum des Nouveau-Roman' (o.c., 15).

Sowohl die Rekonstruktion des Erwartungshorizonts als auch der beobachteten 'Negativitäts'-Strategien sind dabei nur anhand von 'Verstehens-Daten' der eigenen Rezeption gewonnen. Gerade die Relation von Textcharakteristika und Erwartungshorizont bzw. Enttäuschung der Lesererwartung durch 'Negativität' aber erscheint dem Empiriker als fruchtbares Beispiel für kreative (im logischen Sinn des Gegensatzes zur Nicht-Kreativität von Definitionen) Hypothesen und deren i.e.S. empirische Überprüfung. Die Beschränkung der Rekonstruktion der impliziten Leserrolle allein aufgrund der subjektiven Rezeption des Interpreten wird deutlich, wenn man andere Rezeptionsmöglichkeiten aufweist, die nicht nur auftreten können (was für den Empiriker schon Grund genug wäre, sich mit ihnen zu beschäftigen), sondern auch vergleichbar plausibel erscheinen und zu nicht weniger sinnvollen Rekonstruktionen führen können. Solche Alternativ-Rezeptionen lassen sich m.E. an mehreren Stellen der Analyse von NETZER vorbringen:

– Hinsichtlich des Romananfangs stellt NETZER fest, daß im Nouveau Roman der Leser sofort und ohne allmähliche Einführung in die Mitte des Geschehens, der Situation etc. gestellt wird ('er befindet sich von Anfang an in *mediis rebus*'; o.c., 36); die 'fehlende Einstimmung in Ort, Zeit und Handlung der Fiktion', das 'fehlende Portrait der Romanfiguren', Helden oder dergl. enttäuschen den Leser in seinen Erwartungen, ja 'schokkieren' ihn. Wenn ich genauso auf subjektive Rezeption zurückgreifen darf: ich war nie schockiert von Anfängen des Nouveau Roman. Es ist doch genauso gut möglich, daß der Leser wegen der Modernität (zeitgenössischer Autoren) von vornherein nicht mit der klassischen Romananfangs-Erwartung an die Lektüre herangeht, daß er vielmehr Erfahrungen aus dem Leseumgang mit der Kurzgeschichte überträgt – und diese ist ja nun gerade durch den unvermittelten Erzählanfang gekennzeichnet (vgl. KILCHENMANN 1967). Die Erfahrung von Enttäuschungen und d.h. in diesem Fall der Erwartungshorizont (und seine Rekonstruktion) hängt also von der (impliziten) Theorie über die Zugehörigkeit des vorliegenden Textes zu einer bestimmten Textsorte ab – und da muß ja nicht jeder Leser die gleiche Theorie wie der Wissenschaftler NETZER haben.

Nebenbemerkung: Um den methodologischen Standort dieses Arguments zu verdeutlichen, sei an dieser Stelle in kurzer Wiederholung der bisher erarbeiteten Analyseergebnisse auf die auf eine solche Kritik übliche Gegenargumentation eingegangen: Man kann dem entgegenhalten, das sei gut möglich, daß irgendein Leser wie der nicht optimal gebildete Groeben faktisch hier einen anderen Erwartungshorizont habe, aber nach dem sei auch gar nicht gefragt, thematisch sei vielmehr der vom Text vorausgesetzte, in seinen Strategien verankerte Erwartungshorizont. Antwort: Wenn man diesen 'Erwartungshorizont' nicht als etwas objektiv Greifbares reifizieren will, dann ist er doch eindeutig eine theoretische Konstruktion des Wissenschaftlers; woher aber weiß NETZER, wie er konstruieren soll? aus 'dem' Text? Der ist doch – Ausgangspunkt gerade des rezeptionsästhetischen Ansatzes – nur vom rezipierenden Bewußtsein aus zugänglich (vgl. o. II. 4.). Gegenargument: das schon, aber es handelt sich ja hier nicht um irgendwelche Solipsismen NETZERs, sondern um objektiv durch den Text gegebene Phänomene, insofern als die

Autoren durch die Entwicklung der Literatur von diesem Erwartungshorizont ausgehen konnten und ihn daher als vorausgesetzten Hintergrund für ihre literarische Form auch benutzt haben, NETZER geht ja denn auch (s.o.) explizit auf die Autoren zurück! Antwort: Ja, er gebraucht das Wort 'glauben' – heißt das, daß er die (bewußte) Absicht des Autors als Intersubjektivitätskriterium ansetzen will? Dann kommt er in alle sattsam bekannten (und oben benannten) Schwierigkeiten der Zurückführung des Werksinns auf die Autorintention! Gegenargument: Natürlich bedeutet es *das* nicht; er arbeitet vielmehr die bewußte und auch unbewußte Absicht, so wie sie sich im literarischen Werk als vom Autor abgelöstem objektivem Gegenstand manifestiert, heraus. Antwort: Dann sind wir aber, m.M. wieder am Anfang: wenn der Wissenschaftler die Autorintention als theoretisches Konstrukt erarbeitet, aufgrund welcher Daten tut er es? Aufgrund von Rezipientendaten – und dann sollte er nicht nur seine eigenen verwenden, wenn er nicht hinter den rezeptionsästhetischen Ansatz zurückfallen will.

– Ein weiteres wichtiges Textcharakteristikum des Nouveau Roman sieht NETZER in den Übergängen zwischen 'falschen, imaginierten zu wirklichen Szenen'; diese Übergänge (Wechsel zwischen Personen- und Erzählerperspektive) sind für den Leser nur sehr schwer erkennbar, da sie durch keinerlei 'sprachliches und inhaltliches Signal' indiziert werden (o.c., 39). NETZER führt selbst die Hypothese (von Morisette) an, daß durch diese 'freien Übergänge' der Leser zu einer Identifikation mit der fiktiven Figur geführt wird (ebda.): er widerspricht dem aber; er gesteht zwar zu, daß der Leser bei mehrfacher Lektüre zu einem 'Teilnehmer am Romangeschehen' wird, eine Identifikation hält er aber wegen der illusionären Funktion für nicht zutreffend – denn der Nouveau Roman hält eine zu große ästhetische Distanz aufrecht. Daher sieht er die Funktion der 'freien Übergänge' vor allem darin, daß der Leser auf die Dauer lernt, sehr gut zwischen der 'objektiven' Wirklichkeit des Erzählers und der 'Scheinwelt' der fiktiven Person zu unterscheiden (o.c., 40). Hier scheint mir fast – parallel zum Marxismus-Beispiel – die Argumentation von der literaturtheoretischen Position zur Rezeption (und deren Lenkung) zu gehen und nicht von der Rezeption zur theoretischen Rekonstruktion. Zumindest zeigt dies Beispiel, wie wenig bei der Konfundierung von Rezeption und Interpretation in einer Person eine möglichst unbeeinflußte Prüfung der theoretischen Konstruktionen durch 'Verstehensdaten' möglich ist. Kognitionspsychologisch viel wahrscheinlicher und zumindest methodologisch nicht auszuschließen ist, daß die Rezeption durch die Theorie qua Interpretation beeinflußt wird. Um Mißverständnisse zu vermeiden: es geht hier nicht darum, daß Beobachtungsdaten nur in bezug auf je bestimmte Theorien (Interpretationen) eine Bedeutung haben – dies gilt natürlich auch für szientistische Theorien – sondern daß die Überprüfung der Theorie nicht (so weit wie möglich) unabhängig von ihr selbst geschehen kann. Dies würde allerdings durch eine Subjekt-Objekt-Trennung im Sinn einer Trennung von Interpret und Rezipient möglich.

– In bezug auf die Strukturierung des Geschehens zitiert NETZER zustimmend KRAUSE (1962, 61): „Der Leser findet sich durch die Zeitschichtung hindurch, da Butor die Zeitstufen scheinbar mühelos trotz der Überlagerung kenntlich zu machen weiß, sei es durch inhaltliche Zeichen, sei es durch Tempusgebrauch, den er um das Präsens, das Grundtempus der physischen Sphäre, entwickelt." Hier zeigt sich deutlich, wie die Rekonstruktion der impliziten Leserrolle immer wieder zu eindeutig empirischen Behauptungen führt, die zu überprüfen wären. Es könnte ja genauso gut auch anders sein! Um zu zeigen, wie beliebig im Prinzip diese subjektiven Feststellungen sind, versuche ich einmal zu simulieren, wie die entgegengesetzte Selbst'beobachtung' in das Rekonstruktions-Konzept (m.E. ganz unproblematisch) einzubetten wäre: Der Leser findet, gerade in Kombination mit den 'freien Übergängen' (s.o.) zwischen Erzählebene und Scheinwelt des fiktionalen 'Helden', nur sehr schwer durch die zeitliche Strukturierung. Das als Grundtypus der physischen Sphäre extensiv gebrauchte Präsens gibt nur wenig Raum, die komplizierten Zeitstufen-Überlagerungen durch die zurückhaltend eingesetzten inhaltlichen Signale und den Tem-

pusgebrauch aufzulösen. So ergibt sich für den Leser eine nur allmählich lösbare Aufgabe der Entwirrung von Zeit- und damit Realitätsebenen; dies stellt die Verwirklichung von drei miteinander zusammenhängenden Konzepten des Nouveau Roman dar: der Leser ist zunächst genauso desorientiert wie in der Realität, es wird ihm keine falsche 'Sicherheit' gegeben; er kann diese Unsicherheit nur überwinden, indem er die ihm vorgezeichnete Aktivität realisiert und damit seine Leserrolle ausfüllt; er wird damit in eine adäquatere Haltung gegenüber den 'Bedeutungen' der Umwelt gedrängt, als er sie im Alltagsleben zeigt, wo er unproblematisiert mit Hilfe von Zeitabfolgen Kausalimplikationen aufbaut und den Dingen, Ereignissen, Menschen vor aller Wahrnehmung schon 'Bedeutung' verleiht!

– Ein letztes Beispiel: Hinsichtlich des Gebrauchs des 'vous' im Nouveau Roman berichtet NETZER sogar von einer Kontroverse über zwei entgegengesetzte Hypothesen; eine Richtung der Literaturkritiker interpretiert den 'vous'-Gebrauch „rein fiktionsimmanent", während die andere versucht, „die Wirkung dieses Personalpronomens auf den Leser nachzuweisen" (NETZER 1970, 79). Ich bin sicher, daß ich *Sie* jetzt nicht mehr überrasche, wenn ich behaupte: diese Frage durch Rekurs auf die didaktische Intention der Nouveau Romanciers entscheiden zu wollen (wie es NETZER tut; o.c., 81), halte ich nicht für adäquat; selbst wenn die Autoren eine solche didaktische Wirkung beabsichtigt haben, so muß sie doch noch lange nicht eintreten (s. die fiktionsimmanente Interpretation des 'vous') – ist in allen diesen Fällen nicht der Sinn, ja die Notwendigkeit einer systematisch empirischen Erforschung (von Rezipienten, die nicht mit dem Interpreten identisch sind) einsichtig?!

Die angeführten Beispiele sollten die wissenschaftstheoretische These belegen, daß die hermeneutische Wissenschaftskonzeption von der Methode her und d.h. wegen des Rückgangs auf die individuelle Rezeption des Interpreten die interpretatorische Rekonstruktion unnötig und unzulässig beschränkt. Gerade die aufgrund des 'Spielraum'-Faktors gegebene Potentialität des literarischen Werks wird durch die hermeneutische Assimilation nicht (optimal) abgedeckt, der rezeptionsästhetische Ansatz wird von der Methodik her de facto zurückgenommen; die nicht-empirische Forschungskonzeption löst das rezeptionsästhetische Gegenstandskonzept (Text/Werkbegriff) in ein vor-kommunikationstheoretisches Paradigma auf. Das bedeutet: es besteht eine *Inkohärenz zwischen der kommunikationstheoretischen Problemdefinition* (rezeptionsästhetisches Text- qua Gegenstandsverständnis) *und den durch die hermeneutische Methodik implizierten und damit realisierbaren Kernannahmen* (Gegenstandskonzeption).

Inkohärenzen der hermeneutischen 'Verstehens'-Theorie und -praxis

JAUSS hat von der 'Partialität der rezeptionsästhetischen Methode' (1970) gesprochen und dabei auch durchaus empirisch-analytische Methodik (z.B. zur Erforschung des Erwartungshorizontes) als sinnvoll und notwendig bezeichnet. Diese (frühe?) Einsicht ist bei der Ausarbeitung des rezeptionsästhetischen Ansatzes (zumindest im Hinblick auf die bedeutungskonstitutive Funktion des Lesers) praktisch völlig aufgegeben worden; die hermeneutische Assimilation zieht sich mit ihrem Leser-Modell auf 'den' Text, d.h. die eigene Rezeption (des Wissenschaftlers) zurück. Um es zusammenfassend in Worten von Literaturwissenschaftlern selbst auszudrücken: der 'implizite' Leser wird, wie

dargelegt, 'ausschließlich von der Textseite her bestimmt'. Der Leser ist (in ISERs Modell) „ein bloßer Lückenbüßer, nichts weiter als der Komplementärbegriff zur 'Unbestimmtheit' " (JUST 1972, 16). In bezug auf den 'realen' Leser kritisieren HEUERMANN et al. an KESTING: „im Horizont allgemein gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Fragen ignoriert Kesting ganz offensichtlich den empirischen Leser, d.h. jenen *primären* Fall der Begegnung mit einem Text . . ." (1975b, 10) – auch dies ist, wie ich meine nachgewiesen zu haben, kein Zeichen individuellen Unvermögens, sondern Symptom der hermeneutischen Assimilation, die den empirischen oder realen Leser nur als Leerstelle kennt, ausgefüllt von der eigenen (Wissenschaftler-)Rezeption! Man kann daher m.E. begründet feststellen: die hermeneutische Assimilation verstößt von der Methodik her gegen die Gegenstands-Kernannahmen des kommunikationstheoretischen Paradigmas. Und dieser Verstoß zeigt, daß die Frage, was als fundierende *'Beobachtungsdaten'* in der literaturwissenschaftlichen Interpretation eingesetzt werden soll, beim gegenwärtigen Stand der Wissenschaftsentwicklung *die Entscheidungsfrage beim Aufbau eines in sich kohärenten kommunikationstheoretischen literaturwissenschaftlichen Paradigmas* ist.

Unabhängig von der Kohärenz zum rezeptionsästhetischen Werkbegriff scheint die Frage der 'Beobachtung' innerhalb der hermeneutischen Methodenkonzeption völlig unproblematisch. Es gibt eine klare und immer wiederholte Theorie des 'Verstehens' als Methodik innerhalb der literaturwissenschaftlichen Interpretation: die Interpretation als theoretische Konstruktion des Textsinns basiert auf den Beobachtungen am Text, wobei diese 'Beobachtungen' als zentrale Teilmenge das Verstehen von Bedeutungseinheiten umfassen. Dabei werden diese Beobachtungen als objektiv im Sinne von intersubjektiver Nachvollziehbarkeit angesehen. Seit geraumer Zeit beschäftigt sich auch die (analytische) Wissenschaftstheorie mit der Analyse der faktischen Forschungs- und Argumentationspraxis innerhalb der Literaturwissenschaft (vgl. GÖTTNER 1973; GREWENDORF 1975; KINDT & SCHMIDT 1976; SAVIGNY 1976). Diese Beschäftigung hat bereits einige gewichtige Argumente dafür erbracht, daß das Selbstbild des Literaturwissenschaftlers hinsichtlich seines methodologischen Handelns nicht mit der faktischen Forschungsstruktur übereinstimmt – und zwar nicht zuletzt bei dem Problem der Beobachtbarkeit bzw. des 'Verstehens' und seiner Funktion innerhalb der Literaturwissenschaft. Ich stelle im folgenden zwei Beispiele kurz heraus:

Schon rein theoretisch kann man sich über die Intersubjektivität bei der Feststellung beobachtbarer Daten ('Basissätze') in der Literaturwissenschaft streiten. GÖTTNER hat 1973 eine wissenschaftstheoretische Analyse der literaturwissenschaftlichen Interpretation vorgelegt, die von einer Rekonstruierbarkeit dieser Forschungsstruktur in analytisch-wissenschaftstheoretischen Konzeptionen ausgeht. Sie geht also zwar normativ vor, aber doch mit einer deutlichen Überzeugung, daß literaturwissenschaftliche Methodik dieser Normativität entsprechen kann (eine Sympathie, die für SAVIGNY schon in die 'Gefahr einer erdrückenden Umarmung übergeht'; 1976, 18). Innerhalb dieser (akzeptieren-

den) Perspektive definiert sie 'Beobachtbarkeit' nicht explizit, sondern führt den Terminus durch Verweis auf 5 Beispiele als 'undefinierten Grundbegriff' ein:

'1. Ich kann z.B. beobachten, ob ein bestimmtes Wort oder eine bestimmte Wendung im Text steht oder nicht.

2. Ich kann z.B. beobachten, ob ein Wort orthographische Fehler oder ein Satz grammatische Fehler enthält.

3. Ich kann z.B. beobachten, ob eine Gedichtzeile mehr betonte Silben enthält als andere Gedichtzeilen.

4. Ich kann z.B. beobachten, in welchen Beziehungen ein Wort im Text zu anderen Wörtern im Text steht.

5. Ich kann z.B. beobachten, ob ein Wort in einem Text in derselben oder in abweichender Weise gebraucht wird wie in meiner umgangssprachlichen Umgebung. Und so weiter.

Wir nehmen an dieser Stelle an, daß durch Konvention Einigkeit darüber besteht, daß die erwähnten Beispiele alle unter den Begriff der 'Beobachtbarkeit' fallen' (GÖTTNER 1973, 35). Gerade dies letztere aber bestreitet z.B. – zu Recht, wie ich meine – SAVIGNY (1976, 20f.): er weist darauf hin, daß Sätze vom Typ 2. meistens als Wertungen (und nicht als rein deskriptive Sätze) auf der Grundlage der eigenen Sprachkompetenz generiert werden. In einer sehr differenzierten, auf das Material von GÖTTNER selbst eingehenden Analyse weist er außerdem nach, daß Sätze vom Typ 3. zumindest implizit ganz eindeutig ästhetische Wertungen sind. Sein abschließendes Beispiel: „Will man etwa durch Beobachtung feststellen können, welche Silben in den ersten beiden Zeilen von Goethes'Mailied' zu betonen sind? Welche von den beiden folgenden Betonungen ist durch Beobachtung als falsch zu erweisen?

(1) Wie hérrlich léuchtet mír die Natúr.
(2) Wie hérrlich léuchtet mír die Nátur.

Ganz offensichtlich bedeutet die Feststellung, daß die Betonung so wie in der zweiten Zeile vorgeschlagen, nicht vorliege, eine ästhetische Wertung, welche besagt, daß die zweite Lesung eine barbarische Lesung dieser Zeile wäre" (o.c. 21). Und in bezug auf Typ 4. und 5. muß man hinzufügen: hier manifestiert sich gerade das Problem der je subjektiven Konkretisation; wenn nicht alle Überlegungen der Strukturalisten und Rezeptionsästhetiker (vgl. o. II. 1.) völlig sinnlos sind bzw. sein sollen, dann handelt es sich gerade um die unterschiedlichen und/oder wandelbaren Bedeutungskonstituierungen durch den Rezipienten, die nicht selbst 'Beobachtung' darstellen, sondern ihrerseits zu beobachten sind, 'beobachtbar sind.' Die 'konventionelle Einigkeit' wird hier also gerade durch einen potentiellen Paradigmawechsel angegriffen; das einzige, was danach unbezweifelt erscheint, ist die (objektive) Beobachtbarkeit entsprechend Sätzen vom Typ 1.: es handelt sich dabei um so einfache und grundlegende Kategorisierungsleistungen, wie sie z.B. der linguistischen Methodik zugrundeliegen und innerhalb des Empirisierungsprogramms als material-objektive Verfahren zu akzeptieren sind (vgl. u. III. 1.).

Noch aussagekräftiger hinsichtlich der 'Verstehens'-Problematik in der Literaturwissenschaft aber sind rein deskriptive Analysen literaturwissenschaftlicher Argumentationsstrukturen, wie sie GREWENDORF und SAVIGNY vorgelegt haben. Beide beziehen sich auf das gleiche (innerhalb eines DFG-Projekts) erarbeitete Datenmaterial, das eine Aufarbeitung von kontroversen Interpretationsdiskussionen (im 20. Jhdt.) über 5 Gedichte darstellt (vgl. GREWENDORF 1975, 84ff.). Dabei werden 9 Argumentetypen unterschieden und die Argumentestrukturen der Diskussionen in einer Diagrammdarstellung aufgearbeitet. Die Argumentetypen sind: 1. Verstehensargumente (V); 2. Psychologisch/biografische Argumente (PB); 3. Ästhetische Argumente (Ä); 4. Poetologische Argumente (P); 5. Lexikalische (etymologische) Argumente (LE); 6. Textkritische

Argumente (T); 7. Interpretationstheoretische Argumente (INT); 8. Historische Argumente (H); 9. Literaturhistorische Argumente (LH). (Definition und Beispiele: GREWENDORF 1975, 18ff.) GREWENDORF und SAVIGNY untersuchen mit Hilfe verschiedener (quantitativer) Kriterien den methodologischen Standort der verschiedenen Argumentetypen innerhalb der literaturwissenschaftlichen Interpretation und Diskussion; Kriterien sind dabei, welche Argumente(typen) gegen welche konkurrierenden kritisierend eingesetzt werden, welche Argumente andere begründen können, welche sich gegen andere durchsetzen, welche die größte Erfolgsaussicht haben, Sie führen eine Fülle von Tabellen an, die z.B. hinsichtlich der Durchsetzung bzw. Erfolgsaussicht zu folgender Rangreihe der Argumentetypen zusammengefaßt werden kann (SAVIGNY 1976, 89; vgl. Tab. 1):

Durchsetzungsvermögen						Erfolgsaussicht	
1. Kriterium				3. Kriterium		1. Kriterium	3. Kriterium
Ä	V-PB	P	V	PB	Ä	PB	Ä
V		V	LH	V	V	V	PB
						T	V
							T

Tab. 1.: Durchsetzungsvermögen und Erfolgsaussicht – Zusammenfassung nach SAVIGNY 1976, 89. Die Tabelle ist von oben nach unten zu lesen: immer der höher stehende Argumentetyp setzt sich gegen den darunter stehenden durch etc.

Die Daten zeigen (auch in Übereinstimmung mit den in der Tabelle nicht enthaltenen Kriterien), daß Argumente, die sich auf Verstehensdaten beziehen, keineswegs die fundierenden Argumente innerhalb literaturwissenschaftlicher Interpretation sind: es gibt nur sehr wenige Argumentetypen, denen gegenüber sie sich durchsetzen können (s.o.: LH und T); sie setzen sich aber nie gegen ästhetische oder psychologisch-biografische Argumente durch, hängen vielmehr von diesen ab! Die Analysen von GREWENDORF und SAVIGNY leiden in ihrer Aussagekraft darunter, daß zahlenmäßige Unterschiede ohne statistische Prüfung auf Überzufälligkeit (Signifikanztest) interpretiert werden; zusammen mit Mitarbeitern habe ich – im jetzt noch möglichen Rahmen – diese Prüfung nachgeholt (ich danke P. Vollmer und H. Wetzel für die statistischen Berechnungen), dabei schrumpft die Zahl der interpretierbaren Unterschiede erheblich. Wenn man sich einmal auf die Relation der Verstehens- zu den psychologisch-biografischen Argumenten konzentriert, so ergeben sich 5 Fälle von signifikanten Unterschieden; davon setzt sich ein Mal 'V' gegen 'PB' durch (Tab. S.69 in GREWENDORF 1975), viermal ist es umgekehrt. Die Ergebnisse sind nicht völlig eindeutig, doch sprechen sie vorerst mehr für die von GREWENDORF und SAVIGNY gezogene Konsequenz als gegen sie, nämlich „daß das Verstehen nicht, wie so oft behauptet, die Basis, sondern das Ziel der Interpretation ist" (GREWENDORF 1975, 32; SAVIGNY 1976, 101). Dabei spielt hinsichtlich der Relation zu anderen Argumentetypen die HIRSCH-Position der Interpretation auf die Autor-Intention hin eine sehr viel größere Rolle als es im Selbstbild der Hermeneutiker verankert ist; es ergibt sich nämlich, „daß es den Interpreten durchweg darum geht, bestimmte Verständnis-Hypothesen als *richtig* zu erweisen, und daß dafür psychologisch/biografische Argumente als wesentlich zuverlässigeres, d.h. intersubjektiv verbindlicheres Instrumentarium angesehen werden als Verstehensargumente" (GREWENDORF 1975, 75). In den analysierten Diskussionen ging es also „in weit größerem Maße als Interpreten und Methodologen bewußt, um Hypothesen darüber . . ., was der Dichter gemeint hat" (o.c., 76).

Es wäre sicherlich unzulässig, diese Ergebnisse als für alle hermeneutische Literaturinterpretation gültig zu verallgemeinern; doch kann man sie als Indikator dafür ansehen, daß in der Tat das Beobachtungsproblem für die hermeneutische Methodik eine entscheidende Frage darstellt; daß die bei der theoretischen Analyse der Methodologie herausgearbeitete Tendenz, bei der Rezeptions-Interpretations-Konfundierung das subjektive Verstehen durch Rekurs auf die Autorintention abzusichern, eine reale Gefahr der hermeneutischen Methodik darstellt. Es dürfte nicht unberechtigt sein festzustellen, daß die hermeneutische Literaturinterpretation mehr Gewicht auf psychologische Annahmen über Autorabsicht etc. legt, als es die wissenschaftstheoretische Reflexion von seiten der Hermeneutiker über die eigene Methodik behauptet – eine bedeutsame Feststellung, wenn man sie mit dem Psychologismus-Vorwurf gegenüber Empirisierungsversuchen der Literaturwissenschaft zusammenbringt (s.u. nächster Abschnitt).

Damit ist m.E. auf mehreren Ebenen die Feststellung WIENOLDs gegenüber der hermeneutischen Wissenschaftspraxis als begründet nachgewiesen: „Die Erforschung literarischer Kommunikation leidet also vor allem an abgeblockter Empirie" (1972a, 315). Die herausgearbeiteten Inkohärenzen rechtfertigen eine Einschätzung dieser Empirievermeidung als Immunisierungsstrategie: denn der Versuch der hermeneutischen Assimilation führt – wie nachgewiesen – sowohl von der theoretischen Explikation wie von den in der hermeneutischen Methodik angelegten inhaltlichen Implikationen her zu einer Zurücknahme der kommunikationstheoretischen Kernannahme; ja es läßt sich durch deskriptive Analyse der hermeneutischen Interpretationspraxis sogar wahrscheinlich machen, daß die rezeptions-interpretationskonfundierende Methodik der (reproduktiven) Konkretisation des literarischen Werks als 'Verstehens'datum de facto nicht die von der Methodologie behauptete zentrale Stellung gibt. Durch die *hermeneutische Methodik* wird also *die kommunikationstheoretische, rezeptionsästhetische Perspektive reduzierend in produktions- und darstellungsästhetische Konzeptionen aufgelöst.* Der Versuch, einen kommunikationstheoretischen Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft unter Beibehaltung der hermeneutischen Interpretationsmethodik zu konzipieren und durchzuführen, ist als gescheitert anzusehen: ein Paradigmawechsel ohne Empirisierung ist nicht möglich.

II. 8. Empirisierung: Objektivität durch die mediale Funktion des Lesers

Im Gegensatz dazu ist das Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaft in der Lage, die Kernannahmen des kommunikationstheoretischen Paradigmas und damit Gegenstandsverständnisses auch forschungspraktisch und methodologisch zu realisieren. Ich lasse jetzt zunächst einmal die klassische und einfachere Perspektive der Empirisierung hinsichtlich der material-objektiven Di-

mension des Textes ('Textformulars'), die vor allem im Rahmen der 'Linguistisierung' der Literaturwissenschaft besprochen wurde (vgl. u. III. 1.) aus und konzentriere mich auf den für eine vollständige Literaturwissenschaft ungleich zentraleren Bereich des literarischen Werks als 'Sinneinheit'. Hier handelt es sich um die Berücksichtigung der vom Rezipienten geleisteten Text'konkretisation' als 'Verstehens'datum. Das Empirisierungsprogramm geht also durchaus davon aus (wie die Hermeneutik es immer fordert), daß die Basis der literaturwissenschaftlichen Interpretation das 'Verstehen' des literarischen Werks ist (vgl. GROEBEN 1972a, 168); sie *fordert* jedoch, *daß diese je subjektiv-individuelle Konkretisation des literarischen Textes intersubjektiv, methodisch-systematisch festgestellt, beobachtet wird* (o.c., ebda.). Dies aber ist nur durch eine Trennung von Rezipient und Interpret möglich; der wissenschaftliche Interpret beobachtet kontrolliert, was der Rezipient an Textbedeutung 'konkretisiert' (o.c., 173). Es handelt sich beim Empirisierungsprogramm und der szientistischen Lösung des Basisproblems also durchaus um die Beobachtung von 'Sinneinheiten' (qua literarischer Konkretisationen); Befürchtungen, daß Empirisierung den Literaturwissenschaftlichen Gegenstand um diese seine 'Sinn-Dimension' reduzieren könnte, gehören einer überholten 'Positivismus'-Abwehr an. Das Empirisierungskonzept nimmt vielmehr die kommunikationstheoretische Gegenstandskonzeption konsequent ernst: es geht von der bedeutungskonstitutiven Funktion des Lesers aus. Von hier aus kann für die (interpretatorisch-theoretische) Feststellung eines Werksinns die Datenbasis nur in den bedeutungskonstituierenden Konkretisationen des bzw. der Rezipienten liegen. Und wenn die Offenheit literarischer Werke unter dem Aspekt des 'Spielraum'-Faktors auch durch die Forschungsmethodik abgedeckt werden soll, dann müssen konsequenterweise verschiedene Rezipienten und ihre Rezeptionen als Datenbasis erforscht und erhoben werden. Eine empirische Literaturwissenschaft konstruiert also den Werksinn aus empirisch erhobenen, d.h. intersubjektiv beobachteten Konkretisationen faktischer Rezipienten!

Damit ist über die Trennung von Rezipient und Interpret die im szientistischen Wissenschaftsprogramm geforderte Subjekt-Objekt-Trennung geleistet. Und hier liegt ersichtlich eine erste große Schwierigkeit, eine Gefahr des Mißverständnisses zwischen Vertretern des traditionellen hermeneutischen Paradigmas und der szientistischen Wissenschaftskonzeption. Subjekt der literaturwissenschaftlichen Erkenntnis (theoretischen Konstruktion etc.) ist der Interpret; Objekt ist bei diesem empirischen Vorgehen, so schließt der Hermeneutiker: der Leser! Dies aber wäre ein Mißverständnis; die bedeutungskonstitutive Funktion des Lesers bedeutet bei einer konsequenten Durchführung dieser Kernannahme, daß man nur *über* den Leser an die jeweils konkretisierte Textbedeutung herankommt. Doch der Leser ist hier sozusagen nur das Medium, nicht der Gegenstand der Forschung – er ist es dann nicht, wenn es um die Interpretation des literarischen Werks geht! Objekt der literaturwissenschaftlichen Forschung bleibt also auch in der empirischen Konzeption, wenn es um die Interpretation literari-

scher Werke geht, das Werk. Diese Aussagekraft von Konkretisationserhebungen/Rezeptionsdaten für die Werkperspektive wird auch besonders von WIENOLD (1974, 99) und AG BÖLL (1975, 244) betont. Ich habe diese Verwendungsweise des Lesers innerhalb einer prospektiven empirischen Literaturwissenschaft schon 1972 (a, 171) konkret benannt: „Das gegenstandskonstituierende Verstehen und damit die jeweils individuell faßbaren Bewußtseinsinhalte sollen also dezidiert *nicht* primär auf ihren subjektiv-persönlichen Träger hin untersucht werden; vielmehr fungiert hier das *Subjekt* ('bewußtseinsfähiges Individuum') lediglich als *Medium,* über dessen Konkretisation *sinnhafte Beobachtungsdaten des literarischen Werkes als Grundlage der literaturwissenschaftlichen Theorienbildung* faßbar sind."

Eine solche mediale Funktion von Subjekten ist in der empirischen Sozialwissenschaft als eine Möglichkeit der Auswertung von Daten durchaus eingeführt, wohlbekannt und methodologisch begründet. Ich skizziere kurz ein Beispiel aus meiner eigenen sozialwissenschaftlich-empirischen Forschungstätigkeit (GROEBEN 1972b/1978).

Beispiel: Verständlichkeit von Unterrichtstexten

In der Lern- und Unterrichtspsychologie ist es von Interesse, die Schwierigkeit von Texten, die dem Lernenden Informationen geben (sollen), zu kennen. Der Erfolg eines 'Wissenserwerbs aus Texten' hängt weitgehend davon ab, wie schwierig die Texte für den Lernenden sind. Um möglichst eingängige und vielleicht sogar motivierende Texte herzustellen, ist es daher wichtig festzustellen, welche Merkmale den Text für seinen Rezipienten schwierig machen, welche nicht, welche irrelevant sind. Um dies beurteilen zu können, muß man die leserbezogene Schwierigkeit des Textes beobachten, erheben; diese Schwierigkeit sei, da sie auf den Leser bezogen sein soll und ihn als konstitutive Instanz der Begriffsexplikation voraussetzt, Verständlichkeit genannt. Diese Verständlichkeit kann man erheben, indem man einen potentiellen Leser den thematischen Text Wort für Wort erraten läßt (eine Art progressiver 'cloze procedure', siehe zum Verfahren in der empirischen Literaturwissenschaft III. 5.). Dabei geht man davon aus, daß der Leser bei einem sehr verständlichen Text aus dem Kontext heraus, von seinen Vorkenntnissen her, aus der im Text dargebotenen einfachen, konsequenten Gedankenführung etc. mehr Worte richtig vorhersagen kann als bei einem schwierigen; diese Vorhersageleistungen nun lassen sich informationstheoretisch quantifizieren und als subjektive Information berechnen. Dabei sind Information und Verständlichkeit polare Begriffe: ein Text, der viel Neues, Überraschendes, d.i. Information, für den Leser bringt, gilt als schwerer verständlich als ein Text, der mehr Bekanntes, Vorhersagbares etc. enthält.

Die erhobenen Werte der subjektiven Information können dabei nach (mindestens) zwei Richtungen ausgewertet werden: einmal kann man den je individuellen Wert der Vp als Indikator für deren Verstehens- und Lesefähigkeiten nehmen; man hat damit eine quantitative Antwort auf Fragen wie: wie groß sind die Vorkenntnisse der Vp auf dem im Text behandelten Gebiet? Wie kompetent ist sie beim Dekodieren bestimmter stilistischer Figuren etc.? Das ist die direkte Relation, in der man den empirischen (Meß-)Daten theoretische Bedeutung gibt; sie ist am plausibelsten und daher zumeist in der Forschungsgenese auch die erste Form der Bedeutungsverleihung (von Daten in Richtung auf ein theoretisches Konstrukt: hier Verstehensfähigkeit des lernenden Individuums). Die gleichen Daten lassen sich aber durchaus auch anders interpretieren: indem man nämlich nicht mehr die interindividuellen Unterschiede im Verstehen der Lernenden akzentuiert, sondern über diese Verständnisdaten auf die unterschiedlich schwierigen Auslöserreize zurückschließt, und d.h. auf die Schwierigkeit des Textes. In dieser Weise faßt die Forschung

zur Textverständlichkeit die erhobenen Verstehensdaten auf, d.h. definiert die empirischen Indikatoren in einer Bedeutung, die den Rückbezug auf die Textgrundlage akzentuiert. Diese Richtung der Konstruktion eines theoretischen Konzepts, nämlich des Konzepts Textverständ*lichkeit* anstelle von Textverständ*nis*, baut eine indirektere Relation zwischen empirischen Daten und theoretischem Konstrukt auf und folgt, da methodologisch stärker 'sophisticated', normalerweise erst später in der Genese eines Forschungsprogramms. Der Gegenstand der theoretischen Fragerichtung ist dann nicht mehr das Individuum, an dem bzw. durch dessen Aussagen/Handlungen Daten erhoben werden, sondern die vom Individuum rezipierte/verarbeitete Umwelt (hier Text), auf die mit Hilfe der Daten zurückgeschlossen wird: dies (Rückschließen) heißt, daß das individuelle Subjekt (die Versuchsperson) Medium ist.

Dieses so überprüfte (validierte) deskriptive Konstrukt 'Verständlichkeit' läßt sich im weiteren Verlauf des Forschungsprogramms dann auch erklärend (explikativ) einsetzen, indem man die von der Verständlichkeit abhängige Lernleistung überprüft etc. Wegen der häufig an mich gestellten Frage der Selbstanwendung solcher eigener Forschung benenne ich hier noch das Hauptergebnis dieser explikativen Überprüfungen: in meinen Untersuchungen ergab sich (wie oben bei der Ästhetikdiskussion) eine inverse U-Funktion zwischen Verständlichkeit und Behalten/Interesse; d.h. – genau wie bei der Ästhetik – Maximierung (von Verständlichkeit) ist nicht gleich Optimierung: ein mittlerer Grad von Verständlichkeit ist anzustreben (GROEBEN 1972b, 110ff.).

Ich nehme an, daß der Einsatz von Rezipienten in dieser medialen Funktion bei Unterrichtstexten für jeden einsichtig und akzeptabel ist; in der gleichen Funktion ist, ich muß es noch einmal betonen, vom Leser in einer empirischen Literaturwissenschaft die Rede, wenn das Ziel 'Werkinterpretation' thematisch ist. Natürlich ist es unmittelbar naheliegend, empirisch erhobene Daten der Konkretisation/Rezeption literarischer Werke zunächst als Leserdaten zu interpretieren, d.h. unter dem Aspekt der interindividuell unterschiedlichen Fähigkeit zur Dekodierung literarischer Werke, deren Wirkung dieser Werke auf den Rezipienten etc. (s.u. V). Gleichermaßen *legitim* ist es aber, *von den Konkretisationen auf die Texte und ihre Merkmale zurückzuschließen*, d.h. den Rezipienten in seiner medialen Funktion anzusetzen und die *Konkretisationsdaten als Werkdaten* zu interpretieren. Und dies ist die Frageperspektive, die bei dem empirisch fundierten Aufbau eines Werksinns (durch den wissenschaftlichen Interpreten) verfolgt wird: die je individuell konkretisierten Bedeutungen des literarischen Textes werden als Beobachtungsdaten genommen, von denen aus der (nicht-individuelle) Werksinn theoretisch zu konstruieren ist.

Es liegt daher zumindest ein Nichtberücksichtigen dieses Konzepts der medialen Funktion des Lesers vor, wenn INGEN kritisiert (1974, 100): „Eine solche 'Konstruktion des Werksinns', die auf dem 'rezeptiven Verstehen' von 'grundsätzlich beliebigen Werkrezipienten' beruht, sollte man gerechterweise nicht Interpretation nennen. Interpretation als Auslegung des literarischen Textes ist ausdrücklich auf den Text bezogen und findet ihren Fixpunkt im Text." Das zeigt: die mediale Funktion des Lesers innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft ist sicherlich einer der Kristallisationspunkte für einen potentiellen Paradigmawechsel. Denn bei Vernachlässigung oder Negierung dieser medialen Funktion des Lesers bleibt die Interpretation literari-

scher Werke als Zentralstück einer Literaturwissenschaft in der Tat der hermeneutischen Methodik vorbehalten. Aber nach dem oben Herausgearbeiteten kann gerade in dieser Negation nur ein Rückfall in vor-kommunikationstheoretische Paradigmen (produktions- und darstellungsästhetischer Provenienz) gesehen werden. Denn was ist 'der Text', auf den sich Interpretation bezieht und in dem sie ihren Fixpunkt findet? Nach kommunikationstheoretischer Perspektive, in der nach unserer Analyse die vorherigen Betrachtungsebenen zielstrebig münden, ist er doch zumindest in seiner Bedeutungsebene nur über das rezipierende Bewußtsein des Lesers konstituierbar. Aus diesem Grund ist 'der Text' bei der hermeneutischen Methodik (und ihrer Rezipient-Interpret-Konfundierung) eben immer nur der vom Interpreten rezipierte Text; diese Beschränkung ist oben ausführlich kritisiert und zurückgewiesen worden. Die Absage an die mediale Funktion des Lesers erweist sich damit als das Zentrum der Abwehr eines Empirisierungsprogramms durch das hermeneutische Paradigma; diese Abwehr läßt sich in folgendem Satz zusammenfassen: Rezeptionsdaten sind als Leserdaten hochwillkommen, als Werkdaten sind sie unbrauchbar und unzulässig.

Die Veranschaulichung des Empirisierungsprogramms der Literaturwissenschaft in den folgenden Kapiteln wird daher nicht nur die Aufgabe der Darstellung von Erhebungsmethoden (Kap. III), sondern auch vor allem das Ziel haben, die Leistungsfähigkeit der Aufarbeitung von Rezeptionsdaten aufgrund der medialen Funktion, d.h. als Werkdaten für die literaturwissenschaftliche 'Interpretation' nachzuweisen (Kap. IV).

Zwischenbemerkung zum Psychologismusproblem:

Mit der Nicht-Berücksichtigung der medialen Funktion des Lesers in einer empirischen Literaturwissenschaft hängt auch der Psychologismus-Vorwurf zusammen, der immer bei einer stärkeren Berücksichtigung des Lesers (merkwürdigerweise nie des Autors) erhoben wird. So wirft z.B. KAISER (1971, 277) mit Adorno schon Iser wegen seiner rezeptionsästhetischen Einbeziehung des Lesers vor, daß das 'Kunstwerk als tabula rasa subjektiver Projektionen entqualifiziert und zum Vehikel der Psychologie des Betrachters wird'. Auch dieser Vorwurf ist nur zu verstehen, wenn man die mediale Funktion des Lesers für die literaturwissenschaftliche Interpretation nicht sieht, wenn also eine 'Identifikation von Bedeutung (meaning) mit mentalen Prozessen' vorläge (HIRSCH 1967, 32; vgl. GROEBEN 1972a, 171f.). Diese liegt aber bei einer Berücksichtigung der medialen Funktion des Lesers keineswegs vor. Ein empirisches Forschungsprogramm erscheint hier dem Literaturwissenschaftler nur psychologistisch, weil er sein Augenmerk auf das konkrete Gegenüber des empirisch arbeitenden Wissenschaftlers konzentriert: und da sieht es in der Tat so aus, als ob der Leser erforscht werde. Zwar ist das (unter explikativer Frageperspektive) durchaus möglich, diese Erforschung des Lesers aber ist nicht unüberspringbar notwendig so: vielmehr kann das Gegenüber des empirisch Forschenden auch nur (medialer) *Ort* von Hypothesenprüfungen etc. sein (vgl. das oben gegebene Beispiel der Verständlichkeit von Unterrichtstexten). Das bedeutet: man muß seinen Blick sehr viel mehr theoriezentriert auf die Inhalte der empirisch zu prüfenden Hypothesen richten: und da ist es durchaus möglich, daß es sich um singuläre Deutungshypothesen bezüglich literarischer Werke handelt. Das empirisch-kommunikationswissenschaftliche Paradigma ist also durchaus auch werkzentriert konzipierbar; ja es ist u.U. sogar werkzentrierter als das traditionelle hermeneutische Paradigma.

Die bisherige Analyse der theoretischen und methodologischen Inkohärenzen der Assimilation einer kommunikationstheoretischen Perspektive durch das hermeneutische Paradigma hat nämlich für dieses selbst zwei Gefahrenpunkte einer nicht sinnvollen 'Subjektivierung' (um nicht Psychologisierung zu sagen) aufgewiesen: die (hermeneutische) Identität von Interpret und Rezipient mit der daraus folgenden, unvermeidbaren Konfundierung von Rezeption und Interpretation steht in der Gefahr, die Interpretation auf die (subjektive) Rezeption des Interpreten zu reduzieren; gerade die vorgeblich werkorientierte, -immanente Interpretation ist die beim individuellen Rezipienten und seiner Psyche verbleibende, nur subjektiv werktranszendente Interpretation (TRABANT 1973, 232). Außerdem hat sich gezeigt, daß gerade aufgrund dieser subjektivistischen Ausgangslage des hermeneutischen Verstehens in der Interpretationspraxis (s.o. GREWENDORF, SAVIGNY) eine objektivierende Sicherheit durch den Rekurs auf die Autorintention gesucht wird; und die Entwicklung der kommunikationstheoretischen Perspektive hat nachgewiesen, daß dieser Rekurs nur schwerlich den 'Spielraum'-Faktor und die durch ihn bedingte Offenheit des literarischen Werks abzudecken erlaubt. Der hermeneutische Literaturwissenschaftler müßte sich daher seinerseits zumindest einmal dem Problem stellen, ob nicht durch das Konzept des 'Verstehens' als Methode gerade seinem Paradigma psychologistische Implikationen (allerdings eines 'Autor'-Psychologismus) inhärent sind.

Im Gegensatz zur hermeneutischen Konzeption aber erlaubt ein empirisch-kommunikationstheoretisches Forschungsprogramm unter Berücksichtigung der medialen Funktion des Lesers, alle Kernannahmen der rezeptionsästhetischen Problem- und Gegenstandsdefinition zu erfüllen. Erst die Erforschung einer Vielfalt von Rezeptionsmöglichkeiten (Lesern) läßt es als möglich erscheinen, dem 'Spielraum'-Faktor literarischer Werke und der davon abhängigen Polyvalenz gerecht zu werden. Die *'Amplitude' der Werkbedeutungen,* so sie vorhanden ist selbstverständlich, wird *durch eine szientistische Rezipient-Interpret-Trennung und die systematische Erhebung von Konkretisationen/Rezeptionen erst voll ausschöpfbar* – auch für die literaturwissenschaftliche Interpretation qua Konstruktion eines Werksinns. Der Rekurs auf die subjektive Rezeption des Interpreten fragt vorschnell nach der adäquaten Konkretisation und operiert dabei immer schon mit einem als relativ überdauernd und zureichend 'erkannten' literarischen Werk; der Rekurs aber auf eine Vielzahl von faktischen Rezeptionen (medial fungierenden Lesern) schöpft die Variabilität der Bedeutungskonstitution in der synchronischen Ebene aus, paßt das Werk in der diachronischen Ebene an die Veränderung von Lesern etc. an und deckt damit seine Entwicklungsmöglichkeiten ab. Erst die empirische Konzeption einer Literaturwissenschaft realisiert konsequent die Rezipientenperspektive und ist als Verwirklichung der kommunikationstheoretischen Kernannahmen anzusprechen.

Desgleichen leistet das so verstandene Empirisierungsprogramm auch *eine Objektivierung der Literaturwissenschaft ohne Reduktion ihres Fragen- und Gegenstandshorizontes.* Denn das hermeneutische Forschungskonzept ist – wie diskutiert – notwendig subjektiv: die Rekonstruktion von Autorrolle und/ oder Leserrolle (im Sinn des 'impliziten' Lesers) „aus dem Text" (LINK 1976, 44) muß auf das subjektive Rezipieren des Forschers zurückgreifen, und zwar in unexpliziter, unkontrollierter Weise. Demgegenüber ermöglicht die systema-

tisch-kontrollierte Beobachtung von Konkretisationen/Rezeptionen eine Objektivität im Sinn der intersubjektiven Nachprüfbarkeit; auch hierbei ist wiederum auf die methodologische Struktur zu achten. Vom phänomenalen Erscheinungsbild her mag es so aussehen, als konzentriere man sich auf das rezipierende Subjekt, von der methodologischen Struktur her aber liegt – über die mediale Funktion des Rezipienten – durchaus eine Konzentration auf den literarischen Gegenstand, das Werk, vor. Es ist deshalb nur mit einem Weglassen dieser medialen Funktion zu erklären, wenn INGEN das gesamte Empirisierungsprogramm als 'subjektorientierte Literaturwissenschaft' klassifiziert (1974, 84 u. 124). LINK übernimmt diese Terminologie (1976, 131) und qualifiziert die damit gemeinten Positionen von 'ISER, SCHMIDT, GROEBEN, POLLMANN, POSNER, TRABANT' (LINK 1976, 170) in Nachfolge von INGEN sogar als 'subjektivistisch' (o.c., 135). Diese Einschätzung ist nur mehr aus einer Kumulation von Mißverständnissen (auf dem Hintergrund der hermeneutischen Blickweise, die sich aus ihrem wissenschaftstheoretischen Kontext heraus bei der Beurteilung von 'Objektivität' mehr auf den unmittelbaren Gegenstand als die operative Methodik konzentriert) zu erklären: im Fall dieser 'Subjektivismus'-Behauptung kommt noch ein Mißverständnis hinsichtlich der Relation von Interpretation und Rezeption hinzu: „Der Leser verdrängt den Interpreten und an die Stelle der Interpretation tritt die Rezeption . . . Es bedarf keiner Erörterung, daß diese Entwicklung in flagrantem Widerspruch zu dem allenthalben geäußerten Wunsch nach 'Verwissenschaftlichung' der Literaturwissenschaft steht" (INGEN, 1974, 125). Dies ist eindeutig eine falsche Rezeption der szientistischen Position, was allerdings m.E. eine Folge des vorherigen Nicht-Verstehens der medialen Funktion des Lesers ist. Hier muß nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß gerade die Trennung von Rezeption und Interpretation ein Ausgangspunkt des Empirisierungsprogramms ist (vgl. GROEBEN 1972a, 161ff.); dabei bewahrt die Interpretation gegenüber der Rezeption durchaus ihre Eigenständigkeit, insofern sie als theoretische Konstruktion des Werksinns aus den intersubjektiv beobachteten Konkretisationsdaten konzipiert ist. Um hier alle Mißverständnisse auszuräumen, wird die Frage nach der interpretatorischen Aufarbeitung der Konkretisationsdaten (Kap. IV) besonders die Beantwortbarkeit aller klassischen Fragen der hermeneutischen Interpretation akzentuieren.

Es ist also gegen die hermeneutische Kritik und die bei ihr unterliegenden Mißverständnisse festzuhalten: das Empirisierungsprogramm leistet auch eine Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft, indem es Intersubjektivität bei der Beobachtung von Rezipienten und ihren Textverarbeitungen anstrebt; die *mediale Funktion des Rezipienten* garantiert dabei, daß *keine Subjektivierung im Sinne der Identifikation von Bedeutung mit mentalen Prozessen* stattfindet, sondern eine Orientierung auf das literarische Werk möglich bleibt; desgleichen sichert sie, daß die Eigenständigkeit der zuvor forschungspraktisch-methodologisch von der Rezeption getrennten Inter-

pretation gegenüber dieser gewahrt ist – und zwar (über die Auflösung der Personalunion von Rezipient und Interpret) besser als im hermeneutischen Paradigma. Die Vorwürfe, das Empirisierungsprogramm (qua 'subjektivistische' Literaturwissenschaft) verfehle die 'conditio sine qua non der Wissenschaftlichkeit, die Falsifizierung der Resultate' (INGEN 1974, 84) bzw. falle auf die 'werkimmanente Rezeptionsästhetik' zurück (LINK 1976, 135), sind daher m.E. begründet zurückzuweisen (der letzte Vorwurf mag – vielleicht – für Iser gelten, sicher aber nicht für Schmidt und die anderen als 'subjektivistisch' eingestuften Vertreter eines Empirisierungsprogramms).

Damit aber ist die Leistungsfähigkeit des empirischen Programms keineswegs erschöpft; es ist selbstverständlich in allen kommunikationstheoretischen Frageperspektiven über die deskriptive Werkorientierung hinaus fruchtbar, also in den Perspektiven, die gewöhnlich als die – ausschließliche – Domäne der Rezeptionsforschung angesehen werden. Insofern ist die Forderung von INGEN, 'eine konsequente Betrachtung der kommunikativen Struktur ästhetischer Interaktion von Autor und Leser bedeute, daß beide Pole, Sender und Empfänger in gleichem Maße zu berücksichtigen sind' (1974, 131) auch und gerade in einem empirisch-kommunikationstheoretischen Forschungsprogramm zu erfüllen. Sicherlich sind die Interaktionen praktisch nicht vollständig und gleichzeitig, zumal nicht zu Beginn des Forschungsprogramms, aufdeckbar; aber explikative (erklärende) Fragestellungen (die Bedingungen und davon abhängige Ereignisse untersuchen) sind sogar die letzte und umfassende Theorieform, die das Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaft anstrebt. Entsprechend der rezeptionsästhetischen Kernannahmen des kommunikationstheoretischen Paradigmas werden dabei Hypothesen über die Instanz des Lesers das größere Gewicht haben, ohne daß ich das als eine 'Verabsolutierung einer Instanz' (INGEN 1974, 138) ansehen würde. Es ist nur so, daß im Rahmen eines Paradigmawechsels und der daraus folgenden Umgewichtung von Problembedeutsamkeiten Fragen wie die nach den Verstehensvoraussetzungen von Lesern ('Erwartungshorizont') und der Wirkung von Texten eine größere Relevanz zugeschrieben wird; die Begründung dieser Relevanz und die Fruchtbarkeit des empirischen Programms für solche explikative Fragestellungen wird abschließend das Kap. V. skizzieren.

III. REZEPTIONS-/KONKRETISATIONSERHEBUNG: METHODIK

III. 1. Grenzen material-objektiver Verfahren

Historisch ging der erste Impuls zur Objektivierung und Empirisierung der Literaturwissenschaft von der Linguistik (und z.T. Informationstheorie und Stil-Statistik) aus. Diese Ansätze beziehen sich gerade nicht auf die Konkretisation des literarischen Werks durch den Rezipienten, sondern auf die materialen Dimensionen des Texts. Die Grundoperation dieser Zugangsweise ist daher die formale Kategorisierung bzw. Klassifizierung von Textelementen/einheiten; da das individuelle Textverständnis von Rezipienten nicht angezielt ist, arbeiten solche Verfahren forschungspragmatisch gesprochen nicht mit Vpn, sondern versuchen, den Gegenstand mit Hilfe der Kategorisierung/Klassifikation sozusagen außerhalb des Verstehenshorizonts zu konstituieren. Die Objektivität dieser Zugangsweise basiert also auf der Annahme, daß durch den Bezug auf die materialen Textdimensionen eine Intersubjektivität in der Übereinstimmung der Kategorisierungs-Operationen (und Aufarbeitungsmodelle) gegeben ist. Ich habe deshalb die entsprechenden Methoden der Informationsästhetik, der Stilstatistik, mathematischen Texttheorie und linguistisch-struktureller Ansätze 'material-objektive Verfahren' genannt (GROEBEN 1972a, 175ff.). Die oben geführte Diskussion über das Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaft bezog sich allerdings nicht auf diese Empirisierung anhand material-objektiver Verfahren. Das liegt zunächst einmal daran, daß eine Objektivitätssteigerung innerhalb der Literaturwissenschaft durch informationstheoretische, statistische und linguistisch-strukturelle Verfahren kaum (mehr) bestritten wird. Wichtiger ist jedoch der Aspekt, daß mit den material-objektiven Verfahren nicht jene sinnhaften Dimensionen des literarischen Textes abgedeckt werden, die für eine literaturwissenschaftliche Analyse und Interpretation weitgehend im Vordergrund stehen oder zumindest eine unverzichtbare Ebene darstellen. Diese sinnhaften Merkmalsräume, die sich in der Konkretisation (qua ästhetischer Kommunikation) manifestieren, müssen bei der literaturwissenschaftlichen – auch empiriefundierten – Interpretation abgedeckt werden, soll es sich bei der Empirisierung nicht um eine Gegenstandsverkürzung handeln. Deshalb habe ich mich bei der Rechtfertigung des Empirisierungsprogramms gleich auf diesen weitergehenden (und umstrittenen) Aspekt der empirischen Erhebung von Konkretisationen/Rezeptionen konzentriert. Aber es ist natürlich unbestritten, daß *die Empirisierung der Literaturwissenschaft sowohl material-objektive Verfahren als auch Verfahren zur Konkretisationserhebung* umfassen muß; denn: „Materialität und Sinnhaftigkeit des literarischen Werks sind zwei aufeinander angewiesene

Dimensionen des literarischen Textes, die im Endeffekt immer in Verschränkung miteinander interpretiert werden sollten" (GROEBEN 1972a, 183). Entsprechende Trennungen sind also immer nur akzentuierend-aspektiv, d.h. heben zwei Aspekte an dem *einen* literarischen Werk ab; so unterscheidet der tschechische Strukturalismus zwischen dem 'Artefakt' als materiellem Zeichen und dem 'ästhetischen Objekt' (als 'Korrelat des Artefakts im Bewußtsein des Rezipienten'; GÜNTHER 1973, 49). Ich werde im folgenden, wenn diese materialen Textdimensionen gemeint sind, in Übernahme der Terminologie von SCHMIDT (1975) von 'Textformular' sprechen. Dabei ist durchaus zu konzedieren, daß die materiale Dimension ('Textformular') eine fundierende Funktion für die Sinnhaftigkeit des 'ästhetischen Objekts' hat (vgl. FLACH & FLACH 1967). Daraus folgt für die methodologische Relation innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft: die *material-objektive Textdeskription* ist als (materiales) *Außenkriterium des literarischen Werks* anzusetzen (vgl. GROEBEN 1972a, 183); dieser Aspekt wird für die Rekonstruktion und Beantwortung der Frage nach der 'adäquaten' Rezeption ausschlaggebend sein (vgl. IV. 2). Vorerst ist jedoch auf der Grundlage dieser Relation festzuhalten, daß die material-deskriptive Textanalyse zwar notwendige Bedingung einer Empirisierung der Literaturwissenschaft ist, aber eben nicht hinreichend: eine umfassende, in sich kohärente Empirisierung ist erst durch eine empirische Rezeptionsforschung (mit Aussagekraft der Rezeptionsdaten für die Werkinterpretation) möglich. Das ist auch der Hauptgrund, weswegen eine 'Verwissenschaftlichung' der Literaturanalyse allein durch den Einsatz material-objektiver Verfahren nicht legitimierbar ist, obwohl es Anfang der 70er Jahre vielleicht teilweise so aussah, als sei genau dies das Ziel z.B. der Linguistik. Heute wird auch von linguistischer Seite aus eine 'plane Linguistisierung' der Literaturwissenschaft als problemverkürzend abgelehnt (vgl. o. II. und IHWE 1972, 609; SCHMIDT 1975, 85; WIENOLD 1972, 66). SCHMIDT nennt u.a. die unterschiedlichen Perspektiven, an denen Linguistik und Literaturwissenschaft interessiert sind: die Linguistik an generellen Dimensionen in der sprachlichen Texterzeugung ('Textsprache'), die Literaturwissenschaft an 'individuellen Äußerungen' ('Sprachtexte') (1972b, 45). Überdies geht es in der linguistischen Perspektive mehr um die Rekonstruktion der poetischen Kompetenz als idealisierter Abstraktion (also im CHOMSKYschen Sinn; vgl. IHWEs 'homo poeticus'; 1971, 97), während die Literaturwissenschaft von der rezeptionsästhetischen Perspektive des 'ästhetischen Objekts' aus mehr den (Performanz)Pol der konkreten Bedeutungskonstitution (qua Konkretisation) akzentuieren muß. Um die bisherigen Fragen und Leistungen der Literaturwissenschaft in einer empirischen Forschungskonzeption adäquat zu rekonstruieren, ist daher die differenzierte Behandlung eben der Methodik zur Konkretisationserhebung notwendig. Dabei ist die Begrenztheit der material-objektiven Verfahren in bezug auf die Sinnhaftigkeits-Di-

mension der ästhetisch-literarischen Objekte vorauszusetzen. Es bleibt aber die Frage, ob man diese Begrenzung noch präziser fassen kann; das Problem soll kurz am Diskussionsstand hinsichtlich der Objektivität der strukturalen Interpretationsmethodik verdeutlicht werden.

Das Beispiel der struktural-historischen Interpretationsmethodik

Gerade dies 'Grenzproblem' steht im Mittelpunkt einer Kritik an der strukturalistischen Interpretationsmethodik, die POSNER (1972, 20ff.) in einem Vergleich der Interpretation von Baudelaires 'Les chats' durch JAKOBSON & LEVI-STRAUSS sowie RIFFATERRE vorgelegt hat. Es ist verständlich, daß gerade die strukturalistische Textinterpretation gegenüber der hermeneutischen Methodik einen Objektivitätsgewinn ohne Gegenstands- und Problemreduktion zu versprechen schien; geht sie doch von Kategorisierungsoperationen auf sehr elementarer linguistischer Ebene (phonetisch, euphonisch, lexematisch etc.; vgl. SCHMIDT 1970, 60) aus und schließt daran gleichartige Operationen bis hin zu komplexen Ebenen der Textsyntaktik und Textsemantik an (vgl. WOLFF 1977, 7). Konkret auf das Beispiel der Interpretation von JAKOBSON & LEVI-STRAUSS bezogen: es werden im Rahmen einer paradigmatischen Analyse (vgl. GALLAS 1973, 39ff.) symmetrische und asymmetrische Textelemente unter dem Gesichtspunkt der Äquivalenz (Ähnlichkeit in bezug auf ein bestimmtes Kriterium) und Opposition (Ähnlichkeit hinsichtlich eines primären, Unähnlichkeit hinsichtlich eines 'distinktiven' Kriteriums) rekonstruiert. Die Analyse erstreckt sich auf mehrere Ebenen: Laut-, metrische, grammatikalische, semantische Ebene; dadurch sind neben horizontalen Äquivalenzklassen (Symmetrien und Asymmetrien innerhalb einer Analyseebene) auch vertikale Äquivalenzklassen (Parallelismen auf mehreren Analyseebenen; vgl. WOLFF 1977, 6) abhebbar. Gerade diese vertikalen Äquivalenzklassen werden dann von JAKOBSON & LEVI-STRAUSS in einem Synthese-Teil als Invarianten einer Textstruktur aufgefaßt und zu einer Werkinterpretation aufgearbeitet (die Ergebnisse sind hier, da es sich primär um die Methodendiskussion handelt, nicht so relevant, als daß sie erwähnt werden müßten; s. aber dazu III. 7.). Objektivität (im Sinn der Intersubjektivität) wäre für ein solches, methodisches Vorgehen (entsprechend wissenschaftstheoretischer Kriterienexplikation) dann gegeben, wenn dieses Instrument unabhängig von potentiell verschiedenen, anwendenden Wissenschaftlern am selben Gegenstand zum selben Ergebnis führen würde. POSNER hat diese Anforderung in bezug auf die strukturalistische Interpretationsmethode (so wie sie sich in der Analyse von JAKOBSON & LEVI-STRAUSS manifestiert) in zwei Kriterien konkretisiert: „1. Die Aufzählbarkeit der Menge aller möglichen Äquivalenzkriterien (Analysegesichtspunkte), 2. Bewertungskriterien, die das relative Gewicht der Analysegesichtspunkte generell für alle Leser so festlegen, daß es auf einer Maßskala abgelesen werden kann" (1972, 221). Die Bedingung 1) sieht er als „von vornherein unerfüllbar" an (ebda.), denn: „Die Zahl der möglichen Untersuchungsgesichtspunkte ist beinahe unbegrenzt . . . Außer den rein linguistischen Beschreibungskategorien kann jedes beliebige Merkmal, das im Text vorkommt, als Äquivalenzkriterium benutzt werden" (o.c., 211). Hinsichtlich Bedingung 2) ergibt sich – zumindest bei der Analyse der Interpretation von JAKOBSON & LEVI-STRAUSS – kein grundsätzlicher Unterschied zur hermeneutischen Methodik. Nach der Anwendung der strukturalistischen Methodik im Analyseteil stehen JAKOBSON & LEVI-STRAUSS im Syntheseteil vor 4 möglichen Einteilungen des Gedichts; POSNER stellt fest: „Die Autoren tun in dieser Lage das, was man in der vorwissenschaftlichen Interpretation immer schon getan hat, wenn man Gliederungsprinzipien informell gegeneinander abwog: sie halten intuitiv eine der Einteilungen für die relevanteste und suchen nach Argumenten zur Rechtfertigung ihres Eindrucks" (o.c. 220). POSNER kommt daher für das im Synthese-Teil rekonstruierte 'Supergedicht' zu der Diagnose, daß hier „Analyse-

poesie" vorliegt (o.c., 223). In einer m.E. sehr überzeugenden Analyse hat WOLFF (1977) eine Erklärung für diesen Objektivitätsverlust der strukturalen Linguistik im Gebiet der literaturwissenschaftlichen Interpretation herausgearbeitet: er führt dies auf die impliziten assoziationspsychologischen Voraussetzungen zurück; der Eindruck von der Objektivität der strukturalistischen Methodik rührt daher, daß „die mentalen Vorgänge der Äquivalenz- und Kontrastwahrnehmung genügend universell sind, um die im Verlauf der Analyse getroffenen Entscheidungen über Similarität und Dissimilarität als intersubjektiv eindeutig erscheinen zu lassen" (WOLFF 1977, 13). Wie die Analyse von POSNER (und später auch WOLFF, s.u. IV.2) aber zeigt, gilt diese Universalität (und damit auch die Intersubjektivität) nur auf 'formalsprachlichen Analyseebenen' (Graphem, Phonem usw., o.c. ebda.), nicht aber auf der semantischen Ebene –zumal der Semantik von ästhetischen Objekten mit ihrem 'Spielraum'-Faktor. Die strukturalistische Interpretationsmethode kann also nicht insgesamt als material-objektives Verfahren anerkannt werden; denn „es erhebt Textmerkmale bzw. Textstrukturen ohne Rücksicht auf deren Relevanz im Kommunikationsvorgang, und es bleibt auf der Ebene der Textsemantik ebenso intuitiv wie klassische Interpretationsverfahren" (o.c., 15).

Daraus folgt, daß zumindest von der Ebene der Textsemantik an die strukturalistische Methode wie die klassische Hermeneutik nur über den Rekurs auf die subjektive Rezeption des Wissenschaftlers funktioniert und daher diese konkretisierende Rezeption explizit zum Gegenstand gemacht werden sollte; diese Konsequenz zieht über den Vergleich von JAKOBSON/LEVI-STRAUSS und RIFFATERRE auch POSNER; er favorisiert eindeutig RIFFATERRE, der in seinem Ansatz der 'Rezeptionsanalyse' ebenfalls die mediale Funktion des Rezipienten kennt (wenngleich er auch nicht zu einem umfassenden Empirisierungsansatz kommt; vgl. speziell zu Riffaterre ausführlicher IV.3). Die strukturalistische Methode kann also bei der Literaturinterpretation (zunächst einmal) nur bis zur syntaktischen Ebene als material-objektives Verfahren akzeptiert werden; geht man über diese Ebene hinaus, so sind die notwendigen Äquivalenz- und Kontrastwahrnehmungen/-klassifizierungen nicht so universell, als daß die notwendige intersubjektive Übereinstimmung noch gesichert wäre. Diese am Beispiel der strukturalistischen Methode gewonnene Konsequenz läßt sich versuchsweise auf den Gesamtbereich der material-objektiven Verfahren übertragen: d.b. eine *Methode ist dann als material-objektives Verfahren akzeptabel,* wenn die *zugrundeliegenden Kategorisierungs- und Klassifikationsoperationen auf die materiale Zeichendimension des Textes ausgerichtet sind und* (aufgrund assoziativer oder anderer Universalien) *zu intersubjektiv übereinstimmenden Ergebnissen führen.* Damit ist nicht ausgeschlossen, daß auch auf der semantischen Ebene bestimmte Merkmalsräume material-objektiv analysiert werden können; es ist nur fraglich, ob das ohne Rückbezug auf den Rezipienten und seine Konkretisation bzw. vor und unabhängig von jeder Konkretisation möglich ist (zu dem Problem der Relation von material-objektiver Analyse und Konkretisationserhebung vgl. genauer IV. 2: die 'Adäquanzfrage'). Genausowenig darf man die material-objektive Analyse mit der Beschreibung der Form eines literarischen Werks gleichsetzen und den 'Inhalt' der Konkretisation vorbehalten: natürlich werden auch die formalen Dimensionen literarischer Gegenstände rezipiert, konkretisiert (vgl. GROEBEN

1972a, 182); und die 'inhaltlichen' sind, wenn sie sich dem genannten Kriterium nicht entziehen, material-objektiv analysierbar. Schließlich macht diese Präzisierung klar, daß die Brauchbarkeit einer Methode (als material-objektive) vom Gegenstand abhängen kann: es ist denkbar, daß ein Verfahren bei bestimmten Texten (ev. solchen mit geringer Ausprägung auf dem 'Spielraum'-Faktor) die Intersubjektivitäts-Anforderung erfüllt und bei anderen nicht (das wird u. am Beispiel der Content-Analyse zu diskutieren sein).

Insgesamt ist festzuhalten, daß wegen der Grenzen material-objektiver Verfahren die Rezeptionserhebung bei der Empirisierung der Literaturwissenschaft eine zentrale Rolle spielen muß. Eine Empirisierung nur von der material-objektiven Methodik her (z.B. 'Linguistisierung') ist nicht machbar: sie führt entweder zu einer Gegenstandsreduktion der Literaturwissenschaft oder geht wieder in intuitiver Subjektivität auf. Die Methodik zur Erhebung von individuellen Rezeptionen literarischer Werke wird daher im weiteren Fortgang der Analyse im Vordergrund stehen. Dabei fasse ich die *Rezeption als eine subjektive Konstituierung der Bedeutung eines Textes* auf; entsprechend der Argumentation zur 'Amplitude' von Textbedeutungen, die das Verfehlen dieser Amplitude durch Rückgriff auf eine einzige (eigene) Rezeption kritisiert hat, bedeutet das: die *Konkretisation ist die Aktualisierung einer bestimmten Textbedeutung,* sie deckt nicht die gesamte Potentialität des literarischen Werks ab (zumindest nicht bei solchen Werken, die relevante Ausprägungen auf dem 'Spielraum'-Faktor aufweisen). Diese Potentialität ist als Textsinn (durch die Interpretation aufgrund der erhobenen Textbedeutungen) theoretisch zu konstruieren. Was der Rezipient von der Potentialität des Werksinns in seiner Rezeption an je konkreter Bedeutung konstituiert, hängt von seiner Wahrnehmungsperspektive etc. ab: „Diese Wirklichkeit der Alltagswelt bildet für den Rezipienten Orientierungspunkt und Richtschnur seines Handelns und Denkens. Sie steuert daher auch seine Rezeption des Textes" (STEINMETZ 1974, 58). Ich stimme daher mit STEINMETZ überein, daß die *Konkretisation immer als eine Art 'Normalisierung' des Textsinns* aufzufassen ist. Sie ist es auch auf jeden Fall im Hinblick auf die Sprachebene: bei der Rezeption wird das literarische Werk aus der literarischen Sprache sozusagen (gedacht oder gesprochen) in eine 'normale' Umgangssprache übersetzt bzw. ihr angeglichen (o.c., ebda.). Unter Konkretisation/Rezeption wird also im folgenden die in diesem (zweifachen) Sinn 'normalisierende', subjektiv-individuelle Bedeutungskonstituierung eines literarischen Texts verstanden.

III. 2. Die Paraphrase als Konkretisationsmitteilung

Die naheliegendste und unmittelbarste Form der Erhebung der literarischen Rezeption ist sicherlich, den Leser über die (von ihm konkretisierte) Textbedeutung durch freie Verbalisierung Auskunft geben zu lassen: die Paraphrase. Sie stellt die Erhebungsart dar, die am wenigsten 'instrumentell' ist – der Wis-

senschaftler wendet keine irgendwie gearteten Instrumente, Techniken, Operationen an, sondern hört praktisch nur dem Leser zu. Darin liegt gleichzeitig Stärke und Schwäche der Paraphrase als Manifestation der literarischen Konkretisation: einerseits handelt es sich dabei um die *spontanste, ungelenkteste Form der Mitteilung von Rezeptionen, andererseits ist sie gerade wegen dieser Ungelenktheit sehr störanfällig* (von Situationen wie Persönlichkeitsvoraussetzungen her; s. dazu unten ausführlicher). Wenn man sie als (verbale) Abbildung der 'plain sense' eines Textes, so wie er rezipiert wurde, auffaßt, dann ist sie – gesprochen oder nur gedacht – die 'Konstante im Wandel aller Textverarbeitungen' (WIENOLD 1974, 129), d.h. die Voraussetzung, die bei allen weiteren Formen der üblichen Beschäftigung von Texten (von Alltagskommunikationen über das literarische Werk bis zur professionalen Rezension) impliziert ist.

Da die Erhebung von Paraphrasen praktisch überhaupt kein empirisches Instrumentarium erfordert, ist sie von Forschern, die ihre Literaturanalyse auf eine rezipientenorientierte Grundlage stellen wollten, schon frühzeitig angewendet worden. So hat z.B. RICHARDS in seinem Werk 'Practical Criticism' schon 1929 Rezipienten zu 13 Gedichten alles aufschreiben lassen, was sie nach der Lektüre dachten: von der Wiedergabe der von ihnen rezipierten Textbedeutung bis hin zu ästhetischen Bewertungen etc. (1929, 20ff.); er hat dann auf der Basis dieser Verbalisierungen – allerdings rein intuitiv – Dimensionen der Bedeutung und andere Kategorien der Literaturkritik abzuleiten versucht (1929, 179ff.).

In neuerer Zeit ist die Erhebung von Paraphrasen eines der zentralen Vorhaben von EGGERT et al. (1975) bei der zunächst einmal rein deskriptiven Erforschung des normalen Unterrichtsgeschehens (im Fach 'Deutsch' an einem Berliner Gymnasium) gewesen. Sie sehen innerhalb des Unterrichtsablaufs bereits in der „Ausarbeitung des Textverständnisses eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben" (EGGERT et al. 1975, 274); um nicht bisherige Fehler (auch der Lehrerausbildung) weiter zu tradieren und zu festigen, nämlich, daß der Lehrer die eigene Textrezeption zur fast ausschließlichen Grundlage der Unterrichtsplanung macht, kommt es ihnen darauf an, zunächst einmal die Genese eben des einfachen Textverständnisses bei Schülern zu erforschen. Sie haben dazu ein halbes Jahr am Schulunterricht einer 10. Klasse teilgenommen und die Textrezeptionen der Schüler sowohl im Unterrichtsverlauf mitprotokolliert als auch ergänzend in Einzelinterviews erhoben. Dabei zeigt sich, daß in der Tat die Rezeption 'möglichst wenig an den Texten unbestimmbar oder unbestimmt' zu lassen versucht (o.c., 277). Die Rezeptionen der Schüler sprechen sehr stark dafür, daß die subjektive Bedeutungskonkretisation eine 'Normalisierung' darstellt (vgl. oben). Dabei stellen sie zwei Richtungen dieser Normalisierung fest: die „Texte werden von den Schülern unwillkürlich aktualisiert" (ebda.), d.h. in die eigene Gegenwart versetzt und entsprechend aufgefaßt; zum zweiten passen die Schüler den Textsinn den eigenen kognitiven Voreinstellungen, Erfahrungen etc. an. Ein deutliches Beispiel ist die Bedeutungskonstitution der Paradoxe 'Von der Überlegung' (von H.v. Kleist), wie sie sich den Paraphrasen und Diskussionen der Schüler im Unterricht entnehmen läßt. Da der Text der

'Paradoxe' nicht unbedingt bekannt ist und ich später (IV. 2) noch einmal darauf zurückkommen muß, sei er hier (entsprechend EGGERT et al. 1975, 73f.) aufgeführt:

„Man rühmt den Nutzen der Überlegung in alle Himmel, besonders der kaltblütigen und langwierigen Tat. Wenn ich ein Spanier, ein Italiener oder Franzose wäre: so möchte es damit sein Bewenden haben. Da ich aber ein Deutscher bin, so denke ich meinem Sohn einst, besonders wenn er sich zum Soldaten bestimmen sollte, folgende Rede zu halten.

'Die Überlegung, wisse, findet ihren Zeitpunkt weit schicklicher *nach,* als *vor* der Tat. Wenn sie vorher, oder in dem Augenblick der Entscheidung selbst, ins Spiel tritt: so scheint sie nur die zum Handeln nötige Kraft, die aus dem herrlichen Gefühl quillt, zu verwirren, zu hemmen und zu unterdrücken; dagegen sich nachher, wenn die Handlung abgetan ist, der Gebrauch von ihr machen läßt, zu welchem sie dem Menschen eigentlich gegeben ist, nämlich sich dessen, was in dem Verfahren fehlerhaft und gebrechlich war, bewußt zu werden, und das Gefühl für andere künftige Fälle zu regulieren. Das Leben selbst ist ein Kampf mit dem Schicksal; und es verhält sich auch mit dem Handeln wie mit dem Ringen. Der Athlet kann, in dem Augenblick, da er seinen Gegner umfaßt hält, schlechthin nach keiner anderen Rücksicht, als nach bloßen augenblicklichen Eingebungen verfahren; und derjenige, der berechnen wollte, welche Muskeln er anstrengen, und welche Glieder er in Bewegung setzen soll, um zu überwinden, würde unfehlbar den kürzeren ziehen, und unterliegen. Aber nachher, wenn er gesiegt hat oder am Boden liegt, mag es zweckmäßig und an seinem Ort sein, zu überlegen, durch welchen Druck er seinen Gegner niederwarf, oder welch ein Bein er ihm hätte stellen sollen, um sich aufrecht zu erhalten. Wer das Leben nicht, wie ein solcher Ringer, umfaßt hält, und tausendgliedrig, nach allen Windungen des Kampfs, nach allen Widerständen, Drücken, Ausweichungen und Reaktionen, empfindet und spürt: er wird, was er will, in keinem Gespräch durchsetzen; viel weniger in einer Schlacht.' "

Die Schüler hatten z.T. schon große Schwierigkeiten mit dem ersten Absatz; es gab konträre Auffassungen, ob Kleist nun den Spaniern, Italienern und Franzosen die Gewohnheit zuspricht, vor dem Handeln ausgiebig zu überlegen, oder vielleicht das Gegenteil (o.c., 75f.). Diese Unsicherheit ist nur ein Indikator für die Schwierigkeiten bei der Bedeutungskonstitution der Rede, die der Kleistsche Vater seinem Sohn hält. Die Rede vertritt die These 'Erst handeln, dann denken' (das von EGGERT et al. als gültig vorausgesetzte eigene Verständnis); die Schüler aber rezipieren den Textsinn zu einem großen Teil völlig konträr, entsprechend der These 'Erst Denken, dann Handeln' (o.c., 76ff.). EGGERT et al. erklären das mit Hilfe zweier Hypothesen: zum einen aktualisieren die Schüler im Hinblick auf die historische Situation; für sie handelt es sich beim angesprochenen Krieg ganz selbstverständlich um den zweiten Weltkrieg, für den auch und gerade in der Schule die Bewertung festliegt, daß er durch ein zu wenig überlegtes, vorhersehendes Akzeptieren, Unterstützen, an die Macht-Bringen von Hitler zustandegekommen ist. Zum zweiten ist es der Jugendliche dieses Alters in unserer Gesellschaft gewohnt, von Vätern nur die These des Vorher-Denkens zu hören und daher die des Nachher-Denkens für völlig undenkbar zu halten – zumindest aus väterlichem Mund (EGGERT et al. ebda.). Dies ist sicherlich ein Extrembeispiel dafür, wie der Rezipient die Textbedeutung innerhalb seines Denk- und Wissenshorizonts (historische Aktualisierung) sowie seiner Erfahrungsperspektiven (Vaterrolle – Sohnrolle) zu konstituieren ver-

sucht. Es kann aber generell als *positive Evidenz für die 'Normalisierungs-Tendenz' der Textrezeption/-konkretisation* gelten, wenngleich man in Rechnung stellen muß, daß der Schüler in der Schule (subjektiv zumindest) noch einem erhöhten 'Normalisierung'druck in Richtung auf gesellschaftlich als 'vernünftig' anerkannte Maximen unterliegt; das Beispiel zeigt aber auf jeden Fall, daß man auch mit der einfachen Erhebung von Paraphrasen bedeutsame und interessante Ergebnisse zur individuellen Bedeutungskonstituierung des Rezipienten erhalten kann (das Problem der 'adäquaten' Rezeption wird u. in IV. 2 behandelt).

Das kann und darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß es gravierende Beschränkungen für die Erhebung der Rezeption durch Paraphrase gibt, die die Validität dieses 'Instruments' (im Sinn von Vorgehensweise) erheblich einschränken können. Unter Validität einer Methode wird in der empirischen Wissenschaft verstanden, wie adäquat ein Verfahren, eine Zugangsweise dasjenige abbildet ('mißt'), was es 'messen' soll – in diesem Fall ist also zu fragen, ob die Erhebung der Paraphrase in der Tat eine Feststellung der literarischen Konkretisation/Rezeption ist, so wie diese beim Rezipienten vorliegt. Die wichtigste Beschränkung, die nach den Entwicklungen der Soziolinguistik der letzten Jahre auch immer betont wird, ist eine persönlichkeitsdifferentielle: die Sprachkompetenz des einzelnen Rezipienten (vgl. GROEBEN 1972a, 185; HEUERMANN et al. 1975b, 17; SCHMIDT 1975, 117); *die Paraphrase setzt beim Rezipienten eine doch sehr gute Verbalisierungsfähigkeit voraus,* die wahrscheinlich nur bei Angehörigen höherer Schichten sicher als gegeben angenommen werden darf. Die Erhebung von Paraphrasen wird daher vermutlich nur bei bestimmten Rezipientengruppen zu befriedigenden Ergebnissen führen (wie z.B. bei den Gymnasiasten des Forschungsprojekts EGGERT et al. 1974; 1975). Es gibt aber auch für diese Rezipientengruppen noch Störvariablen: da die Paraphrase eine Verbalisierung von zunächst 'für sich' Gedachtem, Gemeintem ist, treffen auf sie alle Probleme zu, die grundsätzlich für Verbalisierungen bestehen. Man kann nicht sicher sein, ob der verbalisierte und damit 'veröffentlichte' Bericht in der Tat dem 'internen' Bericht, d.h. der 'eigentlichen' Meinung des Rezipienten entspricht (vgl. KEIL & SADER 1967). Es spielen hier Verzerrungsdynamiken wie die Tendenz zur 'sozialen Erwünschtheit' ('social desirability') eine Rolle, in der 'Veröffentlichung' von Textrezeptionen in der Unterrichtssituation innerhalb der Schülerrolle ersichtlich besonders stark (vgl. EGGERT et al. 1975a, 273). Man muß sich allerdings darüber im klaren sein, daß ein bestimmtes Konzept über Ort und Art der 'eigentlichen' Textkonkretisation unterstellt ist, wenn man diese Veröffentlichsdynamiken als (potentielle) Einschränkungen der Validität (der Paraphrase) ansieht: nämlich daß die Rezeption literarischer Texte 'eigentlich' als 'private Konkretisation' vollzogen wird (o.c., 276). Diese Auffassung ist natürlich auch selbst wieder problematisierbar, zwar sehe ich rein von psychischen Prozessen her kaum eine

andere Möglichkeit, als Bedeutungskonstitutionen zunächst als internale kognitiv-emotionale Prozesse zu konzipieren, aber das ist keine grundsätzliche Entscheidung: die *Einschätzung der Validität eines Erhebungsverfahrens hängt von der vorgeordneten Gegenstandskonzeption ab,* hier der Begriffsexplikation, die man für 'literarische Rezeption' ansetzt. Gelingt z.B. für bestimmte Rezipientengruppen oder bestimmte Textsorten die argumentative Begründung, daß Textrezeption vor allem als 'sozialer' Prozeß aufzufassen ist, dann entfallen eben u.U. solche Validitätsprobleme durch Verzerrungen aufgrund der 'Veröffentlichungssituation'.

Es muß noch auf ein spezielles Phänomen bzw. Problem bei dieser Erhebungsmethode aufmerksam gemacht werden, das nicht mechanistisch aufgefaßt werden darf, da es sonst zu Mißverständnissen führt. Wenn man bei der Erhebung von Paraphrasen überhaupt keine entsprechenden Verbalisierungen der Rezipienten erhält, so liegt das wegen der besprochenen Beschränkungen, Schwierigkeiten, Verzerrungen etc. mit großer Wahrscheinlichkeit nicht daran, daß keine konkretisierte Textbedeutung beim Leser vorhanden ist, sondern daß Hemmungen eine Verbalisierungsschwelle verursacht haben, die von der Verbalisierungsfähigkeit des Rezipienten nicht überwunden werden kann. Dies muß nun aber nicht immer der Fall sein: EGGERT et al. berichten (1975, 125ff.) von der Besprechung des MUSIL-Romans 'Die Verwirrungen des Zöglings Törleß'; dabei zeigte sich, daß hier die Aktualisierung und Normalisierung aus einer Mischung von Identifizierung und Distanzierung in bezug auf den 'Helden' bestand (wobei durch diese Mischung durchaus eine Vereindeutigung des Textsinns für die Schüler erreicht wurde). Die Distanzierung bezog sich dabei vor allem auf die Sexualproblematik und wirkte sich u.a. so aus, daß die Schüler (die männlichen vor allem) angesichts der 'Konditorei-Szene' und des Verhältnisses Törleß-Basini „nahezu sprachlos" wurden (o.c., 126). Hier wird durch Abstützung mit parallelen Phänomenen ('Textmüdigkeit' der Schüler im Unterricht) wahrscheinlich, daß durch die 'Sprachlosigkeit' in der Tat ein valider Indikator für das Nichtvorliegen einer Bedeutungskonstitution gegeben ist. Zu einer solchen Interpretation ist man methodologisch berechtigt, wenn alle zunächst zu berücksichtigenden Alternativerklärungen aufgrund von Störvariablen (wie den oben thematisierten) als nicht gerechtfertigt erscheinen.

Durch das Beispiel ist aber überdies noch ein weiteres (letztes) Problem angesprochen: auch die dem Rezipienten als 'echte' eigene Meinung, Bedeutung etc. zugängliche Rezeption kann schon Verzerrungen aufweisen, die durch vor- oder unbewußte Bewertung aufgrund anderer Einstellungen, Problemsichten, durch Abdrängung etc. zustandekommen. Solche, vom Rezipienten z.T. selbst unbemerkte Prozesse der Bedeutungskonstitution lassen sich natürlich nur durch indirektere Verfahren (wie freie Assoziation, semantisches Differential, 'cloze procedure' etc., s.u.) erreichen, die dann auch notwendigerweise eine stärkere Instrumentalität mit sich bringen. Diese Instrumentali-

tät ist bei der Paraphrase vermieden; das bedeutet allerdings für den Forschungsprozeß insgesamt nicht unbedingt eine größere Praktikabilität, weil die Aufarbeitung der so erhobenen Rezeptionsdaten entweder sehr intuitiv ist oder wiederum instrumentelle Probleme und Konsequenzen nach sich zieht (s. dazu den nächsten Abschnitt). Man wird daher die *Paraphrase als Zugangsweise zur Textrezeption nur bei bestimmten Rezipienten, Situationen und Textsorten mit Gewinn einsetzen* können.

III. 3. Contentanalyse als material-objektive Semantik-Deskription?

Bevor ich im folgenden indirektere Zugangsweisen darstelle, möchte ich mich zuvor doch noch dem Problem stellen, ob das nicht eine unökonomische Fragerichtung ist. Man könnte nämlich auch gänzlich umgekehrt argumentieren: sollte man nicht versuchen, so direkt wie möglich an die Textsemantik heranzukommen? Es mag ja sein, daß linguistisch-strukturalistische Verfahren im Hinblick auf die Textsemantik wieder zu hermeneutisch-intuitiver Subjektivität führen, aber gibt es nicht andere, geradezu sozialwissenschaftliche Verfahren, die zu einer material-objektiven Beschreibung vder Textsemantik geeignet wären? So hat doch z.B. die Massenkommunikationsforschung das Instrument der sog. Contentanalyse entwickelt; da die Contentanalyse vor allem auf die intersubjektiv übereinstimmende Feststellung/Deskription des Textinhalts, weniger sprachlich-struktureller Dimensionen ausgerichtet ist und sich in der Kommunikationsforschung auch unter Objektivitätsgesichtspunkten als Erhebungsmethode bewährt hat, wäre sie doch das optimale, ökonomische Instrument zur Deskription der Textsemantik. Bevor ich diese Frage der Brauchbarkeit der Contentanalyse im Hinblick auf literarische Texte zu beantworten versuche, skizziere ich kurz die Methodik (der informierte Leser möge das folgende petit Gedruckte überspringen).

Die Methode

Das folgende Schema gibt auf der linken Seite eine (verkürzte) Abfolge der Prozeßstruktur der Contentanalyse (nach WERSIG 1968) wieder, auf der rechten Seite sind Beispiele für die einzelnen methodischen Operationen angegeben (so diese nicht selbstevident sind). Die Relationen der einzelnen Operationen zueinander sind, so nötig, in der darunterstehenden Erläuterung anhand der Beispiele verdeutlicht:

1. Theoretische Vorarbeit

a. Erarbeitung von Hypothesen	z.B. Die derzeit herrschende S-F-Literatur zeigt ein vorurteilsbehaftetes Frauenbild
b. Definition der Variablen	z.B. Definition 'vorurteilsbehaftet' : implizite ideologische Persönlichkeitstheorie über die Frau

2. Operationalisierung	
a. Operationalisierung der Variablen	z.B. die heute zur Frauenbeschreibung verwendeten Eigenschaften und deren (vermuteter) Zusammenhang
b. Festlegung der Kategorien	z.B. Aussehen Intelligenz berufliche Stellung gesellschaftliche Stellung
c. Operationalisierung der Kategorien	z.B. derzeitiges Schönheitsideal/verändertes Schönheitsideal. Aussehen: attraktiv/nicht attraktiv/häßlich Intelligenz: über-/durchschnittlich/unter-
d. Anpassung der Kategorien an die gegebene empirische Situation	z.B. Intelligenz über Beruf definieren; 'Beruf' also weglassen, ('Häufigkeit von Frauengestalten' aufnehmen) (männliche Partner: ja – nein)
3. Vorbereitung der Datenerhebung	
a. Definition der inhaltsanalytischen Einheiten	z.B. eine Seite; ein Abschnitt; eine Geschichte; ein Heft; ein Heftzyklus.
b. Erarbeitung eines Auswertungsbogens	
c. Erarbeitung von Auswertungsanweisungen	
4. Sampling	
a. Auswahl der zu untersuchenden Medien	z.B. Bücher/Hefte oder Fernsehfilme (Time Tunnel; Enterprise etc.)
b. Auswahl des zu untersuchenden Zeitintervalls	'derzeit': z.B. 1965-1975
c. Auswahl der zu untersuchenden konkreten Kommunikation	'herrschend': z.B. quantitativ: Heftereihen Perry Rhodan; Terra(-/Nova/Astra); Atlan etc.
5. Vortest	
6. Datenerhebung	
7. Auswertung der erhobenen Daten	
a. Frequenzanalyse	z.B. absolute Häufigkeit v. Frauengestalten; relative " " " relative " " 'Intelligenz'; relative " " 'Attraktivität'.
b. Kontingenzanalyse	z.B. intell. & attrakt. intell. & häßlich ohne Partner 15 % 100 % mit Partner 85 % 0 %
c. Valenzanalyse etc.	
8. Interpretation der erhobenen Daten	
9. Auswertung der gesamten Untersuchung	

Erläuterung: Die Beispiele sind z.T. einer psychologischen Diplomarbeit entnommen (SIEVERING 1974). Auch die Contentanalyse sollte nicht quasi-induktionistisch angewandt werden, sondern in der Überprüfung expliziter Hypothesen (1.a.). Die Hypothese arbeitet natürlich mit theoretischen Begriffen (Konstrukten), die definiert werden müssen (1.b.); die Operationalisierung der Variablen (2.a.) stellt den Übergang zur Festlegung der Kategorien (2.b.) dar: der im Beispiel (1.b.) verwandte Begriff der 'impliziten Persönlichkeitstheorie' hat sich in der Persönlichkeitsforschung für naive, alltagstheoretische Annahmen über den Zusammenhang von 'Eigenschaften' eingebürgert (vgl. BRUNER & TAGIURI 1954); z.B. gehen viele 'Alltagspsychologen' davon aus, daß die Eigenschaften 'Pünktlichkeit' und 'Ehrlichkeit' stark zusammenhängen (obwohl zumindest Pünktlichkeit objektiv eher situationsdeterminiert ist). 'Implizit' heißt eine solche naive Theorie aus zwei Gründen: zum einen ist sie nicht explizit formuliert und überprüft, zum anderen muß sie dem naiv Reflektierenden als solche nicht einmal bewußt (und damit verbalisierbar) sein. Die Festlegung der Kategorien führt in unserem Beispiel zu bestimmten Eigenschaften (2.b.), die untersucht werden sollen; deren Operationalisierung leistet dann eine verbale Klassifikation, mit der bei der Einordnung der einzelnen Einheiten konkret gearbeitet werden kann (2.c.). Die Anpassung der Kategorien an die empirische Situation (2.d.) erlaubt es, Konsequenzen aus dem Vortest zu ziehen (5.); in unserem Fall zeigt sich, daß in der derzeitigen SF-Literatur die Intelligenz der Frauen praktisch nie explizit angegeben wird; sie muß daher über den Beruf erschlossen werden. Da die Kategorien unabhängig voneinander definiert sein müssen, ist eine der beiden Kategorien zu eliminieren. Der Vortest ergibt außerdem, daß bei recht vielen SF-Romanen die Unwichtigkeit der Frau dadurch indiziert wird, daß gar keine vorkommt – eine entsprechende Kategorie muß daher aufgenommen werden. Eine gleichermaßen durch die Lektüre bzw. den Vortest (heuristisch) angeregte Kategorie ist die des 'männlichen Partners' (es zeigt sich nämlich, daß nicht wie erwartet der Zusammenhang von Intelligenz und Attraktivität systematische Abweichungen von einer zufälligen Verteilung erbringt, sondern anscheinend die Kombination dieser Eigenschaften mit der Existenz eines Partners). Die Definition der inhaltsanalytischen Einheiten (3.a.) bezieht sich rein formal darauf, wie große Textteile jeweils in das Kategoriensystem eingeordnet werden sollen. Mit Hilfe des 'Sampling' (4a. b. c.) wird das konkret zu untersuchende Material festgelegt. Der Vortest (5.) prüft die Brauchbarkeit und Ergiebigkeit des Kategoriensystems (wenn nötig sind Wiederaufnahmen von 2. einzufügen; s.o.). Die Datenerhebung (6.) wird von mehreren (Experten)Ratern durchgeführt; eine zureichende Intersubjektivität der Kategorisierungen (Übereinstimmungs-Koeffizient von .75 und darüber) ist als notwendige Voraussetzung für die weitere Datenaufarbeitung anzusehen. Die Auswertung (7.) kann mit Hilfe verschiedener statistischer Verfahren geschehen; das Beispiel der Kontingenzanalyse (7.b.) ist fiktiv und besagt, daß zwar bei den Frauengestalten in der SF Intelligenz sowohl mit Attraktivität wie mit Nicht-Attraktivität zusammen vorkommen kann, daß aber nicht-attraktiven Frauen trotz Intellektualität kein männlicher Partner 'zugeteilt' wird (empirische Daten in dieser Richtung in SIEVERING 1974). Auf diese Weise werden die auf der Grundlage aller Kategorien erhobenen Daten ausgewertet und mit der Ausgangshypothese (interpretierend) in Beziehung gesetzt. (8. u. 9.).

Zwischenbemerkung zur Methodologie der Contentanalyse

Das skizzierte, verkürzte Schema ist nur dazu gedacht, eine Vorstellung von der Contentanalyse zu vermitteln, es reicht nicht zur Durchführung einer eigenen Analyse aus, dazu ist das Studium der einschlägigen Einführungsliteratur notwendig (BERELSON 1954; BESSLER 1970; HERRMANN & STÄCKER 1969; HOLSTI 1968; RITSERT 1972; WERSIG 1968; als neueste und m.E. umfassendste, zugleich theoretisch reflektierte als auch anwendungsorientierte Einführung vgl. LISCH & KRIZ 1978). Von der Terminologie her werden im Deutschen die Begriffe Inhalts-, Aussagen- und das Fremdwort Contentanalyse benutzt (vgl. BESSLER 1970, 30ff.); dabei werden besonders Unterschiede hinsichtlich der Einbeziehung formaler (stilistischer etc.) Strukturen gemacht. Da man aber die unterschiedlichen Positionen nicht mehr einzelnen Benen-

nungen zuordnen kann, drücke ich die hier thematische Inhaltsorientierung durch Beibehalten des ursprünglichen Konstruktworts 'Contentanalyse' aus. Ich habe in der kurzen Darstellung oben auch nicht zwischen sog. qualitativer vs. quantitativer Analyse unterschieden, weil ich diesen Unterschied samt der darüber ausgetragenen Kontroverse für unnötig und unfruchtbar halte. Unter qualitativer Analyse wird gewöhnlich die klassifikatorische Beschreibung von Aussagen verstanden (so wie im Beispiel der Kategorienfestlegung oben), unter quantitativer Analyse die „Messung metrisch definierter Aussagencharakteristika" (BESSLER 1970, 35); die qualitative Analyse setzt also bei Daten auf Nominalskalenniveau ein, die quantitative darüber (Rang- oder Ordinal-, Intervallskalierung; vgl. BESSLER 1970, 40ff.). Hieran anschließend hat sich nun ein großer Streit entwickelt, weil einige Autoren (von der Hermeneutik bzw. Ideologiekritik kommend) behauptet haben, nur mit Hilfe der 'qualitativen' Analyse könne man auch den 'latenten' Inhalt (also ein Lesen zwischen den Zeilen wie es die Fragestellung nach der implizierten Persönlichkeitstheorie oben bedeutet) erfassen (KRACAUER 1952; RITSERT 1972). Ich halte diesen Streit nicht für sinnvoll, weil es sich gar nicht um ausschließende Alternativen handelt (vgl. auch LISCH & KRIZ 1978, 44ff.): man kann ja auch durchaus Daten, die auf Nominalskalenniveau gewonnen sind (sog. Alternativdaten) quantitativ aufarbeiten, also qualitative und quantitative Analyse kombinieren: das oben angeführte Beispiel der Kontingenzanalyse von Alternativdaten stellt eine solche Kombination dar (wobei sich z.B. auch der Zusammenhangsgrad zwischen Faktoren in Analogie zum Korrelationskoeffizienten durch einen Kontingenzkoeffizienten ausdrücken läßt etc., vgl. SACHS 1972, 366ff.). Dabei halte ich derzeit für die Analyse literarischer Texte diese Kombinationsform von qualitativem Zugang auf der Kategorienebene und anschließender quantitativer Aufarbeitung mit statistischen Verfahren für Alternativdaten für das fruchtbarste (vgl. als gelungenes Beispiel einer solchen Analyse: KAGELMANN 1976).

Einschränkung der Contentanalyse auf 'Autor-Leser-homologe' Texte

Die Frage der Brauchbarkeit der Contentanalyse als objektiv-materiales Verfahren zur Semantik-Deskription literarischer Texte hängt von der Bewertung der Intersubjektivität der Methode (und des Zustandekommens dieser Intersubjektivität) ab. Die intersubjektive Übereinstimmung der contentanalytischen Kategorisierungen oder Verschlüsselungen hängt von drei Bedingungen ab: „Vom Grad der Doppeldeutigkeit des Aussagematerials, vom Grad der Doppeldeutigkeit der Verschlüsselungsanweisungen und von den besonderen Fähigkeiten und Kenntnissen der Verschlüßler" (BESSLER 1970, 46). Die Eindeutigkeit der Kategoriendefinitionen und damit Verschlüsslungsanweisungen ist eine notwendige, unverzichtbare Bedingung für jedes objektive, zuverlässige Instrument und daher auch als Forderung an Verfahren zur Erforschung ästhetischer Objekte zu akzeptieren. Problematischer ist schon die Anforderung an die Verschlüßler: denn hier wird praktisch zur Erreichung einer intersubjektiven Übereinstimmung eine Homogenität der Assoziationsräume vorausgesetzt; denn jede Abweichung von der Mehrheit der Verschlüßler wird ja methodenimmanent als störender 'Fehler' angesetzt. Noch wichtiger aber ist die gleiche Voraussetzung hinsichtlich des 'Aussagenmaterials', also der zu beschreibenden, analysierenden Texte: auch hier wird 'Eindeutigkeit' gefordert, weil nur aufgrund solcher Eindeutigkeit eine intersubjektiv übereinstimmende Kategorisierung möglich und denkbar ist, die als valide Beschreibung der Textsemantik akzeptierbar ist.

Das zeigt, daß die *Contentanalyse von der Methodenkonzeption her die Universalität und Konvergenz der Assoziationsräume* (genau wie die strukturalistische Linguistik oben) *voraussetzt,* und zwar *in Abhängigkeit von der Eindeutigkeit des Textmaterials.* Das ist auch durchaus plausibel und sinnvoll, wenn man die Entwicklung der Contentanalyse berücksichtigt: ist sie doch dezidiert zur Analyse von kommunikativen Texten konzipiert worden, die auf eine möglichst optimale, vollständige Übermittlung eindeutiger Botschaften ausgerichtet sind (Propagandatexte etc.; Genese der Contentanalyse in der Massenkommunikationsforschung). Diese impliziten Voraussetzungen hinsichtlich der Textstruktur entsprechen nun aber den Strukturen literarischer Texte unter Einbeziehung des 'Spielraum'-Faktors ganz und gar nicht; insoweit dieser Faktor bei literarischen Texten als Bedingung des ästhetischen Erlebens vorhanden ist, kann die Contentanalyse also grundsätzlich nicht als Möglichkeit zu einer direkten Deskription der Textsemantik akzeptiert werden – genauso wenig und aus den gleichen Gründen wie oben die strukturalistische Interpretationsmethode. Denn die in der Methodik inhärenten Implikationen über den (Text)Gegenstand sind nicht mit dem rezeptionsästhetischen Textverständnis kohärent. Daran ändert auch nichts, daß man durch die bei suboptimaler Übereinstimmung übliche Verfahrensweise des 'Verschlüßlertrainings' vermutlich auch für literarische Texte letztendlich hohe Übereinstimmungen wird erzielen können; denn ein solches Training darf von der Methode her nur darauf ausgerichtet sein, unterschiedliche Fähigkeiten oder Auffassungen der Verschlüßler hinsichtlich des Kategoriensystems, der Kategoriendefinitionen zu vereinheitlichen. Wenn die Gefahr besteht, daß durch ein solches Training praktisch nur die 'Polyvalenz' eines literarischen Textes durch Homogenisierung des Assoziationsraums (der Verschlüßler) eliminiert wird, ist die Methode invalide im Sinn von gegenstandsinadäquat; die hohe Übereinstimmung ist dann kein Indikator für eine objektive (intersubjektive) Deskription, sondern ist ein methodisches Artefakt. Die *Contentanalyse ist* also *vom methodischen Prinzip her als material-objektives Verfahren zur Semantik-Deskription literarischer Texte nicht geeignet.*

Mit dieser Begründung ist zugleich angedeutet, daß es für einen bestimmten Sonderfall auch bei literarischen Texten gerechtfertigt ist, die Contentanalyse anzuwenden: wenn der 'Spielraum'-Faktor in literarischen Texten so gering ausgeprägt ist, daß diese praktisch den Kommunikationstexten, für die die Contentanalyse entwickelt wurde, entsprechen, ist die Anwendung des Verfahrens natürlich legitim. In diesem Fall ist der gemeinsame Assoziationshintergrund für den Leser durch das Werk selbst gegeben, die Konkretisation der Textbedeutung durch den Rezipienten stellt dann keine 'Normalisierung' eines umfassenderen potentiellen Textsinns dar, sondern ist Manifestation des einen, eindeutigen Textsinns. Dieser Sonderfall wird gewöhnlich für die sog. 'Trivialliteratur' und ihre ästhetische Struktur behauptet: „Normalisierung ist hier nicht ein Akt der schöpferischen Tätigkeit des Rezipienten, sondern

eher, so könnte man sagen, das Ergebnis pragmatischer Selbstverwirklichung des Textes" (STEINMETZ 1974, 59). Das bedeutet: es liegt eine Deckungsgleichheit zwischen dem theoretisch rekonstruierbaren Textsinn und der vom Rezipienten konkretisierten Textbedeutung vor. In den Begriffen des Autor- und Leserrollen-Modells ausgedrückt heißt das: „Bei Trivialliteratur richtet der Autor die Leserrolle bewußt auf eine (weitgehend bekannte oder einkalkulierbare) Leserschaft in affirmativer Weise aus, so daß impliziter Leser (Leserrolle) und realer Leser annähernd übereinstimmen" (GRIMM 1975, 77). WALDMANN hat diesen Fall als 'Autor-Leser-homologe' Literatur rekonstruiert und präzisiert: er geht dabei auch für den Bereich literarischer Texte von einem Kommunikationsbegriff (nach LUHMANN) aus, der gerade den Sonderfall nicht-'offener' Texte hervorhebt; Kommunikation ist danach „gemeinsame Aktualisierung von Sinn" (WALDMANN 1976, 18). Diese Art von Kommunikation liegt auf jeden Fall (idealtypisch vor, wenn „der literarische Autor, der literarische Rezipient und der literarische Text . . . ihrer literarischen Struktur nach homolog" sind (o.c., 63). Das heißt forschungspragmatisch, daß man, gleich von welcher Instanz aus (Autor, Leser, Text), mit seiner Analyse auf allen Ebenen zum gleichen Ergebnis hinsichtlich des Textsinns kommt (o. c., 22). Autor-Leser-homologe Texte sind daher Manifestationen eines über die Ebenen hin konstanten, durchgehenden kommunikativen Sinnsystems, „das die Interessen und Absichten des Autors bestimmt, so daß er den bestimmten Text mit bestimmten Sinnstrukturen produziert, das die Bedürfnisse und Erwartungen des Rezipienten bestimmt, so daß sie den bestimmten Text mit diesen Sinnstrukturen rezipieren: es ist also ein Sinnsystem, das gleichermaßen Autor, Text und Leser bestimmt" (o.c., 48).

Wenn *Trivialliteratur* in dieser Explikation *Autor-Leser-homolog* ist, ist der *Einsatz der Contentanalyse als objektives Verfahren zur Deskription des Textsinns legitim.* Denn die (postulierte) Homologie sichert, daß die intersubjektive Übereinstimmung der Rezipienten hinsichtlich der Textbedeutung in der Tat mit dem Textsinn identisch ist. Allerdings wird dadurch auch deutlich, daß man diese Homologie als Voraussetzung eines legitimen Einsatzes der Contentanalyse zuvor (empirisch) sichern muß. Denn das Auftreten von intersubjektiver Übereinstimmung von Verschlüßlern ist natürlich kein ausreichendes Kriterium für die Brauchbarkeit und Gegenstandsadäquatheit der Methode; sie könnte ja durch Artefakte (wie homogenisierte Assoziationsräume der Verschlüßler etc.) zustandegekommen sein. Da die Brauchbarkeit (und Validität) der intersubjektiven Übereinstimmung für den speziellen Sonderfall Autor-Leser-homologe Literatur ja das Nachzuweisende, zu Begründende ist, kann man nicht die Intersubjektivität selbst als Begründung anführen – dies wäre zirkulär. Daher muß die Homologie, auf die sich die Brauchbarkeit der Contentanalyse in diesem Sonderfall stützt, explizit und unabhängig von der zu begründenden Methodik überprüft und nachgewiesen werden; dabei reicht es allerdings methodisch aus, wenn z.B. für eine bestimmte Textkategorie (z.B. oben 'Perry Rho-

dan'-SF-Heftreihe) die Homologie nachgewiesen ist – dann lassen sich einzelne Hefte als repräsentante Vertreter dieser Kategorie legitim contentanalysieren.

Die Präzisierung von WALDMANN erlaubt auch, zwei Aspekte dieser unabhängigen, vorausgehenden Überprüfung anzugeben: man kann als Kriterium entweder die Autor-Leser-Homologie (qua Übereinstimmung der Interessen, Absichten-Erwartungen etc. bei Autor und Leser) selbst ansetzen; oder man kann – besonders wenn der Autor nicht greifbar ist – mit einem abgeleiteten Kriterium arbeiten: wenn die Autor-Leser-Homologie besteht, dann muß als Folge davon auch eine Homologie innerhalb der Rezipientengruppe aufweisbar sein. Eine solche empirische Überprüfung der Voraussetzungen für den legitimen Einsatz der contentanalytischen Methodik im Sonderfall 'Trivialliteratur' (qua Autor-Leser-homologe Literatur) ist unbedingt notwendig, denn ohne diese Überprüfung sind Fehlschlüsse aus der eigenen 'eindeutigen', weil normalisierenden Rezeption auf einen eindeutigen Sinnhorizont zu wahrscheinlich (Beispiele dafür s.u. V.3. bei der Besprechung von Wirkungsanalysen); gerade die Kritik an der ästhetischen Abwertung der sog. Trivialliteratur (s.o.II.1.) hat gezeigt, daß hier die möglicherweise vorhandenen (wenn auch minimalen) Ausprägungen des Spielraum-Faktors im Rahmen dichotomisierender Bewertungen leicht verdrängt werden. Es ist auch zu bedenken, daß diese Dimensionen eventuell erst über den historischen Abstand und die von der Distanz her ausgelöste Polyvalenz herauskommen. Die Contentanalyse ist also für den Sonderfall Autor-Leser-homologer Literatur als Methode zur Semantik-Deskription zulässig, aber ihr Einsatz sollte sehr restriktiv und vorsichtig vorgenommen werden: auf jeden Fall erst nach vorheriger expliziter empirischer Legitimation durch Überprüfung der Homologie (durch eins der beiden genannten Kriterien). Es muß schon hier darauf hingewiesen werden, daß aber auch mit einer so gerechtfertigten Contentanalyse allein Daten über die Textsemantik, nicht über die Wirkung des Textes etc. erreichbar sind (dieser Punkt wird bei der Diskussion explikativer Fragestellungen, vgl. u.V., wieder aufgenommen).

Contentanalyse als intersubjektives 'Verstehen' von Paraphrasen

Als Konsequenz aus der Begründung für den Einsatz der Contentanalyse beim Sonderfall 'Trivialliteratur' (als Extremfall) ergibt sich auch, an welcher Stelle innerhalb eines empirischen Forschungsprogramms die Contentanalyse nun in der Tat vor allem einzusetzen ist: dort, wo relativ frei formulierte Texte vorliegen, die dennoch nicht durch Bedeutungsmannigfaltigkeit gekennzeichnet sind. Und dies ist nach den oben diskutierten theoretischen Analysen und empirischen Ergebnissen bei den ('normalisierenden') Paraphrasen von Rezipien-

ten der Fall (vgl. o. und MICHELS 1973, 36). Es wurde schon erwähnt, daß die spontane Verbalisierung, auf der die Paraphrase beruht, zwar für die Erhebung der Konkretisation instrumentellen Aufwand erspart, dieser Aufwand aber bei der Verarbeitung der Paraphrasen wieder auftritt. Es handelt sich dabei um die Contentanalyse der Paraphrasen. Denn der Hinweis der Hermeneutiker, daß ja auch die Paraphrasen wieder 'verstanden' werden müssen (vgl. SCHMIDT 1975, 109; STEINMETZ 1974, 45), ist auf der instrumentellen Ebene durchaus berechtigt. Es geht nicht an, daß man die erhobenen Paraphrasen praktisch nur intuitiv-subjektiv auswertet und auf diese Weise die durch die Subjekt-Objekt-Trennung zwischen Rezipient und Interpret gewonnene Objektivität im nächsten Schritt wieder verliert. Die Sachlage liegt anders, wenn schon die Erhebung der Konkretisation instrumentell so vom Wissenschaftler gesteuert ist (wie in den im folgenden diskutierten Methoden zur Assoziationserhebung, 'cloze-procedure' etc.), daß die Erhebungsergebnisse direkt als Beobachtungsdaten für den Wissenschaftler brauchbar sind. Das liegt sicherlich bei Paraphrasen von Rezipienten nicht vor: hier müssen die Inhalte der Paraphrasen erst – möglichst intersubjektiv übereinstimmend – in Kategorien etc. zusammengefaßt werden, die als Beobachtungsdaten (direkte) Aussagekraft für theoretische Konstruktionen von Werksinn (als Interpretationen literarischer Werke) haben. Dies genau kann und sollte die Contentanalyse leisten; ihr Einsatz zur intersubjektiven Feststellung der Semantik der Paraphrasen ist durch die 'Normalisierung' und damit Vereindeutigung, die die Paraphrase in bezug auf den Textsinn darstellt, begründet. Die *Contentanalyse* ist also innerhalb des empirischen Forschungsprogramms der Literaturwissenschaft *systematisch einzusetzen bei der intersubjektiven Feststellung der Semantik von Rezipientenparaphrasen und allen anderen sprachlich spontanen und komplexeren Verarbeitungen des literarischen Textes* (wie Kritiken etc.; vgl. dazu u.V.).

Zwischenbemerkung zum wissenschaftstheoretischen Status dieses Verstehens:

Mit dieser Instrumentalisierung des 'Verstehens' von Paraphrasen ist gleichzeitig die wissenschaftstheoretische Dimension der hermeneutischen Kritik abgewiesen; denn das Argument, auch die Rezipientendaten (allgemein, für die Paraphrasen nur ein Beispiel sind) müßten ja ebenfalls verstanden werden, ist wissenschaftstheoretisch natürlich so gemeint, daß das Verstehen als notwendige Teilmenge auch des empirischen Forschungsprozesses fungiert und daher auch gleich das hermeneutische Paradigma beibehalten werden kann. Dieser Argumentationsdimension ist zu widersprechen und der Widerspruch wird durch die oben vorgebrachte Analyse begründet. Es werden nämlich in dieser Kritik zwei verschiedene 'Verstehens'-Begriffe unter der Hand gleichgesetzt. Bei dem hermeneutischen 'Verstehen' als Methode handelt es sich um eine Operation zur Erlangung theoretischer Wahrheit (gültiger literaturwissenschaftlicher Interpretationen z.B.). Beim Verstehen von Paraphrasen etc. aber handelt es sich um eine Alltagshandlung des Wissenschaftlers als Basishandlung zur Konstituierung seiner fundierenden empirischen Daten; diese Basishandlung ist so grundlegend und 'untheoretisch', daß sie als Kategorisierungs-Handeln instrumentell präzisiert werden kann (qua Contentanalyse). Eine solche Präzisierung aber wäre, wie oben gezeigt, als Rekonstruktion des 'Verstehens' literarischer Texte im Sinn der

theoretischen Konstruktion von Textsinn nicht zulässig; also handelt es sich um zwei verschiedene Arten von Verstehen – die Notwendigkeit der Basishandlung des Verstehens von Rezipientendaten durch den Wissenschaftler rechtfertigt keinesfalls das Verharren auf dem hermeneutischen Paradigma, spricht auch nicht gegen das empirische Forschungsprogramm und wird durch die Methode der Contentanalyse von Paraphrasen etc. unter Aufrechterhaltung und Erfüllung des Intersubjektivitäts-Ziels optimal und adäquat erfüllt.

Die Notwendigkeit des weiteren instrumentellen Aufwands, der durch eine Contentanalyse von Paraphrasen gegeben ist, wird deutlich, wenn man sich z.B. die intuitive Auswertung der von RICHARDS (1929) erhobenen Paraphrasen anschaut: er stellt z.B. fest, daß Frauen in ihren Paraphrasen im Durchschnitt eine 'größere Urteilskraft' gegenüber Lyrik zeigen und erklärt das mit einer größeren Leseintensität (von Lyrik durch Frauen; o.c., 310). Für solche Feststellungen und Ergebnisse reicht eine lediglich intuitive Zusammenschau der doch sehr umfangreichen Paraphrasen nicht aus, hier wäre eine intersubjektive Überprüfung mit Hilfe der Contentanalyse angemessen und notwendig. Ähnliches gilt (in Verbindung mit der Operationalisierung der thematischen Lesermerkmale) für Hypothesen wie die, daß je mehr eine 'Liebe für Lyrik' zu beobachten sei, desto größer sei die Unfähigkeit zum Textverständnis (o.c., 312).

Ein – wenigstens rudimentäres – Beispiel eines contentanalytischen Ansatzes zeigt ein Unterrichtsentwurf von GRIMMINGER et al. (1972), der eine sehr interessante Variante einer Text-Paraphrase enthält. Es geht den Autoren im Rahmen einer 'subjektbezogenen Literaturwissenschaft' um die Leseranalyse als Selbstanalyse, d.h. um die Einsicht von Schülern/Studenten in ihre Bedeutung als Leser durch eine Leseranalyse. Dazu sollten sich Studenten in einer Kleingruppe auf eine bestimmte Art des Vorlesens eines literarischen Textes (G.B. Fuchs: Geschichte von der Ansprache) einigen und dieses Vorlesen dann auf Band aufzeichnen; die verschiedenen Möglichkeiten des Lesens sind hier als Indikatoren verschiedener Verstehensmöglichkeiten angesetzt, also als eine Art Paraphrase der Textkonkretisation auf Ausdrucksebene – eine interessante und durchaus weiter verfolgenswerte Art der Konkretisationserhebung. Die aufgenommenen Textvorträge wurden dann im Seminarplenum abgespielt und anhand des so gesammelten Materials verschiedene Dimensionen und Variablen unterschieden: diese Variablen stellen durchaus die Grundstruktur einer Contentanalyse (für diese spezifischen Paraphrasen) dar. Es ergaben sich folgende Dimensionen und polare Variablen (GRIMMINGER et al. 1972, 117f.):

„Auffassung des Textes als	'Geschichte'	'Ansprache'
Vortragsstil	konstatieren	proklamieren
reproduziert wird	ein fiktiv-literarischer Text (=Erzählung, Kurzgeschichte)	Realität
der Leser verhält sich	distanziert neutral	emotional beteiligt

der Sprecher übernimmt	Erzählerrolle (oder Autorenrolle)	inhaltliches Rollenspiel (Sprecher der 'Ansprache')
der Sprecher vermittelt als Haltung	Resignation	Aggression
er verhält sich insgesamt dem Text gegenüber	'objektiv'	'subjektiv' "

Diese Variablen müßten natürlich gegebenenfalls noch konkreter operationalisiert werden, um – bei Verwendung als Forschungsinstrument – die notwendige Eindeutigkeit und Klarheit aufzuweisen; daß die Dimensionen und Kategorien hier nicht wie oben bei der Methodendiskussion gefordert, theoriegeleitet vorab in Form von Hypothesen expliziert, sondern quasi induktionistisch aus dem Material herausgeholt wurden, leitet sich aus dem didaktischen Impetus des Ansatzes her: es soll ja Selbsteinsicht erreicht werden und die 'induktive' Verfahrensweise ist hier als eine didaktische Strategie des sog. 'Entdeckungslernens' (vgl. NEBER 1973) völlig legitim. Die Verwendung eines solchen Ansatzes innerhalb einer Forschungsperspektive müßte eben eine methodische Ausarbeitung entsprechend der (oben) genannten Kriterien leisten.

III. 4. Die Festlegung relevanter Textstellen

Will man indirektere Verfahren zur Konkretisationserhebung als die Paraphrase anwenden, so ergibt sich ein vorgeordnetes Problem. Da diese Verfahren stärker instrumentalisiert sind, muß man einen Teil der Entscheidungen, die bei der Paraphrase durch die Spontaneität und eigenständige Aktivität des Lesers fallen, vorab von seiten des Wissenschaftlers durchführen. Dazu gehört vor allem die Festlegung, von welchen Textstellen die Rezeption vermutlich ausgeht, an welchen Stellen sich die rezipierende Bedeutungskonstitution am zentralsten kristallisiert etc.; auf diese Stellen müssen sich dann die Erhebungsverfahren aus ökonomischen Gründen konzentrieren – es sei denn man nimmt so kurze literarische Texte, daß man alle einzelnen Textelemente in ihrer Relevanz für die Rezeption untersuchen kann (wie es BAUER et al. 1972 mit der Untersuchung des Gedichts 'Fadensonnen' von Celan getan haben; s. nächsten Abschnitt). Daß es bei größeren Textstellen legitim ist, 'strukturell wichtige Stellen' (z.B. für die Thematik des Textes) herauszugreifen und die Bedeutungskonstituierung des Lesers für sie als pars pro toto zu untersuchen, ist bei den Vertretern einer empirischen literaturwissenschaftlichen Methodik allgemeine Übereinkunft (vgl. SCHMIDT 1975, 104) und entspricht auch der Konzeption ISERs von der Leerstelle und dem Akt des Lesens (1976).

Die Festlegung solcher für die Bedeutungskonstitution zentral relevanten Textstellen kann nun auf zwei Weisen erfolgen: einmal kann der *Wissenschaftler seine eigene Rezeption als Heuristik verwenden* (das ist immer zulässig – solange

er nur nicht seine individuelle Rezeption als wahrheitsfundierende Überprüfung einführen will); d.b. er legt aus seiner subjektiven Rezeption heraus fest, welche Textstellen ihm (für den jeweiligen Untersuchungsgegenstand, die Fragerichtung) als zentrale erscheinen. Er geht dabei also sozusagen von einem 'Text für mich' aus (wie es als Beispiel die Untersuchung von FAULSTICH 1976 unten, die mit der Methodik der 'cloze-procedure' arbeitet, zeigen wird). Dies Verfahren ist sicherlich nicht illegitim, denn die Erhebung der Rezeptionsdaten kann die heuristisch vorausgesetzte Relevanz bestimmter Textstellen ja immer noch falsifizieren. Andererseits steht eine solche Festlegung von seiten des Forschers natürlich in der Gefahr, aus der eigenen vereindeutigenden Konkretisation heraus Textstellen, die für andere Rezipienten relevant wären, zu übersehen; d.h. die Amplitude der möglichen Bedeutungskonstituierungen kann sich auch schon als Amplitude in der Gewichtung unterschiedlicher Textstellen (für die Thematik, Textsemantik etc.) manifestieren. In einem solchen Fall ist eine empirische Erhebung der Relevanz von Textstellen vorzuziehen und sinnvoll. Dabei sollte man allerdings berücksichtigen, daß eine entsprechende empirische Erhebung vermutlich nur bei literarischen Werken mit relativ hohen Ausprägungsgraden auf dem Polyfunktionalitäts-Faktor unbedingt nötig ist; für geringe und z.T. auch mittlere Ausprägungsgrade wird eine heuristisch geleistete Festlegung von seiten des forschenden Wissenschaftlers ausreichen. Da auch eine empirische Literaturwissenschaft nicht Methodenanwendung als Selbstzweck betreiben sollte, wird sich die Entscheidung zwischen empirischer und heuristischer Festlegung im konkreten Fall auf eine möglichst begründete Abwägung zwischen Ökonomie- und Validitätsgesichtspunkten stützen.

Die empirische Feststellung relevanter Textstellen ist bisher vor allem durch RIFFATERRE in seinem Konzept einer rezeptionsorientierten 'strukturalen Stilistik' (1973) thematisiert worden (vgl. FREY 1970, 29ff.). Er begründet im Hinblick auf stilistische Phänomene und deren Analyse eine kommunikationstheoretische, rezipientenorientierte Konzeption (vgl. o. III.1. die Konsequenzen von POSNER 1972); sein Entwurf geht (ganz parallel zum generellen kommunikationstheoretischen Textbegriff) davon aus, daß Stilmittel (sog. 'stilistic devices') auf den Leser hin konzipiert sind und 'eigentlich erst dann existent werden, wenn sie vom Leser wahrgenommen werden' (FREY 1970, 35). Konsequent versucht er, die Existenz von Stilmittel in einem Text (u.a.) durch 'Zwischenschalten des Lesers' innerhalb seiner Analyse zu sichern: „Daraus folgt, daß die Stilforschung *Informanten* heranziehen muß" (RIFFATERRE 1975, 173). Er versucht auf diese Weise die subjektiv-idealistischen Fehler der bisherigen Stilanalytiker zu vermeiden, die 'im allgemeinen die eigenen Wertungen mit den stilistischen Fakten verwechselt haben' (RIFFATERRE 1975, 174). Wichtig ist in diesem Zusammenhang, daß er ganz parallel auch die inhaltlichen Wertungen etc. der Rezipienten nicht berücksichtigen will, sondern nur das Erfolgen oder Nicht-Erfolgen einer Rezipientenreaktion (egal welcher) auf ein Textelement als Indikator für das Vorliegen eines Stilmittels verbucht

(o.c., 175) – dies ist die hier thematische Frage nach der Existenz einer relevanten Textstelle (zunächst einmal unabhängig von ihrer – inhaltlichen – Bedeutung). Weniger wichtig, da spezifisch für die Stilanalyse, ist für uns, daß er die Validität des Indikators 'Rezipientenreaktion' durch Kombination mit anderen Indikatoren wie dem 'Kontrast zum Kontext' und 'Konvergenz verschiedener Stilmittelkategorien' abzusichern versucht (FREY 1970, 40ff.). FREY hat (1970) dieses Konzept der Erfassung der Leserreaktion in einer systematischen empirischen Untersuchung durchzuführen und dabei zu überprüfen versucht; er hat dazu 10 Beschreibungen von 'Wetter und Himmel' aus deutschsprachigen Erzählungen/Romanen (bzw. Übersetzungen) vorgegeben und zunächst einfach von Vpn die 'irgendwie auffallenden Textstellen' unterstreichen lassen. (Die übrigen Teile seiner Untersuchung wie Erfragen des Gefallens der Textabschnitte, inhaltliche Erfragung von Stilmitteln, Daten zu Lesercharakteristika etc. vernachlässige ich hier zunächst einmal; s. weiterführende Aspekte u. IV.2.) Versuchspersonen waren Studenten der deutschen Sprache (in Amerika), bilingual aufgewachsene Studierende und 'native speakers' (mindestens 17 Jahre Leben in Deutschland); die Daten basieren auf den Protokollen von 55 Vpn. Ich gebe im folgenden die Ergebnisse für das erste Textbeispiel wieder:
(Text vgl. FREY 1970, 73):

I.

In der Morgendämmerung war ein Gewitter niedergegangen und hatte die Nacht mit weissen Fackeln und dröhnenden Posaunen verabschiedet. Nun sprühte das Sonnenlicht über die alte Weide und sprang in grünen Wellen an den Hängezweigen nieder. Der erste volle Tag des Neugeborenen hatte mit Pracht und Glanz begonnen.

Die Übereinstimmung der Vpn hinsichtlich des Vorliegens eines Stilmittels veranschaulicht FREY durch die Breite eines schwarzen Bandes unter den einzelnen Worten (Abb. 7 zeigt die Übereinstimmung der Unterstreichungen für Text I. in der Gruppe der 'native speakers', siehe S. 95).

Die Abbildung zeigt anschaulich, daß es eine relativ große Übereinstimmung der Vpn hinsichtlich der Existenz von Stilmitteln gibt (die Abweichungvon der Normalverteilung wird – über die gesamten 10 Texte hinweg – von FREY ebenfalls graphisch dargestellt: 1970, 133); in der Stichprobe I.gibt es 5 Worte, bei denen sich die Vpn 100prozentig einig sind: 'Fackeln', 'Posaunen', 'verabschiedet', 'sprühte'. Daß es keine völlige Übereinstimmung gibt, wird von FREY (zu Recht, wie ich meine) nicht als Nachteil gewertet, sondern als Vorteil, der es gestattet, auf die Wirksamkeit eines Stilmittels zurückzuschließen. Dabei

I.

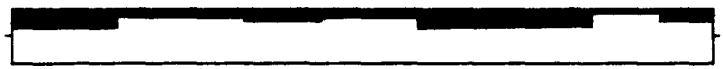
In der Morgendämmerung war ein Gewitter niedergegangen[1] und

hatte die Nacht[2] mit weißen[3] Fackeln und dröhnenden[4] Posaunen[5]

verabschiedet.[2] Nun sprühte[6] das Sonnenlicht über die alte

Weide und sprang[7] in grünen Wellen[8] an den Hängezweigen[9]

nieder. Der erste volle Tag des Neugeborenen hatte mit



Pracht und Glanz[10] begonnen.

Abb. 7.: Übereinstimmung der Unterstreichungen der Gruppe 'native speakers' bei Text I. nach FREY (1970, 112)

gilt ihm das Maß der Übereinstimmung als quantitativer Indikator für die Wirksamkeit des Stilmittels (d.h. 'als Maß für den Kontrast, den dieses Stilmittel zum Kontext bildet'; o.c., 134). Über alle 10 Textstichproben ergibt sich dabei für die insgesamt 126 Stilmittel, die FREY selbst vorab aufgestellt hatte, folgende Übereinstimmung zwischen den Vpn: 100 % von Vpn stimm-

ten in der Unterstreichung von 60 Stilmitteln (48 %) überein; wenn man das Anspruchsniveau der Übereinstimmung verringert, erhöht sich die Anzahl der damit als relevant anzusehenden Stilmittel/Textstellen folgenderweise: bei nur 80 % der Vpn: 89 Textstellen (71 % der Stilmittel); 60 % Übereinstimmung: 112 Textstellen (89 %); 50 % Übereinstimmung: 115 Textstellen (91 %); 40 % Übereinstimmung: 120 Textstellen (95 %) 20 % Übereinstimmung: alle 126 Textstellen (100 %). Wie man sieht, werden von etwas weniger als 80 % der Vpn übereinstimmend etwa 90 % der bei größtem Differenzierungsaufwand feststellbaren relevanten Textstellen unterstrichen. Das weist in der Tat darauf hin, daß mit dem angewandten Unterstreichungsverfahren die relevanten Textstellen in ausreichendem Umfang festgestellt werden können.

Um die Ergiebigkeit der Methode speziell für die Stilanalyse zu verdeutlichen, seien noch kurz zwei der (inhaltlichen) Ergebnisse von FREY (1970) angeführt: die 60 Stilmittel, die in den Wetterbeschreibungen von 100 % der Vpn identifiziert wurden, verteilen sich auf 18 inhaltliche Kategorien: „Metapher (17), 'mot juste' (9), Klischee (7), unerwarteter Ausdruck (6), starker, extremer Ausdruck (6), Vergleich (4), Detail (4), Lautwiederholung (2), Metonymie (1), Umgangssprache (1), Kanzleideutsch (1), Asyndeton (1), Paradox (1), Paronomasie (1)" (o.c., 141). FREY hat das Verfahren dann in seiner eigentlichen Hauptuntersuchung auch zur Analyse des 'Hungerkünstlers' von Kafka eingesetzt. Dabei ergeben sich für die einzelnen Abschnitte der Erzählung verschiedene Stilmittel, die quantitativ dominieren und damit das stilistische Gesicht der einzelnen Abschnitte prägen: im dritten Abschnitt z.B., in dem inhaltlich der Hungerkünstler als „Märtyrer, als Opfer eines sensationslüsternen Publikums" (o.c., 196) dargestellt wird, dominiert das Stilmittel der wörtlichen Wiederholung (o.c., 273: insbesondere in dem 'beinahe schwatzhaften Wiederholen von Fakten über die Unbefriedigtheit des Hungerkünstlers und die Leichtigkeit des Hungerns'). Insgesamt ist die Erzählung durch folgende zwölf Stilmerkmale charakterisiert – in der Reihenfolge ihrer Häufigkeit: „wörtliche Wiederholung, unerwarteter Ausdruck, Kanzleideutsch, 'mot juste', starker Ausdruck, Metapher, Hyperbel, Parenthese, idiomatische Redewendung, Antithese, direkte Rede, starke Betonung" (o.c., 279).

Die Ergebnisse zeigen, daß man relevante Textstellen relativ sicher durch empirische Erhebung feststellen kann. Dabei ist wichtig, daß entsprechend der hier thematischen Fragestellung natürlich eine Verfahrensweise wie das Unterstreichen noch nichts über die Rezeption (Bedeutungskonstitution, hier z.B. Bewertung der Stilmittel) etc. aussagt: die Übereinstimmung über die signifikanten Stellen bedeutet nicht Übereinstimmung in der Rezeption (FREY 1970, 344). Eine absolute Übereinstimmung ist gerade bei Werken mit stärkeren Ausprägungen des Polyfunktionalitäts-Faktors nicht zu erwarten; man muß daher, wie in der empirischen Sozialwissenschaft schon entwickelt, sog. *Schwellenwerte (ausreichender Übereinstimmung) festlegen, von denen ab man eine bedeutsame Relevanz der entsprechenden Textstelle annimmt.* Beim oben berichteten Beispiel von FREY würde z.B. das in der Psychologie übliche Schwellenkriterium von 75 % zu einer Festlegung von ca. 113 Textstellen als relevanter Stilmittel führen, das wären ca. 90% aller bei höchstem Differenzierungsgrad entdeckbaren Textstellen. Ein solcher Prozentsatz von zu berücksichtigenden Textstellen wäre sicherlich völlig ausreichend, besonders wenn man bei

der weiteren Erforschung der sich an diesen Stellen kristallisierenden Bedeutungskonstitution/Textrezeption nicht völlig unökonomisch verfahren will.

Aber auch die Festlegung des Schwellenwerts ist natürlich nicht rein mechanisch, sondern möglichst theoriegeleitet durchzuführen: es kann durchaus sein, daß man bei literarischen Werken mit sehr hohen Ausprägungsgraden auf dem 'Spielraum'-Faktor und entsprechend zu erwartender Polyvalenz für den Leser auch den notwendigen Übereinstimmungsprozentsatz, von dem ab eine Textstelle als relevant für die Bedeutungskonstitution anzusehen ist, erheblich herabsetzt. Auch bedeutet die empirische Erhebung nicht notgedrungen, daß man zur Überwindung der subjektiven Heuristik des Wissenschaftlers, der nur auf seine eigene Rezeption rekurriert, nun völlig ohne Gewichtung beliebige Rezipienten nehmen *muß*. Auch hier sind theoriegeleitete Entscheidungen, Einschränkungen etc. möglich, legitim und anzustreben; RIFFATERRE bevorzugt z.B. 'gebildete Informanten', „die instinktiv den Text als Vorwand benutzen, um ihr Wissen zu zeigen" (1975, 173): dies ist, wie die Ergebnisse FREYs hinsichtlich der Bewertung der Stilproben zeigen (vgl. dazu u. IV.2.), im Fall der Stilistik durchaus berechtigt. Es muß aber natürlich nicht immer legitim sein; es können auch ganz andere Rezipientengruppen bevorzugt herangezogen werden (z.B. bei sog. 'Trivialliteratur'). Das hängt immer von der theoretischen Fragerichtung ab, d.h. hier gelten die gleichen Richtlinien wie bei der Auswahl und Gewichtung von Vpn in bezug auf die Differenzierung oder Generalisierung der Bedeutungskonstitution (vgl. dazu u. IV.). Damit deutet sich auch schon die wichtigste Beschränkung der berichteten Ergebnisse für die hier thematische Fragestellung an: sie weisen zwar die relativ einfache Feststellbarkeit von relevanten Textstellen nach, aber eben nur am Beispiel und damit für den Bereich der Stilistik; streng genommen darf die Geltung dieser Ergebnisse nicht über diesen Bereich hinaus verallgemeinert werden. Doch weisen die im Rahmen der Untersuchung von BAUER et al. (1972; vgl. nächsten Abschnitt) herausgekommenen Übereinstimmungen hinsichtlich bedeutungskonstitutiver Kristallisationspunkte (eines extrem kurzen Textes, Gedichts) darauf hin, daß man auch für den i.e.S. textsemantischen Bereich von einer solchen nicht übermäßig problematischen Feststellbarkeit relevanter Textstellen ausgehen kann; allerdings wird man auf die Dauer eventuell eine komplexere Erhebungsmethodik entwickeln müssen, als es das recht einfache Unterstreichen darstellt.

III. 5. Freie Assoziation und semantisches Differential

Geht man von einem Begriff der Bedeutung als Assoziation aus (vgl. HÖRMANN 1967, 141ff.), dann bieten sich zur Feststellung der Bedeutungskonstitution (sprachpsychologische) Verfahren der Assoziationserhebung an: besonders die Methode des freien Assoziierens und des semantischen Differentials (vgl. GROE-

BEN 1972a, 185ff.). Der assoziative Bedeutungsbegriff kommt dem rezeptionsästhetischen Textverständnis vor allem im Hinblick auf die assoziative Aura und 'Aufladung' entgegen, die durch den Polyfunktionalitäts-Faktor zustande kommt: eingeschliffene Bedeutungsassoziationen werden aufgebrochen und durch die Einbettung der einzelnen Worte, Textelemente etc. in neue, ungewohnte kontextuelle semantische Zusammenhänge werden neue und breiter variierende Assoziationen hervorgerufen. Bei der *freien Assoziation* ist, ähnlich wie bei der Paraphrase, *die Spontaneität des Rezipienten relativ groß und der unmittelbare instrumentelle Aufwand des Forschers sehr gering;* letzterer ist dann allerdings bei der Aufarbeitung der freien Assoziationen notwendig (vgl. GROEBEN 1972a, 185). Das semantische Differential dagegen schränkt die Spontaneität des Rezipienten durch größere Instrumentalität ein: es wird der Vp eine Standardstichprobe möglicher assoziativer Antworten vorgelegt, und zwar in Form polarer Adjektive (deswegen hat HOFSTÄTTER dieses Verfahren bei der Einführung in Deutschland 'Polaritätenprofil' genannt: 1957). Damit stellt das semantische Differential „eine Kombination von kontrollierter Assoziation und Skalierung dar" (HÖRMANN 1967, 200). Entsprechend der durch das Instrument bedingten partiellen Festlegung der Vp in ihren Antwortmöglichkeiten ist dann allerdings die Aufarbeitung der Daten ökonomischer (im Sinn von durch Programme der Elektronischen Daten-Verarbeitung (EDV) technisierbar).

Die Methoden der freien Assoziation und des semantischen Differentials sind in einer sehr differenzierten Untersuchung von BAUER et al. (1972) bei der Rezeptionsanalyse des Gedichts 'Fadensonnen' von P. Celan eingesetzt worden. Sie setzen dabei Rezeptionsanalyse mit 'Wirkungsanalyse' im Sinne des 'Einwirkens' von Texten gleich (o.c., 5) und versuchen dadurch, die Aktivierung des Lesers (als 'Wirkung' des Textes, Textformulars) herauszustellen. Ich werde davon abweichend (auch in der Darstellung ihrer Ergebnisse) den Terminus 'Wirkung' für das vorbehalten, was BAUER et al. im Gegensatz zum Einwirken des Textes seine (mehr 'abgeschlossene') „Auswirkung" bezeichnen (o.c., ebda; vgl. u. Kap. V.). Außerdem wollen sie den Einsatz solcher empirischer Verfahren explizit auf stark 'multivalente' Texte beschränkt wissen (o.c., V, 6, 11f.). Es ist dies die aktive Manifestation der These einer speziellen Ästhetik, die zwar konsequent den Weg in die Empirisierung geht, aber diesen Weg auf Werke dieser auch historisch spezifischen Ästhetik der Polyfunktionalität/Polyvalenz beschränkt. Entsprechend der im Kap. II gegebenen systematischen Rechtfertigung des rezeptionsästhetischen Textbegriffs folge ich dieser Auffassung nicht und bespreche hier die Analyse von BAUER et al. als generelles Beispiel für die empirische Erhebung von Konkretisation/Rezeption literarischer Werke.

Die Vpn der Untersuchung waren Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen der Universität Freiburg (von Psychologen über Juristen, Mathematikern bis zu Musikwissenschaftlern – keine Germanisten) und Schüler unterschiedlicher Altersgruppen (von Sexta bis Oberprima; außerdem zwei Gewerbeschulklassen).

Obwohl der literarische Text extrem kurz ist (13 'Inhalts'-Worte; Terminologie nach EPSTEIN 1962) haben BAUER et al. die wichtigsten Stellen, an denen die individuelle, subjektive Konkretisation ansetzt, durch zwei Fragen innerhalb ihres Erhebungs-Fragebogens festgestellt, und zwar Fragen nach der Wichtigkeit sowie Schwerverständlichkeit (o.c., 47):

	bei der 'Wichtigkeit' war eine Rangreihe zu bilden, bei der 'Schwerverständlichkeit' anzukreuzen:			
Fadensonnen	1 Fadensonnen	_	8 Lichtton	_
über der grauschwarzen Ödnis.	2 über	_	9 noch	_
Ein baum-	3 grauschwarzen	_	10 Lieder	_
hoher Gedanke	4 Ödnis	_	11 zu singen	_
greift sich den Lichtton: es sind	5 baum/hoher	_	12 jenseits	_
noch Lieder zu singen jenseits	6 Gedanke	_	13 Menschen	_
der Menschen	7 greift sich	_		

Die Antworten durch die Vpn zeigen, daß die Metaphern – wie theoretisch zu erwarten – eine zentrale Rolle spielen (sowohl von der Auffälligkeit wie von der Schwerverständlichkeit her – die Ergebnisse zur Wichtigkeit werden nicht mitgeteilt); die Worte, die als 'schwerverständlich' bezeichnet wurden, sind (o.c., 78):

Fadensonnen	401 Vpn	(60,3 %)
Lichtton	340 Vpn	(51,1 %)
baum/hoher	152 Vpn	(22,9 %)
jenseits	101 Vpn	(15,2 %)

Entsprechend wurden die freien Assoziationen vor allem zu diesen Metaphern erhoben.

Dabei lassen sich die von den Rezipienten gegebenen Assoziationen einzelnen Metaphernteilen zuordnen: „– Assoziationen zum *Metaphernteil 1* (MT_1 z.B. Licht); – Assoziationen zum *Vermittlungsbereich* (VM z.B. Lichtton); – Assoziationen zum *Metaphernteil 2* (MT_2 z.B. Ton)" (o.c., 133). BAUER et al. schematisieren dabei die Assoziationsräume in drei Stufen: 'I unreflektierte Stufe (Synonym, Paraphrase, Bildvorstellung); II analytische Stufe – Decodierung – (exteriore Komponenten, konnotative Weiterführung); III Verarbeitung – Encodierung – (allgemeine Weiterführung, Konnotationen im abstrakten Bereich)' (o.c., 129). Als Beispiel für die Ergebnisse sei hier die Zusammenstellung zum Assoziationsraum von 'Fadensonnen' (o.c., 135ff.) komprimiert (stichwortartig) wiedergegeben: das allgemeine Schema des Assoziationsraums wird voll abgedeckt (mit einem zusätzlichen Schwerpunkt von Lautassoziationen); häufigste assoziative Reaktion: Sonnenstrahlen, Sonnenfäden; glei-

che Verteilung der Assoziationen auf die Metaphernteile *Faden* und *Sonne;* starker Anteil konnotativer Weiterführungen beim Teil Sonne, wobei die Assoziationen in den Kategorien Wärme (z.B. warm, kalt, frösteln, brennend), Qualität (z.B. verhangen, verschwommen, verschleiert) und Intensität (z.B. stark, schwach, dünn, matt, bleich) ausgepräge negative Tendenzen zeigen; beim Metaphernteil *Faden* weniger konnotative Weiterführungen, dafür Assoziationen aus dem Alltagsbereich (z.B. Naturbereich: Schlangen, Krake, Regenwürmer); besonders häufig Anknüpfungen an den Begriff *'fadenscheinig'* (schadhaft, vordergründig, leicht durchschaubar); im Vermittlungsbereich vor allem Bildvorstellungen mit Akzentuierung der Form (Lichtpunkte, sternförmig etc.), des alltäglichen Erfahrungsbereichs (Sonnenstrahlen durch Wolken/Dunst/Nebel/Baumgeäst) und der Konsistenz (zerrissen, bündelweise, dünn); insgesamt ist der Komplex der Bildvorstellung auch gerade im Vergleich zu anderen Gedichtmetaphern, hier besonders relevant: „Nur zu *Fadensonnen* finden sich eine große Anzahl von Assoziationen, die eine Bildvorstellung enthalten. Die Skala der Assoziationen reicht von einfacher Umsetzung der Metapher in eine visuelle Vorstellung (Sonne, wie ein Faden) bis zu affektiv geladenen Vorstellungen (verzerrte Sonnen, trübes Zwielicht, Sonne, Licht: vernichtende Gewalt einer Atomexplosion)." (o.c., 138). Dieses Ergebnis ist (im Bereich der von BAUER et al. so genannten mikrosemantischen Analyse) ein Hinweis auf unterschiedliche Rezeptionsversionen des Gedichts, die sich im makrosemantischen Bereich herausarbeiten lassen (s. dazu u. IV.4. u. 7.).

Die Erhebung der freien Assoziation zu zentralen Textstellen ist also, wie schon dies eine Beispiel zeigt, überaus fruchtbar und ergiebig. Dabei ist die abstrahierende Aufarbeitung, die BAUER et al. leisten, natürlich nur *eine* Form der Auswertung. Man kann sicherlich (wie überall in der Untersuchung) an der einen oder anderen Stelle der Aufarbeitung Kritik üben: z.B. ist es nicht einsichtig, wieso man auf der 'mikrosemantischen' Ebene bei der Stufe I der Assoziationen von 'unreflektierter *Text*produktion' (kursiv: N.G.) und 'Paraphrase' sprechen kann, wenn es sich nur um Wortwiederholungen handelt. Doch ist das völlig peripher gegenüber der gelungenen Verdeutlichung einer Verarbeitungsmöglichkeit von freien Assoziations-Daten. Allerdings sollte man sich durch dieses Beispiel in der Entwicklung anderer Aufarbeitungsmodelle, je nach der speziellen Fragestellung der Untersuchung nicht einschränken lassen: so kann man z.B. beim Vergleich verschiedener Gedichte die Streubreite der Assoziationen (quantitativ faßbar durch den sog. Diversifikationsquotienten, vgl. HERRMANN & STÄCKER 1969) als Maß für den durch den Text ausgelösten Aktivitätsgrad der Rezipienten nehmen usw.

Die drei zentralen Metapher-Konzepte des Gedichts 'Fadensonnen' sind von BAUER et al. auch mit dem Verfahren des semantischen Differential untersucht worden (vgl. zusammenfassend zur Methode SNIDER & OSGOOD 1969; BERGLER 1975a). Dabei werden Begriffe (semantische Konzepte in OSGOODs Terminologie) auf bipolaren Adjektiv-Skalen (vgl. Abb. 8) eingeschätzt, indem die Vp „durch Zahlenwerte die Nähe zu einem der Pole ausdrückt" (BAUER et al. 1972, 143). Es gibt ein von OSGOOD und Mitarbeitern entwickeltes *Standarddifferential,* dessen Adjektivskalen die als allgemeine Dimensionen des semantischen Raums mit Hilfe des Differentials in vielen Untersuchungen erhaltenen Faktoren: Erregung – Potenz – Valenz (vgl. OSGOOD 1969; ERTEL 1972) abdecken. Diese sehr allgemein gehal-

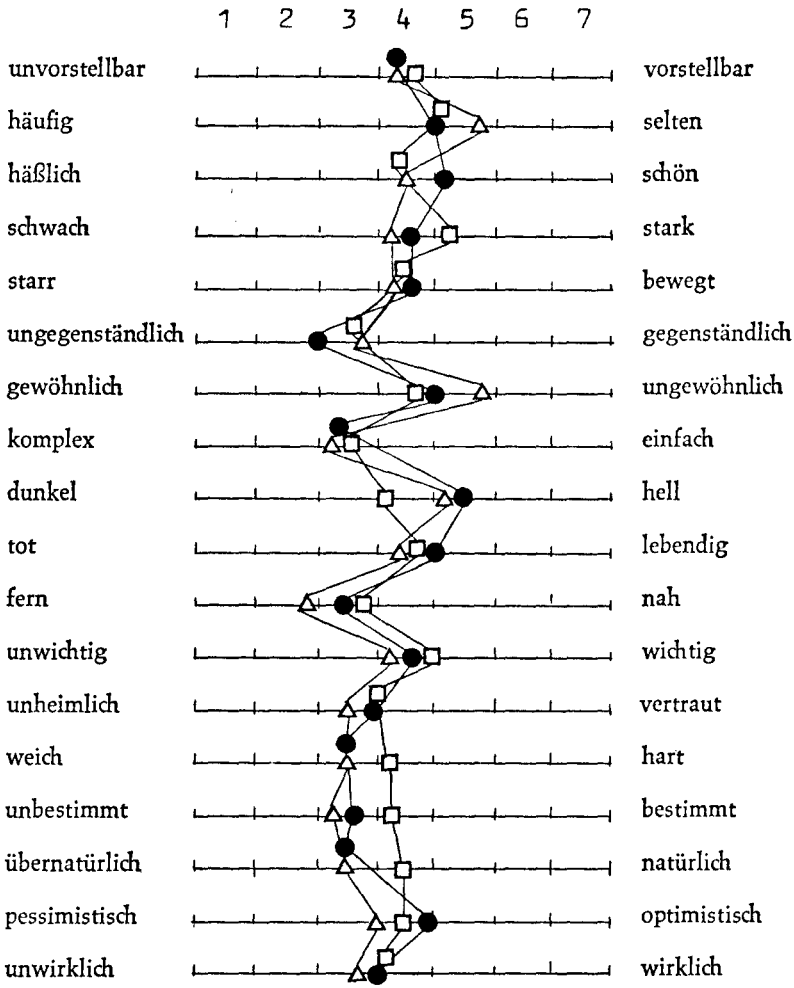
tenen Polaritäten (wie hart – weich, groß – klein etc.) haben allerdings für *spezifische Konzepte* z.T. nur sehr metaphorische Aussagekraft; in Vorversuchen zeigte sich für BAUER et al., daß gerade solche Adjektivskalen von den Vpn als den Gedichtmetaphern unangemessen und zu undifferenziert beurteilt wurden, was eine direkte oder indirekte Ablehnung (durch Ankreuzen des mittleren 'weder-noch' bzw. 'sowohl-als-auch'-Werts) zur Folge hatte. Die Autoren haben daher eine Anzahl von Adjektivpolaritäten, die für die Gedichtmetaphern einen direkteren, spezifischen Assoziationswert hatten, neu eingefügt und dafür andere unspezifischere herausgenommen; dabei war das Ziel, daß alle Adjektivskalen für die drei Metaphern vergleichbar gut paßten (o.c., 38ff.). Die nach mehreren Korrekturdurchgängen ('Itemanalyse' in empirisch-methodologischer Nomenklatur) festgelegten 18 Skalenpaare sowie die Profile für die drei Metaphern Fadensonnen, Lichtton und baum/hoher Gedanke zeigt Abb. 8. (auf der folgenden Seite).

Die Grafik zeigt eine relativ große Ähnlichkeit der drei zentralen Gedichtmetaphern; die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Adjektivskalen (Korrelationen über die Vpn hinweg) lassen sich durch eine sog. Faktorenanalyse (vgl. ÜBERLA 1968) zu gemeinsamen Dimensionen zusammenfassen (Faktoren, auf denen die Adjektivpaare als Variablen 'laden'). Die Assoziationsräume der drei Metaphern lassen sich anhand der Skalierungsergebnisse (Abb. 8) auf drei Dimensionen reduzieren: „1. Aktivität-Bewertung *(Lichtton, Fadensonnen)* bzw. Aktivität-Potenz-Bewertung *(baumhoher Gedanke);* 2. Realität-Irrealität-Bewertung; 3. Exzeptionalität-Potenz *(Lichtton, baumhoher Gedanke)* bzw. Exzeptionalität *(Fadensonnen).*" (o.c., 152) Auch hinsichtlich der Ausprägungen der einzelnen Variablen/Adjektivpaare ergibt sich eine große Ähnlichkeit; diese wird durch eine Korrelation der Distanzen der 18 Polaritäten errechnet (BAUER et al. 1972, 154):

	Fadensonnen	Lichtton
Fadensonnen		
Lichtton	.826 (ss)	
baum/hoher Gedanke	.654 (ss)	.672 (ss)

BAUER et al. interpretieren dieses Ergebnis als starke Determination durch den Gesamteindruck des Gedichts, so „daß die Konfiguration jedes Konzepts vom Assoziationsmuster des Gedichts überlagert ist" (o.c., 154). Man kann als Alternativerklärung aber auch anführen, daß das semantische Differential und die faktorenanalytische Auswertung bereits von der Methode her implizit (und damit unhintergehbar) die Reduktion des Assoziationsraums auf möglichst wenig Dimensionen anstreben und nicht danach fragen, „wie viele Dimensionen an diesem Raum gerade noch unterschieden werden können" (HÖRMANN 1967, 204). Diese methodeninhärente (Reduktions-)Dynamik führt unvermeidbar auch zu einer Nivellierung potentieller Unterschiede zwischen Konzepten. Es ist daher m.E. nicht eindeutig zu entscheiden, ob die Ähnlichkeit der zentralen Metaphern im Gedicht 'Fadensonnen' mehr ein methodisches Artefakt oder in der Tat einen systematischen Effekt des Gesamtkontextes und -assoziationsraums darstellt.

Diese Kritik spricht allerdings nicht gegen eine Einsetzung des semantischen Differentials in Rezeptionsuntersuchungen, sondern vielmehr für einen kritischen, reflektierten Einsatz der einschlägigen Auswertungsverfahren. Diese (möglichen) Implikationen der Auswertungsmethodik sind bei BAUER et al.



Die graphischen Zeichen markieren jeweils den Mittelwert der Gesamtgruppe:
△ Fadensonnen
○ Lichtton
□ baumhoher Gedanke

Abb. 8.: Semantisches Differential der Konzepte 'Fadensonnen', 'Lichtton' und 'baumhoher Gedanke' (BAUER et al. 1972, 144)

nur sehr schlecht auszumachen, weil sie kaum Rohdaten mitteilen und ihre statistische Aufarbeitung dafür nicht ausreichend explizit angeben: so sind die Faktorenstrukturen inklusive ihrer Variablen-'ladungen' nur verbal beschreibend aufgeführt, Angaben darüber, welche Ähnlichkeitsmaße eingesetzt wurden (s.u. 'methodologische Nachbemerkung') fehlen und es ist auch nicht begründet, ob bzw. warum nicht andere, mehr auf die Differenzierung zwischen den Konzepten ausgerichtete Auswertverfahren angewendet wurden. Denn selbstverständlich ist diese Einsatzweise des semantischen Differentials nicht die einzige Möglichkeit innerhalb einer Rezeptionsforschungs-Perspektive: es lassen sich durchaus auch verschiedene Rezeptionen/Konkretisationen hinsichtlich ihrer Differenz durch das semantische Differential miteinander vergleichen (z.B. in Abhängigkeit von unterschiedlichen Versionen der Textvorgabe; ich werde ein solches Beispiel unter IV.4) besprechen. Noch wichtiger ist vielleicht der Vergleich von Interpretationskonzepten mit Rezeptionen zur Feststellung der (rezeptionsorientierten) Gültigkeit verschiedener Interpretationskonzepte (vgl. IV.6). Außerdem läßt sich das semantische Differential auch noch als Erhebungsmethode für die kognitiv-emotionale Komponente von Einstellungen einsetzen; in dieser Funktion wird es u.a. wichtig für die Feststellung von Vorerwartungen, Bewertungen etc. von Rezipienten, schlagwortartig also für die Erhebung des 'Erwartungshorizonts' (ein Beispiel für diese Verwendung wird unter V.2. besprochen). Außerdem darf man die Relevanz von Ergebnissen wie denen von BAUER et al. nicht unterschätzen: wenn sich die von ihnen festgestellte Kohärenz der Assoziationsräume durch Ergänzung mit anderen Verfahren in der Tat nicht als methodisches Artefakt herausstellt, sondern als durch die Kontextdetermination bedingt, dann ist eine solche Kohärenzfeststellung sicherlich ein bedeutsamer Indikator im Hinblick auf die ästhetische Wertung von literarischen (lyrischen Werken).

Das semantische Differential kann daher insgesamt als potentiell fruchtbares Instrument zur Rezeptionserhebung angesehen werden; der Hauptgrund für diese Brauchbarkeit liegt in dem vom semantischen Differential vorausgesetzten Bedeutungsbegriff. Denn wenn man der Unterscheidung von kognitiver und emotionaler Bedeutung (von OGDEN & RICHARDS 1923) folgt, in der 'kognitiv' mit referentiell gleichgesetzt wird, so ist das semantische Differential eindeutig mehr auf den 'emotionalen' Bedeutungsaspekt ausgerichtet (vgl. FUCHS 1975a, 53ff.); OSGOODs im semantischen Differential implizierter Bedeutungsbegriff akzentuiert weniger den lexikalisch-denotativen Kernbereich der Bedeutung bei einem Begriff oder Konzept, sondern mehr den 'Nebensinn und Gefühlswert eines Wortes' als 'subjektive Zutat zu einer Vorstellung, einem Begriff' etc. (FUCHS 1975a, 58): genau diese *'konnotative' Bedeutung* (vgl. HÖRMANN 1967, 357), die *durch das semantische Differential erhoben* wird, *kommt den am literari-*

schen Werk zu konstituierenden (fiktionalen) *Bedeutungsräumen optimal entgegen.* Insofern hat das semantische Differential sicherlich eine Zukunft als Verfahren zur Erhebung literarischer Konkretisationen/Rezeptionen; es ist allerdings auf einen theoriegeleiteten Einsatz zu achten und zu berücksichtigen, welche inhaltlichen Implikationen mit den zur weiteren Aufarbeitung nötigen statistischen Auswertungsverfahren verbunden sind.

Nachbemerkung zu methodologischen Problemen des Semantischen Differentials:

In der Darstellung oben ist ein methodologisches Problem (im Sinne von BAUER et al.) als gelöst vorausgesetzt worden, über das innerhalb der (sprach-)psychologischen Methodenlehre derzeit noch keine eindeutige Übereinstimmung herrscht. Es ist dies die Frage, ob man mit einem für alle Konzepte identischen, generell anzuwendenden Differential arbeiten oder für jeden Gegenstandsbereich, für jede Begriffsstichprobe etc. ein spezifisches Differential entwickeln soll. ERTEL (der mit dem semantischen Differential erfahrenste Forscher in Deutschland) vertritt dezidiert die Position, daß ein allgemeines, generelles Differential genügt, zumal mit ihm die 3 OSGOODschen Dimensionen der Bedeutung (Erregung-Potenz-Valenz, nach ERTEL 'Allgemeinqualitäten') in der weitaus meisten Zahl der empirischen Untersuchungen zu reproduzieren waren (ERTEL 1965); er entwickelt entsprechend ein solches universell anwendbares semantisches Differential, das aus 30 Adjektivskalen besteht. ZOBEL (1975) geht in seiner Untersuchung von Dramentext und Theateraufführungen mit dem semantischen Differential im Gegensatz zu BAUER et al. von eben dieser Universalitätsannahme aus und verwendet das von ERTEL entwickelte semantische Differential (um einige nicht-aussagekräftige Skalen reduziert; vgl. ZOBEL 1975, 46). Andere Forscher (so z.B. BERGLER und Mitarbeiter) nehmen die diametral entgegengesetzte Position ein, nämlich „daß es keine Repräsentativität einer Eigenschaftsliste gibt, die eine universelle, d.h. konzeptunabhängige Anwendung erlauben würde" (BERGLER 1975b, 23).

Daraus folgt konsequenterweise die Forderung nach 'Konzeptadäquatheit' des jeweiligen semantischen Differentials. Begründet wird diese Forderung u.a. mit dem Phänomen, daß 'bei relativ homogenen Konzepten eines spezifischen Bereichs bzw. einzelnen Konzepten wiederholt eine von der Erregung-Potenz-Valenz-Struktur abweichende Dimensionalität gefunden wurde' (FUCHS 1975b, 86). Das legt die Vermutung nahe, daß u.U. bisher nur deshalb so oft die genannte Dreidimensionalität reproduziert werden konnte, weil sie zirkulär als methodisches Artefakt im Instrument verankert ist, d.h. konkret in der Anwendung immer des gleichen semantischen Differentials (die gerade durch diese Reproduktion des Faktorenraums begründet wird; vgl. SCHÄFER & FUCHS 1975, 120). Ein m.E. nicht zu vernachlässigendes Argument ist auch die Erfahrung, daß Vpn bei nicht konzeptadäquaten Adjektivskalen sehr viel häufiger die Mitarbeit verweigern (vgl. o. und VIEHOFF 1976). Wenn man noch berücksichtigt, daß eine implizite Tendenz zur 'Generalität' der faktorenanalytischen Dimensionen des semantischen Raums vorliegt, die für Fragen der literarischen Rezeptionsforschung nicht unbedingt erwünscht ist, sprechen die angeführten Gründe m.E. eindeutig für eine 'Konzeptadäquatheit' des semantischen Differentials besonders bei der Verwendung innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft. Es ist aber zu betonen, daß dieses Problem noch nicht als endgültig entschieden gelten kann.

Wenn man der von mir vorgeschlagenen Konsequenz zustimmt, dann muß man eine möglichst optimale Sicherung dieses Ziels anstreben. SCHÄFER & FUCHS geben drei methodische Möglichkeiten dazu an (1975, 123f.): man kann die polaren Skalen hinsichtlich ihrer Konzeptadäquanz von Experten raten (einschätzen) lassen (wie es BAUER et al. getan haben); eine zweite Möglichkeit stellt die Adaption der sog. Repertory Grid Techni-

que dar: man läßt Dreiergruppen von Konzepten so strukturieren, daß zwei Konzepte als ähnlich einzustufen sind und angegeben wird, in welchem Merkmal sie sich vom dritten Konzept unterscheiden; auf diese Weise läßt sich 'das individuelle und konzeptspezifische Kategoriensystem am effektivsten anzapfen' (o.c., 124); etwas ökonomischer ist das Verfahren der 'kontrollierten singulären Assoziationen' (vgl. OSGOOD et al. 1957).

Ebenfalls relativ unterschiedliche Maße werden auch bei der Auswertung der Polaritätenprofile hinsichtlich der Ähnlichkeit der untersuchten Konzepte verwandt; hier geben DIEHL & SCHÄFER (1975) einen gedrängten Überblick über die bisher entwickelten Ähnlichkeitsmerkmalen und diskutieren deren Vor- und Nachteile.

III. 6. Einsetzverfahren: das Beispiel 'cloze procedure'

Bei der Konzipierung der Konkretisationserhebung und ihrer Funktion für eine empirische Literaturwissenschaft habe ich 1972 unter dem Aspekt der Leseraktivität als Antwort auf die 'Appellstruktur' von Texten die Methode der sog. cloze procedure favorisiert (GROEBEN 1972a, 186). Es handelt sich dabei um ein Einsetzverfahren (nach TAYLOR 1953; 1956), bei dem jeweils das fünfte Wort eines Textes ausgelassen wird, das der Rezipient (als Vp) einzusetzen hat; „bei Heranziehung mehrer Rezipienten wird dadurch für das ausgelassene Wort praktisch der assoziativ-rezeptive Bedeutungsraum konstituiert" (o.c., ebda.). Man kann im übrigen durch Verschiebung des Auslassungsbeginns (unter Beibehaltung des Fünferschritts) bei vollständiger Rotation sämtliche Worte erfassen und so praktisch einen Konkretisationstext erstellen (Beispiel dafür eine 'Konkretisationsfassung' des Gedichts 'Ein Uhr mittags' von Krolow in PIONTKOWSKI & GROEBEN 1970, das in GROEBEN 1972a, 186f. und SCHMIDT 1975, 118 zitiert ist). Meine Einschätzung dieses Verfahrens als bisher beste Methode zur Konkretisationserhebung gründet sich darauf, daß der Sprachkontext für den Rezipienten am besten bewahrt bleibt (vgl. o.c., 186ff.); allerdings habe ich gleichzeitig eingeräumt, daß 'die Aktivität der Vp bei der cloze procedure doch wohl die Reproduktionsaktivität bei der normalen Rezeption überschreitet'(GROEBEN 1972a, 187). Von diesem Aktivitätsausmaß geht auch SCHMIDT aus, wenn er diese Erhebungsmethode kritisiert und bestenfalls als geeignet zur „Ermittlung der Auftretenswahrscheinlichkeit bestimmter Ausdrücke" ansieht (1975, 119); für ihn bleibt ungeklärt, wie ein solches aktives Einsetzen von Worten in Richtung auf eine Konkretisation der Werkbedeutung verstanden werden kann: „Was mit diesem Material erreicht werden kann, ist so lange unklar, wie solche Experimente nicht im Rahmen literaturwissenschaftlicher Forschungsprogramme durchgeführt und interpretiert werden." (ebda.)

Diese Kritik ist berechtigt, und ich will, zumindest ansatzweise, skizzieren, wie man sich die Verwendung solcher 'Einsetzantworten' zur Feststellung einer rezipierten (subjektiven) Textbedeutung vorstellen kann. Dabei ist der *Prozeßaspekt des Verstehensvorgangs* besonders relevant: die optimale Be-

wahrung des Sprachkontextes bedeutet ja eine maximale Berücksichtigung der Links-Rechts-Determinationen bei der (Encodierung als) Decodierung von Sätzen, Texten. In Lücken eingesetzte Bedeutungseinheiten können also den Aufbau der rezipierten Bedeutung quasi im Zeitlupentempo deutlich werden lassen – ein Vorgang, den man in der Psychologie als 'Aktualgenese' bezeichnet (vgl. GRAUMANN 1959; d.i. also eine durch die Methode künstlich verlangsamte, entzerrte Entstehung einer 'Gestalt', hier Bedeutungsgestalt). Interessanterweise wird gerade diese Perspektive der 'Bedeutung als Ereignis' von FISH (1975) als zentrale Möglichkeit der literarischen Analyse expliziert und postuliert; er macht ein entsprechendes Procedere der Textanalyse u.a. an folgendem Beispielsatz deutlich:

„That Judas perished by hanging himself, there is no certainty in Scripture: though in one place it seems to affirm it, and by a doubtful word hath given occasion to translate it; yet in another place, in a more punctual description, it maketh it improbable and seems to overthrow it."

Die ereignishafte Bedeutung (und damit 'Strategie') dieses Textes ist nach FISH eine „fortschreitende Verunsicherung" (o.c., 197), die er (ich stelle sehr gedrängt dar) folgenderweise herausanalysiert – unter Rückgriff auf den eigenen Rezeptionsprozeß –: das 'That' wird verstanden als 'Kurzform von *'the fact that'* und führt zu einer Implikation dieses Faktums für den weiteren (vorgreifenden) Bedeutungsentwurf beim Rezipienten. Die Zahl der Entwurf-Alternativen (für die FISH drei anführt) reduziert sich auf eine Möglichkeit nach den Worten *'there is no'*: „An dieser Stelle kann der Leser ein einziges Wort erwarten und sogar voraussagen – *doubt* –; aber statt dessen findet er *certainty;* in diesem Augenblick wird der Status des Sachverhalts unsicher, der eben noch als Bezugspunkt gedient hatte. (Ist es nicht gelungene Ironie, daß das Auftreten des Wortes *Gewißheit* Gelegenheit zum Zweifel gibt, während das Wort *Zweifel* zur Gewißheit des Lesers beigetragen hätte)." (o.c., 197.)

Die weitere Analyse (der Rezeption) zeigt gleicherweise ein dauerndes In-der-Schwebe-Halten der Aussagemöglichkeiten: „Es gibt zwei Wortbereiche im Satz; der eine bietet das Versprechen der Klärung – *place, affirm, place, punctual, overthrow* – während der andere dies Versprechen stets enttäuscht – *though, doubtful, yet, improbable, seems;*" (o.c., 198). Die (inneren) Handlungen des 'Erwartens' und Voraussagens' sind genau jene Operationen, die bei der cloze procedure als reales Tun vom Rezipienten verlangt werden (vom 'covert' zum 'overt' behavior). Auch die (abstrahierende) Beschreibung des angezielten Analyseverfahrens (für das FISH noch weitere Beispiele gibt) weist diese Strukturparallelität zur Prozeß- und Kontextperspektive der cloze procedure auf: „Diese Methode besteht im wesentlichen darin, das Leseerlebnis zu verlangsamen, daß 'Ereignisse', die bei normaler Geschwindigkeit nicht bemerkt werden, die sich aber wirklich ereignen, unseren analytischen Bemühungen zugänglich werden. Es ist also, als ob eine Zeitlupenkamera mit automatischem Aufnahmestopp-Effekt unsere linguistischen Erfahrungen aufnähme und sie uns zur Betrachtung darböte. Natürlich gründet sich der Wert eines solchen Verfahrens auf der Vorstellung von *Bedeutung als Ereignis,* als etwas, das sich zwischen den Worten und dem Bewußtsein des Lesers zuträgt, das dem bloßen Auge unsichtbar ist, aber das sichtbar gemacht werden kann" (o.c., 201). In eben diesem Sinne sollte m.E. die cloze procedure als Methode zur Erhebung der rezipierten Textbedeutung optimal eingesetzt werden können; sie bietet dabei den Vorteil, diese aktualgenetische Analyse als intersubjektive Beobachtung (der Rezeption anderer Leser) zu leisten, während FISH differenziert seinen eigenen Rezeptionsprozeß betrachtet – ein Verfahren, das Schmidt (1975, 168) als 'explizite Lesart' bezeichnet; das ich aber wegen der impliziten Rezipient-Forscher-Konfundierung für Sonderfälle vorbehalten möchte (s.u. V.1).

Als Beispiel für eine empirische Rezeptionsanalyse mit Hilfe der Methode der cloze procedure, die dieser Vorstellung relativ am nächsten kommt, möchte ich eine Untersuchung von FAULSTICH (1976) anführen, die ein Gedicht von S. Crane zum Gegenstand hat; FAULSTICH hat aus seiner subjektiven Rezeption heraus ('das Gedicht für mich') die Leerstellen bestimmt (vgl.o. III.4), so daß relevante Bedeutungsteilmengen einzusetzen sind, ohne daß der Bedeutungskontext aufgehoben ist; das Gedicht und seine Leerstellenversion lauten:

I stood upon a high place,	I stood 1_____ a high 2_____
And saw, below, many devils,	And saw, 3_____, many devils,
Running, leaping,	4_____, leaping,
And carousing in sin.	And 5_____ in sin.
One looked up, grinning,	6_____ looked up, 7_____,
And said: „Comrade! Brother!"	And said: „8_____ _____!"

Durch diese 'cloze-Version' ist (trotz der Unterschreitung des 5-Worte-Abstandes) das Vorverständnis des Gedichts (von FAULSTICH, nämlich: 'Bild eines Gegensatzes und dessen Aufhebung') „nicht zerstört: Der Betrachter ('I') steht oben ('high') und ist den Vielen ('many') engegengesetzt; die Überbrückung dieses Gegensatzes ist zumindest nahegelegt ('looked up', 'And said')" (vgl. 1976, 85). Die empirische Untersuchung wurde in zwei Schritten vorgenommen: zunächst als Pilot-Studie in zwei Anglistik-Lehrveranstaltungen der Uni Tübingen, sodann als Repräsentativ-Befragung aller anglistischen/amerikanischen Literaturwissenschaftler der BRD (genauere Zahlenangaben vgl. FAULSTICH o.c., 86). Die Auswertung erfolgte so, daß aus den am häufigsten genannten Worten/Wortgruppen eine vollständige 'Ersetzungsversion' hergestellt wurde; dadurch ergeben sich für die Pilot-Studie zwei unterschiedliche Hauptversionen:

I stood on a high mountain	
And saw, below, many devils,	(dito)
Dancing, leaping,	
And living in sin.	
I looked up, sadly,	They looked up, laughing,
And said: „Go away!"	And said: „Join us!"

Bei der Hauptuntersuchung gab es nur eine Hauptversion, die praktisch mit der zweiten Hauptversion der Pilot-Studie identisch ist (mit dem einzigen Unterschied, daß in Zeile 4 statt 'living' das Wort 'wallowing' den höchsten Nennungsgrad erreichte).

In beiden 'Ersetzungsversionen' des Gedichts ist die „grammatische Oberflächenstruktur lückenlos erhalten geblieben" (o.c., 87). Inhaltlich allerdings liegt eine Veränderung vor; und zwar hinsichtlich der letzten zwei Zeilen: in der ersten Hauptversion „stellen die letzten zwei Zeilen das Gedicht auf den Kopf, indem die Perspektive vertauscht wird. An die Stelle des Teufels, der die gleiche Sündenhaftigkeit für den Betrachter unterstellt, rückt das lyrische Ich, das in einer Abwehrreaktion nach oben schaut und die Teufel von sich weist" (l.c.). In der zweiten Hauptversion wird die Perspektive zwar nicht vertauscht, dafür allerdings „die Gleichheit des Sündenzustands unterschlagen" und „das lokkende Moment akzentuiert" (l.c.). FAULSTICH nennt daher die erste Version eine Abwehr-Version und die zweite eine 'positive' (die durch eine distanziert-akzeptierte Einstellung zur Gedichtthematik charakterisiert ist; l.c.); beiden aber ist gemeinsam, daß der Gegensatz zwischen oben und unten (auch im religiös-moralischen Sinn) nicht aufgehoben, sondern gerade bekräftigt wird

(l.c.). Nun ist natürlich evident, daß beide Einsetzversionen nur die Bedeutungserwartung der Rezipienten (aus dem Gedichtkontext heraus) abbilden (ich würde diese nicht wie FAULSTICH als 'Erwartungshorizont' benennen, da mir dieser Begriff durch das JAUSSsche Konzept doch weiter und mit anderem Schwerpunkt gefaßt scheint); und die Bedeutungserwartung verfehlt beide Male (der häufigsten Einsetzversionen) die abschließende Bedeutungsgenerierung des Gedichts (qua subjektivem Interpretenverständnis von FAULSTICH bei Vorliegen des Gesamtgedichts): das Aufheben des Gegensatzes „in der Behauptung der Gleichheit des einen Betrachters auf der Höhe und der Vielen dort unten" (o.c., 85). FAULSTICH schließt daraus, „daß der *gesamte* Text den (befragten) Lesern" auch heute noch „etwas Unerwartetes, etwas 'Neues' zu sagen imstande ist" (o.c., 92).

Die Rezeption als Konstituierung der Bedeutung eines vorliegenden Textes kann nun, da ist FAULSTICH unbedingt recht zu geben, natürlich nicht mit Hilfe einer solchen cloze-Version als Ausfüllung zentraler Text-Leerstellen erfaßt werden; dazu wäre eben die Berücksichtigung der Reaktion auf gelesene Sinneinheiten nötig. In der vorliegenden Form können die ausgefüllten cloze-Versionen nur die Folie der Bedeutungserwartung des Rezipienten aus dem Kontext heraus ergeben, die allerdings notwendige Grundlage für die davon abzuhebenden Bedeutungsrezeptionen der textuellen Sinneinheiten sind. Der Rückgriff auf die Prozeßcharakterisierung der Rezeptionsanalyse bei FISH ermöglicht hier eine erweiternde Differenzierung der Erhebungsmethodik: man kann den von FISH beschriebenen Vergleich zwischen der Bedeutungserwartung und der tatsächlichen, rezipierten Bedeutung(süberraschung) methodisch am besten realisieren, indem man eine zweite cloze procedure dagegenhält, innerhalb derer allerdings dem Rezipienten nach jeder Einsetzung die ('richtigen') im Text stehenden Worte angegeben werden. Dadurch gibt es eine zweite Serie von Leerstellenausfüllungen, die eine Reaktion auf den bis zu dieser Stelle vollständigen Textsinn darstellen; man nennt diese Form des Einsetz-Verfahrens progressive cloze procedure (vgl. GROEBEN 1976c). Aus dem Vergleich zwischen den Ergebnissen der beiden Methodenvarianten (simultane und progressive cloze procedure) sollte sich die rezipierte 'Textbedeutung als Ereignis' im Sinne FISHs rekonstruieren lassen (da dieses der Vorschlag einer Methodenerweiterung ist, kann ich dafür noch kein empirisches Beispiel beibringen). Allerdings muß auch diese Kombination von Varianten der cloze procedure versagen, wenn das zentrale (Textsinn konstituierende) 'Ereignis' am Textschluß steht (wie in diesem Fall: 'Comrade! Brother!'); denn danach gibt es keine (ausfüllbare) Leerstelle mehr. Dann bleibt nur noch eine Erweiterung (wie FAULSTICH es auch vorschlägt) mit Hilfe assoziationstheoretischer Methoden (freie Assoziation und semantisches Differential).

Die *cloze procedure wird also als Methode zur Konkretisationserhebung* erst dann *umfassend ergiebig* sein, wenn man mit ihr *nicht nur die 'Vorerwartung' des Rezipienten aus dem bisherigen Kontext, sondern auch die 'Überraschung',*

die durch die Rezeption von Textstellen eintritt, erfaßt. Diese 'Überraschung' wird durch den Unterschied greifbar, der zwischen der Erwartung hinsichtlich des folgenden Textsinns vor und nach der Rezeption eines Textteils besteht. Dabei müssen, wie schon das Beispiel des am Schluß stehenden zentralen Bedeutungs'ereignisses' zeigt, diese Textteile durchaus nicht immer in Links-Rechts-Reihenfolge (entsprechend der Markov-Struktur von Sprache) gegeben werden: manche literarische Textsorten (besonders solche, die Spannung implizieren) haben auch eine ganz ausgeprägte Rechts-Links-Determination. Beim Kriminalroman z.B. erhellt sich die Bedeutung einzelner Textteile erst vom Schluß, von der Auflösung der Frage nach dem Täter her. Hier ist es durchaus möglich und sinnvoll, die cloze procedure noch einmal weiterzuentwickeln und z.B. die Ausfüllung von Leerstellen (durch Rezipienten) vor und nach Kenntnis des Textschlusses zu vergleichen. Auf diese Art und Weise kann m.E. auch der Aspekt der 'Bedeutung als Ereignis' erfaßt werden, der als 'Sinnerhellung' vom Schluß der Erzählung aus fungiert (vgl. auch wiederum die Struktur der Kurzgeschichte; KILCHENMANN 1967). Mit dieser Einbeziehung von nicht linear links-rechts verlaufenden Determinationen innerhalb des Textes eröffnen sich weitere Möglichkeiten der *Kombination der cloze procedure mit anderen Ansätzen zur Konkretisationserhebung:* so hat WIENOLD (1972, 75ff.) das sog. *'Rearrangieren'* von Texten durch den Rezipienten als eine Zugangsweise zu der von diesem konkretisierten Textbedeutung vorgeschlagen. Dabei wird ein vorliegender 'Oberflächentext' in einen zugrundeliegenden 'Tiefentext' rearrangiert (o.c., 88: z.B. durch Rekonstruktion der zeitlichen Abfolge von Ereignissen, die anders, etwa durch Retroperspektiven etc., erzählt wurden.) WIENOLD geht – ganz parallel zur oben entwickelten progressiven cloze procedure – davon aus, daß ein Text im Verlauf seiner Erzählung (und damit auch Rezeption) immer wieder neu rearrangiert wird; die Erwartung des Rezipienten in bezug auf den zukünftigen Textverlauf auf der Grundlage des bisherigen Rearrangements nennt er 'Prospektionszustand' (o.c., 91). So läßt sich z.B. das Spannungspotential (entsprechend zu dem oben angeführten Beispiel des 'sinnerhellenden' Schlusses beim Kriminalroman) definieren als die „Differenz zwischen dem jeweiligen rearrangierten Text des Lesers und dem letzten rearrangierten Text (Abschluß der Lektüre") (o.c., 92). Diese Beispiele zeigen m.E. deutlich, daß im Verfahren der cloze procedure noch eine Fülle von Differenzierungs- und Erweiterungsmöglichkeiten stecken, die im Laufe der Entwicklung eines empirischen Forschungsprogramms der Literaturwissenschaft ausgearbeitet werden können und zu interessanten, bedeutsamen Ergebnissen führen sollten.

Als letztes Beispiel dieser Möglichkeiten sei noch kurz darauf verwiesen, daß auch die *Einheitengröße bei der cloze procedure nicht* notwendig auf z.B. Worte *festgelegt* ist; schon die Verbindung mit dem Ansatz des 'Rearrangierens' macht die Wahl größerer Texteinheiten sinnvoll, wenn nicht notwendig. Die cloze procedure kann sich also auch durchaus auf größere Textteile beziehen. Daß die größere Einheitenwahl und gleichzeitige verstärkte Aktivie-

rung des Rezipienten zu aufschlußreichen Ergebnissen führen kann, zeigt eine Aufgabe innerhalb des Berliner Unterrichtsprojekts von EGGERT et al. (1975); die Schüler sollten hier, nach der Lektüre des 'Michael Kohlhaas', einen Brief an Kohlhaas schreiben. Man kann diese Aufgabe durchaus als eine modifizierte, erweiterte Form der cloze procedure ansehen. Einer der mitgeteilten Briefe lautet folgendermaßen (EGGERT et al. 1975, 69):

„An
H.M. Kohlhaas
z.Z. im Staatsgefängnis Brandenburg
Sehr geehrter Herr Kohlhaas!
Ich bedaure sehr, daß Sie durch die Wortbrüchigkeit Ihres H. Präsidenten verhaftet wurden. Als Vater von zwei Kindern weiß ich, was es heißt, für immer von diesen getrennt zu sein. Was Ihre Sache anbetrifft, so möchte ich den Prozeß gegen den Junker billigen, muß mich aber als Fußballspieler ebenso von Ihren Rasereien distanzieren. Im Fußball würde man solche Art von Vergeltung Revanchefoul nennen, was häufig mit Platzverweis geahndet wird. Auch bei Ihnen kam es zu einem Platzverweis, sprich Todesstrafe. Denn wer aus Unkenntnis der näheren Umstände, die gegen ihn zu sein scheinen, beginnt loszuschlagen, der ist es nicht wert, länger als Mörder der Menschen unter den Menschen zu weilen. So finde ich die Strafe gerecht, wenn auch etwas hart.

S.M., Torwart der deutschen
Fußballnationalmannschaft"

Neben der mehr 'gaghaften' Aktualisierung (als 'Fußballnationaltorwart') enthält der Brief doch auch relevante Dimensionen der Textrezeption und Stellungnahme zu der Hauptfigur, insofern sich der Schüler zum positiven Recht bekennt und der Verurteilung von 'Systemgegnern' durch das 'System' zustimmt (vgl. o.c., 72). Dies letzte Beispiel zeigt nicht nur noch einmal die Fruchtbarkeit der cloze procedure (in ihren möglichen Weiterentwicklungen) für die Erhebung der Textrezeption, sondern besonders auch die didaktische Verwertbarkeit zur Aktivierung von Schülern im Unterricht auf (Übergang von Werk- zu Leserdaten).

III. 7. Semantisch-hierarchische Klassifikation

Das menschliche Kognitionssystem kann in weiten Bereichen als hierarchisch geordnet (in Unter- und Oberbegriffe) angesehen werden. Man kann nun davon ausgehen, daß auch die durch einen literarischen Text vermittelten Konzepte in eine solche hierarchische Ordnung gebracht werden; wenn man diese konzeptuelle Ordnung oder Struktur als die Textkonkretisation ansieht, braucht man Verfahren zur Erhebung solcher kognitiver Strukturen. Das klassische Verfahren wäre die (in den Sozialwissenschaften eingeführte) Ähnlichkeitsskalierung (vgl. SIXTL 1967; besonders das EKMAN-Modell symmetrischer Ähnlichkeitsskalierung). Bei dieser Methode müssen aber die vorliegenden Konzepte/Begriffe jeder mit jedem auf Ähnlichkeit hin von der Vp verglichen werden; das Verfahren ist daher (zumindest für etwas größere Konzeptumfänge, d.h.

Begriffsanzahlen) extrem unpraktisch, da zeit- und energieraubend. Ich habe daher (1972a, 191ff.; angeregt durch OLDENBÜRGER 1972) die Anwendung eines vereinfachten Verfahrens zur Erhebung solcher kognitiver Strukturen vorgeschlagen: das sog. free card sorting von MILLER (1969). Dabei wird die Vp mit allen Begriffen ('items') auf einmal konfrontiert (anhand von Karten mit je einem notierten Begriff) und aufgefordert, die Karten auf der Basis von Bedeutungsähnlichkeiten in Klassen einzuordnen. Anzahl der Klassen und items pro Klasse sind völlig frei (daher free card sorting). Die Klassifikationen werden dann in einer Matrix zusammengefaßt, die angibt, wie oft die entsprechenden Konzepte zusammen einer Klasse zugeordnet wurden (vgl. als Beispiel Tab. 2). Die Aufarbeitung dieser Datenmatrix ist mit Hilfe der hierarchischen Clusteranalyse möglich (vgl. JOHNSON 1967; ROLLETT & BARTRAM 1976), die in einem Dendrogramm (Baumschema) die hierarchische Struktur der Begriffe abbildet; aus diesem Schema ist sowohl die Ähnlichkeitsbeziehung der items (gleich Gruppierung) als auch der jeweilige Grad der Ähnlichkeit (qua Anzahl der Ähnlichkeitsklassifikationen durch die Vpn) anschaulich ablesbar (vgl. Abb. 9). Man erhält auf diese Weise „*Ähnlichkeitsklassen,* die sich gut gegeneinander abheben und intern maximal ähnliche Charakteristika zeigen" (WOLFF 1977, 49).Free card sorting mit anschließender Aufarbeitung durch hierarchische Clusteranalyse ist besonders wegen seiner Ökonomie als zur Erhebung von Textrezeptionen geeignet anzusehen: der Zeitaufwand (für die Vp) beträgt im Vergleich zur klassischen Ähnlichkeitsskalierung nur etwa ein Achtel, die Leistung des Verfahrens ist vergleichbar (Korrelation von .80 und darüber: OLDENBÜRGER 1972).

WOLFF hat (1977) diesen Vorschlag aufgegriffen und das free card sorting in einer empirischen Rezeptionsuntersuchung eingesetzt; ausgehend von der oben dargestellten (III.1.) Begründung hinsichtlich der Grenzen der strukturalistischen Interpretationsmethodik versucht er, anstelle von 'Analysepoesie' mit Hilfe empirischer Konkretisationsdaten die semantischen Textsymmetrien für das Gedicht 'Les Chats' zu ermitteln. Da die mitzuteilenden Daten (Tab. 2 und Abb. 9) ohne Vorlage des Gedichts nur schwer zu rezipieren sind, führe ich die französische Originalversion und die deutsche Übersetzung (nach JAKOBSON & LEVI-STRAUSS 1972, 184) im folgenden auf:

Les Chats

Les amoureux fervent et les savants austères,
Aiment également, dans leur mûre saison,
Les chats puissants et doux, orgueil de la maison,
Qui comme eux sont frileux et comme eux sédentaires.

Amis de la science et de la volupté,
Ils cherchent le silence et l'horreur des ténèbres;
L'Erèbe les eût pris pour ses coursiers funèbres,
S'ils pouvaient au servage incliner leur fierté.

Ils prennent en songeant les nobles attitudes,
Des grands sphinx allongés au fond des solitudes,
Qui semble s'endormir dans un rêve sans fin;

Leurs reins féconds sont pleins d'étincelles magiques,
Et des parcelles d'or, ainsi qu'un sable fin,
Etoilent vaguement leurs prunelles mystiques.

Die Katzen

Die glühenden Verliebten und die strengen Gelehrten
Lieben gleichermaßen in der Zeit ihrer Reife
Die mächtigen und sanften Katzen, Stolz des Hauses,
Die wie sie frösteln und wie sie seßhaft sind.

Freunde des Wissens und der Lust,
Suchen sie das Schweigen und den Schrecken der Finsternis;
Der Erebos hätte sie als seine Totenrosse genommen,
Wenn sie ihren Stolz der Knechtschaft beugen könnten.

Sie nehmen sinnend die edlen Haltungen
Der großen Sphinxe ein, die, ausgestreckt in der Tiefe der Einsamkeiten,
Einzuschlafen scheinen in einem Traum ohne Ende;

Ihre fruchtbaren Lenden sind voll magischer Funken,
Und Goldpartikeln, wie feiner Sand,
Besternen flimmernd ihre mystischen Pupillen.

Das *free card sorting* erweist sich hier (in Verbindung mit der hierarchischen Clusteranalyse) als dem *strukturalistischen Analysemodell strukturparalleles empirisches Verfahren,* da auf diesem Wege 'Äquivalenzkriterien erschlossen werden können, die zur Konstruktion der einzelnen Cluster (Gruppen) geführt haben und damit die jeweilige Ähnlichkeitsdimension definieren' (WOLFF 1977, 49; vgl. u. Interpretation der Ergebnisse aus Abb. 9.). Bei der Durchführung der Untersuchung von WOLFF wurden als sinntragende Einheiten alle Substantive, Adjektive und Verben zur Klassifikation angeboten (o.c., 50); Vpn waren 28 (französische) Studenten der Universität Bordeaux III (o.c., 51). Tab. 2 zeigt in einem Ausschnitt (von 11 Begriffen) die mit dem free card sorting erzielten Daten der Ähnlichkeitsklassifikation in Form der genannten Diagonalmatrix (s.Seite 113).

Die hierarchische Clusteranalyse ergibt ein (rezipiertes) System von semantischen Äquivalenzklassen, das in Abb. 9 dargestellt ist; WOLFF rekonstruiert (durch seine Benennung der Gruppen) diese Klassen als Kontext-Metaphern (siehe S.116).

Es ergeben sich 9 Kontext-Metaphern (A bis I), die im Prinzip direkt aus der Abbildung ablesbar sind; ich gebe die von WOLFF als Daten-Interpretation gewählten Benennungen an und zitiere zur Verdeutlichung seine Ausführungen zu zwei Kontext-Metaphern: A: Leere/Tiefe; B: Gelehrsamkeit/Strenge: „Die leicht einsichtige und auch auf relativ hohem Niveau (mindestens Ähnlichkeitsmaß 10) konstruierte Kontext-Metapher umfaßt die Elemente *savant* und *science* (Ähnlichkeitsmaß 23), *austère* (15) und *chercher*" (o.c., 59); C: Liebe/Sexualität; D: Klein/rund/beweglich/leuchtend; E: Katzen-Metapher: „Die einzige Gruppierung, die in der Cluster-Analyse nach der Maximum-Methode kein (auf den ersten Blick) sinnvolles Ergebnis darstellt, ist die um die Themavorstellung 'Katze' aufge-

		parcelle 5	prunelle 6	doux 7	sable 15	chat 17	frileux 22	maison 23	étoiler 30	or 31	sédentaire 40	étincelle 48
parcelle	5		7	3	9	2	2	7	11	11	2	10
prunelle	6	7		4	5	10	6	4	9	8	3	12
doux	7	3	4		5	9	11	8	3	4	6	2
sable	15	9	5	5		2	4	1	12	17	2	10
chat	17	2	10	9	2		12	6	2	3	5	2
frileux	22	2	6	11	4	12		10	1	1	11	1
maison	23	7	4	8	1	6	10		1	1	16	1
étoiler	30	11	9	3	12	2	1	1		19	2	21
or	31	11	8	4	17	3	1	1	19		1	16
sédentaire	40	2	3	6	2	5	11	16	2	1		1
étincelle	48	10	12	2	10	2	1	1	21	16	1	

Tab. 2.: Diagonal-Matrix der Ähnlichkeitsmaße (Ausschnitt; nach WOLFF 1977, 46)

baute *(chat, frileux, doux, maison, sédentaire)*. Ein Äquivalenzkriterium für den Kernbereich *(chat, frileux, doux)* ließe sich höchstens auf sehr abstraktem Niveau finden ('taktile Körpersensation'); wahrscheinlicher ist jedoch, daß sich diese Gruppierung – einmal abgesehen von der Kombination *maison/sédentaire* – . . . aus kontextbedingten, d.h. vom Gedichttext erst geschaffenen Kontiguitätsrelaten zusammensetzt" (o.c.,60) ; Schrecken/Tod; G: Stolz/Dominanz; H: Traum/Schlaf; I: Geheimnis.

Den Teil der Begriffszuordnungen, der offensichtlich nicht durch semantische Äquivalenz zustandegekommen ist, faßt WOLFF als durch den Gedichtkontext bedingte Kontiguitätsrelate auf und erklärt diese als syntagmatische Assoziationen mit der Funktion von Kontext-Metonymien (o.c., 62ff.). Die unbefriedigende Klassenbildung der Katzen-Metapher löst WOLFF durch den Einsatz der 'Minimum-Methode' der Cluster-Analyse (o.c., 77ff.) auf; er geht dabei von der Überlegung aus, daß bei dem Thema-Konzept des Gedichts eigentlich nicht die homogene Geschlossenheit der Metapher das wichtigste ist, sondern eher eine Verbindung dieser Metapher mit vielen anderen verbalen Einzelelementen der unterschiedlichen Metaphern zu erwarten ist. Diese Hypothese ließ sich zunächst auf der Ebene der eindimensionalen Beziehung zu einzelnen Begriffen sichern, wie Tab. 3 zeigt:

Häufigkeit der Ähnlichkeitsklassifikationen

	12	10	9	8	7	6
A						
B						
C		reins		volupté	ami	
D		prunelle				maison
E	frileux		doux			
F						
G			orgueil	fierté	noble puissant	attitude
H		Sphinx				
I						

Tab. 3.: Ähnlichkeitsrelate von 'chat' (nach WOLFF 1977, 76f.)

Die Tabelle zeigt, daß das Konzept 'chat' zwar mit den Elementen der 'Katzen'-Metapher in der Tat die stärksten Ähnlichkeitsbeziehungen zeigt (Niveau von 12-5 Ähnlichkeitsklassifizierungen), aber daß von dem Niveau 10/9 Ähnlichkeitsnennungen an auch bedeutsame Beziehungen mit Elementen anderer Metaphern bestehen, und zwar aus den Metaphern: Liebe/Sexualität (C), klein-rund-beweglich-leuchtend (D), Traum/Schlaf (H) und Stolz/Dominanz (G) (vgl. WOLFF 1977, 76f.). Auch hinsichtlich der mehrdimensionalen Beziehung zu anderen Metaphern (sozusagen von Metapher-cluster zu Metaphercluster) ließ sich diese 'Offenheit' der Katzen-Metapher nachweisen (o.c., 79): lediglich zu den Metaphern 'Gelehrsamkeit/Strenge' (B) und 'Geheimnis' (I) ist der Verknüpfungsgrad relativ gering (ebda.).

	5	4	3	2	1	0
A			mûre	silence saison	fond solitude fin	
B				savant	austère silence	chercher
C		aimer	amoureux	fervent fécond		
D			or	parcelle sable étoiler étincelle		
E	séden- taire					
F		Erèbe		coursier funèbre	horreur	ténèbres
G				prendre	servage incliner	
H	allonger		songer grand s'endor- mir	sans fin rêve		
I	mystique	magique				

Tab. 3.: Ähnlichkeitsrelate von 'chat' (nach WOLFF 1977, 76f.)

Eine Synthese der Ergebnisse hinsichtlich der Verteilung der Metaphern auf die Strophen des Gedichts führt zu folgender Globalstruktur der Gedichtmetaphorik (vgl. Tab. 4.; nach WOLFF 1977, 81; s. Seite 117).

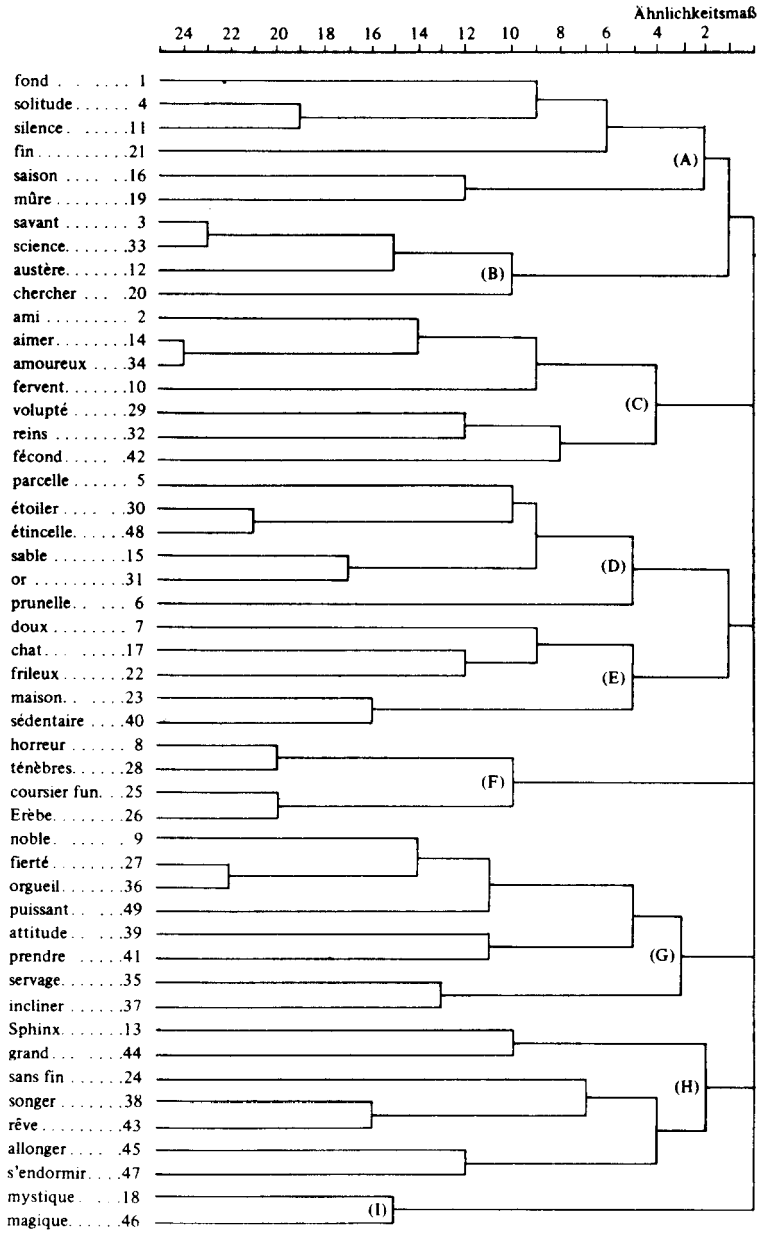


Abb. 9.: Clusteranalyse der Ähnlichkeitsdaten (Maximum-Methode; WOLFF 1977, 102)

I. Quart.	E	B	G	C	A
II. Quart.	F	B	G	C	A
I. Terz.	H		G		A
II. Terz.	D+I			C	A

Tab. 4.: Verteilung der Kontext-Metaphern auf die Strophenstruktur des Gedichts (WOLFF 1977, 81)

In verbaler Umschreibung bedeutet diese Grafik, „daß als dominierende Vorstellung der ersten Gedichtstrophe die (themabezogene) 'Katzen-Metapher' (E) auftritt, während in der zweiten Strophe die Vorstellung 'Schrecken/Tod' (F), im ersten Terzett die Vorstellung 'Traum/Schlaf' (H) und im zweiten Terzett die Vorstellungen 'klein/rund/beweglich/leuchtend' (D) sowie 'Geheimnis' (I) dominieren. Die Vorstellung 'Gelehrsamkeit/Strenge' (B) beschränkt sich auf den Raum der beiden Quartette, die Vorstellung 'Stolz/Dominanz' (G) greift über die beiden Quartette auf das erste Terzett, die Vorstellung 'Liebe/Sexualität' (C) über die beiden Quartette auch auf das zweite Terzett aus. Die Vorstellung 'Leere/Tiefe' (A) schließlich entwickelt sich über das ganze Gedicht." (o.c., 127f.). Setzt man zur Explikation dieser Globalstruktur alle vorher aufgeführten Ergebnisse der Konkretisationserhebung an, so kann eine solche 'Extensionsanalyse der Kontextmetaphern' in der Tat „recht gut die Verdichtung, Verkettung und Variation der inhaltlichen Vorstellungen im diskursiven Ablauf des Textes sichtbar machen" (o.c., 81).

Das Beispiel zeigt, daß die hierarchisch-semantische Klassifikation von Konzepten nach der Lektüre eines literarischen Textes (bei Verwendung des free card sorting und entsprechender Auswertungsmodelle) in der Tat ein brauchbares Instrument zur Feststellung der rezipierten Bedeutung ist. Einer der Hauptvorteile des Verfahrens dürfte darin liegen, daß man mit ihm eine relativ große Anzahl von Konzepten (bis zu 200 nach MILLER) auf einmal untersuchen kann, ohne die Versuchsperson zu überfordern; *damit empfiehlt sich das free card sorting für die Untersuchung von Konkretisationen auch längerer,* z.B. *Erzähltexte.* Wenn man die mit Hilfe der hierarchischen Clusteranalyse herausgearbeitete Konzeptstruktur allerdings präzis als die vom Text her konstituierte Bedeutung auffassen will, so müßte man (worauf auch WOLFF 1977, 86f. hinweist) ausschließen können, daß diese spezifische Struktur eventuell auch durch den 'normalen'semantischen Inhalt der untersuchten Konzepte zustandekommen könnte. Ohne eine explizite empirische Überprüfung wird man diese Alternativmöglichkeit natürlich niemals ausschließen können; eine methodisch saubere Verwendung des free card sorting zur Erhebung der Textrezeption würde also erfordern, daß man auch

die semantisch-kognitive Begriffsstruktur unabhängig von der Textrezeption und -kenntnis erhebt. Es ist dies das in der empirischen Methodologie wohlbekannte Design (Versuchsplan) mit einer sog. Kontrollgruppe; die Vpn, die den Text rezipiert haben und auf der Grundlage dieser Rezeption klassifizieren, gelten als Versuchsgruppe. *Die Differenz der Konzeptstrukturen von Kontroll- und Versuchsgruppe* läßt dann eine präzise(re) *Feststellung der durch die Textrezeption bedingten Bedeutungskonstitution* zu (vgl. WOLFF 1977, 86). Unabhängig von diesen Präzisierungsmöglichkeiten wird durch das Beispiel der WOLFFschen Analyse aber noch ein weiterer großer Vorteil der semantisch-hierarchischen Klassifikation deutlich: die Strukturparallelität zu der strukturalistischen Analysemethodik als material-objektivem Verfahren auf Syntaktik etc. -Niveau; hier ergibt sich die Möglichkeit, relativ problemlos direkt material-objektive Textstruktur und erhobene Konkretisation in Beziehung zu setzen – eine Möglichkeit, die für die Beantwortung der Frage nach der 'adäquaten' Rezeption zentral werden wird (vgl. u. IV.2.).

III. 8. Entwicklungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten der Methodik

Die vorgestellten Verfahrensweisen zur Erhebung der Konkretisation/Rezeption von literarischen Texten stellen natürlich keine umfassende oder systematische Methodenlehre einer empirischen Literaturwissenschaft dar. Es handelt sich vielmehr um Beispiele, die vom Grundsätzlichen her die empirische Erhebbarkeit literarischer Textrezeptionen belegen sollen. Dabei ist unbestritten, daß es sich zunächst um recht einfache Methodik-Ansätze handelt, die einer Weiterentwicklung bedürfen, um den differenzierten und hochkomplexen Prozessen der Bedeutungskonstituierungen/Textrezeption umfassend gerecht zu werden. Ich habe versucht, für die einzelnen Verfahrensweisen die unmittelbar anschließenden Möglichkeiten der Weiterentwicklung konkret zu skizzieren. Dabei ist für die grundsätzliche methodische Problematik m.E. folgende Ausgangslage zu berücksichtigen: die vorgeschlagenen Verfahren stammen – notgedrungen – aus anderen wissenschaftlichen Disziplinen, da das Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaft hiermit ja erst als Paradigmawechsel vorgeschlagen wird. Folgerichtig kann bisher noch keine spezifische empirische Methodik der Literaturwissenschaft bestehen. Die *Verfahrensweisen,* mit denen ein neues Paradigma beginnt, müssen daher *notwendigerweise Adaptationen von Methoden aus anderen Forschungsbereichen* sein; daß methodische Adaptionen *nicht von Anfang an alle Dimensionen des Gegenstandsbereichs optimal zu erfassen* gestatten, ist sicherlich nicht unverständlich. Die wissenschaftstheoretische und -historische Reflexion der letzten Zeit hat denn auch zu dem Ergebnis geführt, daß man neuen Paradigmen eine gewisse Schonfrist einräumen sollte, um das Problemlösungspotential dieser Ansätze nicht vorzeitig und vorschnell zu zerstören (LAKATOS & MUSGRAVE 1970; STEGMÜLLER 1973; DIEDERICH 1974). Um einen solchen anfänglichen Freiraum von zu hohen

Anforderungen an die inhaltlichen Ergebnisse muß zweifellos auch das Empirisierungs-Paradigma in der Literaturwissenschaft zunächst bitten. Andererseits erscheint mir auf dem Hintergrund dieser – allgemein gültigen – wissenschaftshistorischen Entwicklungsverläufe von Forschungsansätzen die oben veranschaulichte Brauchbarkeit und Ergiebigkeit von potentiellen Methoden der Konkretisationserhebung doch schon recht erheblich zu sein. Der wichtigste generelle Aspekt dabei ist aber: es ist keineswegs zu leugnen, daß die skizzierte Methodik der Rezeptionserhebung/feststellung noch weiter entwickelt werden muß; es ist m.E. aber auch festzuhalten, daß die aufgeführten Beispiele Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigen, die der zugestandenen Entwicklungsnotwendigkeit durchaus gerecht werden. Ich möchte einige der Entwicklungsnotwendigkeiten und gleichzeitig -möglichkeiten kurz ansprechen:

– Die vorgestellten Verfahren setzen (wie an einer Stelle auch explizit diskutiert) vornehmlich an der 'Basis' einer individuell-privaten Bedeutungskonstitution an; es ist (u.a. mit WIENOLD 1972; SCHMIDT 1975; KIND & SCHMIDT 1977) unbestritten, daß dies praktisch nur der Anfangspunkt einer Kette von potentiellen Textverarbeitungen ist, die von dem diskutierenden Austausch über literarische Werke bis hin zur professionellen Textkritik und Rezension führt. All diese weiteren Bereiche sollen keineswegs aus der Perspektive der Methodik einer empirischen Literaturwissenschaft ausgeschlossen oder vernachlässigt werden; für einige der weiterführenden Aspekte ist die Verwendung schon besprochener Verfahren durchaus angezeigt (z.B. Contentanalyse für Rezensionen, Literaturkritik etc.; vgl. dazu auch u. V.1.), für andere werden neue Verfahren zu entwickeln oder andere schon bekannte zu adaptieren sein (etwa für Diskussionen über literarische Werke etc.).

– Ein grundsätzliches methodologisches Problem, das allerdings die empirische Literaturwissenschaft mit allen anderen Sozialwissenschaften teilen wird, ist die Lokalisierung der Methodik und ihrer Wirkung zwischen den Polen der eigenständigen Spontaneität contra Gelenktheit (Re-Aktivität) des Rezipienten durch die Methodik! Den Pol der größten Spontaneität nimmt dabei zweifellos (s.o.) die Paraphrase (und deren Erhebung) ein; die zur Zeit größte vorhandene Ausprägung auf dem Pol der Gelenktheit der Leserrezeption (durch die Erhebungsmethodik) weist die Untersuchung von BAUER et al. (1972) in bestimmten Teilen auf: nämlich dort, wo innerhalb ihres Fragebogens nach bestimmten Schwerpunktsetzungen der Rezeption im Text gefragt wird (Frage 27-29), auf deren Grundlage dann drei verschiedene Rezipientengruppen herausgearbeitet werden (vgl. u. IV. 6.). Diese Lenkung basiert auf einer vorherigen hermeneutisch-interpretativen Heuristik über mögliche Kristallisationspunkte des Textsinns und wird von hermeneutischer Seite aus beklagt und kritisiert: „Angesichts solcher Vorentscheidungen ist die Frage nach dem Verhältnis von 'Text und Rezeption' – so der Titel des Untersuchungsberichts – eigentlich an die Phase zu richten, in welcher der Fragebogen erarbeitet wurde" (LINK 1976, 105). Dabei ist adäquat gesehen, daß bestimmte

Instrumente (wie z.T. Fragebogen) einen stärker 'realisierenden' (vgl. HOLZKAMP 1964; 1968) Charakter haben als andere, indem sie der Vp Reaktionsmöglichkeiten vorgeben (und damit andere ausschließen); das ist aber keine illegitime Form der Realitätsprüfung, denn die Vp kann durch entsprechende (negative) Reaktion immer noch eine Falsifikation der dahinterstehenden Hypothese bewirken. Damit ist auch schon die grundsätzliche Bewertung dieses methodologischen Problems angedeutet: es ist völlig klar, daß jede Methodik eine gewisse Lenkung der Vp beinhaltet, da sie auf die Erhebung bestimmter Merkmalsräume (am Gegenstand) ausgerichtet ist – dies ist unvermeidbar, denn eine Methode, die alles erhebt, gibt es nicht. Das Ausmaß der Lenkung durch die Methode und deren Einsatz gemäß einer Fragestellung kann variieren – und zwar legitimerweise entsprechend den Vorkenntnissen, die man zur Fundierung bestimmter Hypothesen besitzt. Je umfassender und gesicherter die Vorkenntnisse sind, desto mehr kann man, ohne den Gegenstand in Verkürzungen zu verfehlen, Lenkung der Vp durch spezifische Hypothesen und entsprechende methodische Überprüfung ausüben. Gelenktheit und Reaktivität der Vp ist also nur auf dem Hintergrund fehlender oder unzureichender (heuristischer) Vorkenntnisse ein methodischer Fehler; die Entscheidung über den Einsatz bestimmter Methoden (entsprechend ihrer Lenkungs-Implikationen) ist daher immer auf dem Hintergrund der Absicherung durch (empirisches) Vorwissen bzw. Hintergrundwissen zu legitimieren. Über eines sollte man sich aber im klaren sein: die höchste Rezeptionslenkung ist ohne Zweifel durch die hermeneutische Rezipient-Interpret-Konfundierung gegeben: wenn der Wissenschaftler als Interpret seine Theorien über den Textsinn an seiner eigenen Rezeption überprüft, unterliegt er durch das Wissen um die Interpretationshypothese als kognitiver Voreinstellung einer maximalen, unentrinnbaren Lenkung!

– Ein weiteres Problem ist die Frage der Adäquanz der empirischen Methodik gegenüber den erarbeiteten Ästhetik-Voraussetzungen. Wenn man den Polyfunktionalitäts-Faktor innerhalb literarischer Werke nicht in einer 'Ästhetik der Distanz' verabsolutieren will, wird man außer den spezifisch und bestimmt kognitiven Bedeutungskonstitutionen der Textrezeption auch die emotionale Reaktion als Untersuchungsgegenstand miteinbeziehen müssen (vgl. JAUSS' Kritik der Ästhetik der Negativität, 1975, 304ff.). Besonders WIENOLD hat immer wieder betont, daß die emotionale Reaktion als Element der Textverarbeitung unbedingt zu berücksichtigen ist, ja u.U. eine validere Dimension der Textrezeption darstellt als die kognitiv-verbale Reaktion (1972, 104ff.; 1972a, 320f.). Er weist auf empirische Untersuchungen (zur Filmrezeption) hin, in denen die Vpn verbal Langeweile, Nichtbeteiligtsein etc. bei der Rezeption angaben und trotzdem gleichzeitig bedeutsame physiologische Reaktionen zeigten (Blutdruck, Pulsschlag, Schweiß; vgl. WIENOLD 1972, 105). Besonders im Hinblick auf emotionale Reaktionen scheinen also die oben am Beispiel der Paraphrase diskutierten Verbalisierungshemmungen virulent zu

sein. WIENOLD schlägt zur Berücksichtigung dieser emotionalen Dimensionen der Textrezeption z.B. projektive Verfahren (wie den thematischen Apperzeptionstest; TAT) vor (1972, 104). Ein solches Einbeziehen über indirektere Verfahren scheint mir ein durchaus gangbarer Weg; hier leistet sicherlich auch das semantische Differential schon gute Dienste, da der darin implizierte Bedeutungsbegriff ja besonders auf die emotional-konnotativen Dimensionen der Bedeutungskonstitution abhebt. Was man allerdings m.E. vermeiden sollte ist, die emotionale Dimension gegen die kognitive auszuspielen und emotionale Reaktionen als validere Indikatoren von kognitiven abzusetzen. Das spricht auch eindeutig gegen die Verwendung von Instrumenten zur Messung (psycho-)physiologischer Erregungszustände; denn die psychologische Emotionsforschung hat überzeugend gezeigt, daß Emotionen qua Erregungszustände relativ unspezifisch sind und ihre bestimmte emotionale Zuständlichkeit erst durch kognitive Interpretation des Menschen (im Hinblick auf den Situationsbezug etc.) erhalten (vgl. SCHACHTER & SINGER 1962; LAZARUS et al. 1972). Es sind daher zur umfassenden Erhebung der Textrezeption unter dem Aspekt der emotionalen und kognitiven Reaktionsdimension vor allem Verfahren anzustreben, die – gegebenenfalls durch einen etwas indirekteren Zugang – möglichst beide Dimensionen integriert erfassen.

– Die bisher besprochenen Verfahrensansätze zur Erhebung der Textrezeption/Konkretisation gingen idealtypisch von der 'normalisierenden' Rezeption aus, die eine Assimilation des potentiell polyvalenten Textsinns an individuelle Lebensumwelten etc. und damit eine Vereindeutigung durch den Rezipienten darstellt. Dies ist, wie bei so vielen wissenschaftlichen Begriffen, nur eine akzentuierende Begriffsexplikation, keine ausschließende; d.h. es soll und kann damit nicht ausgeschlossen werden, daß es auch Rezeptionsweisen gibt, die eine höhere Komplexität zeigen; daß es z.B. spezifische Rezipientengruppen gibt (z.B. Wissenschaftler), die in ihren Rezeptionsweisen bereits Dimensionen aufweisen, die in Parallelität zu den Prozessen stehen, die man als theoretische Interpretation einordnen muß. Es ist durchaus nicht auszuschließen, daß auch subjektiv-individuelle Rezeption interpretationsanaloge und d.h. theorieanaloge Prozesse und Dimensionen beinhalten kann. Eine solche teilweise fließende Grenze zwischen Rezeption und Interpretation wäre eine Erklärung dafür, wieso die hermeneutische Literaturwissenschaft zu der mehrfach kritisierten Subjekt-Objekt-Konfundierung (gleich Personalunion von Rezipient und Interpret) gekommen ist. Unter Berücksichtigung einer solchen Theorie- oder Interpretationsanalogizität von Rezeption ist sogar ganz grundsätzlich zu fragen, ob literarische Rezeption nicht notwendig bestimmte theorieanaloge Prozesse impliziert und welche methodologischen Konsequenzen daraus zu ziehen wären. Da diese Frage noch einmal das grundsätzliche Problem des (für die Literaturwissenschaft) anzusetzenden Wahrheitskriteriums thematisieren muß, will ich sie in einem speziellen Punkt diskutieren (s. nächsten Abschnitt).

III. 9. Rezeption als subjektive Interpretation

Theorieanaloge Dimensionen der Rezeption: subjektive Interpretation

Die fließende Grenze zwischen Rezeption und Interpretation wird – wiederum – am deutlichsten, wenn man die vom 'Polyfunktionalitäts'-Faktor bestimmten literarischen Werke als Ausgangspunkt nimmt (vgl. dazu und dem folgenden GROEBEN 1976a). Besonders auf diese Literatur bezieht sich die sog. Strukturdivergenz-These zwischen klassischer und moderner Ästhetik (JAUSS 1966). Sie geht davon aus, daß der historische 'Vorlauf' des ästhetischen Codes bei Werken klassischer Ästhetik im Laufe der Entwicklung von der Kommunikationssprache immer wieder eingeholt wurde, während das für Werke der sog. modernen Ästhetik nicht mehr möglich ist. Diese 'Uneinholbarkeit' des ästhetischen Codes bedeutet, daß der Rezipient das literarische Werk nicht einfach assimilieren, d.h. in seine vorhandene Rezeptionsstrukturen integrieren kann (vgl. oben LOTMANNs 'Ästhetik der Identität'; II.1.), sondern daß er seine Rezeptionsweise, die für eine befriedigende Bedeutungskonstituierung notwendige Struktur der ästhetischen Decodierung in Anpassung an das Kunstwerk (und seinen Code) verändern muß. Eine solche Konstruktion eines (für den Rezipienten) neuen Codes aber ist nur als bewußte Anstrengung, als Reflexionsprozeß konzipierbar; das bedeutet: die den 'Spielraum'-Faktor manifestierenden Dimensionen literarischer Werke erfordern (bei maximalen Ausprägungsgraden dieses Faktors) eine theorieanaloge bzw. theoriehaltige Rezeptionsweise, insofern als der Rezipient eine (zumindest rudimentäre) Decodierungs*theorie/-reflexion* entwickeln muß.

Ich habe (1976a, 130f.) versucht deutlich zu machen, daß man auch an dieser Stelle keiner Verabsolutierung einer 'speziellen' Ästhetik verfallen muß, wenn man von solchen potentiellen theoriehaltigen Dimensionen der Rezeption literarischer Werke ausgeht; vielmehr kann man die Werke mit maximalen Ausprägungsgraden auf dem Polyfunktionalitäts-Faktor als heuristischen Ansatzpunkt verstehen, der einem die Theoretizität von Rezeptionsprozessen bewußt macht. Denn eingeschliffene Codes werden (vermutlich) wie eingeschliffene Wahrnehmungsweisen als Selbstverständlichkeit bzw. Automatismus erlebt, so daß von daher die konstruktiv-theorieanalogen Implikationen dem reflektierenden Bewußtsein als einsehbar entzogen werden. Der nicht gewohnte ästhetische Code macht die *Theorie- bzw. Reflexionshaltigkeit der Rezeption* (im Sinne einer Akkomodation des Rezipienten an den neuen Code) durchschaubar, die grundsätzlich *auch für den gewohnten eingeschliffenen Code gelten kann, nur an ihm nicht bemerkt wird.* Insofern kann man unter dem Aspekt der systematischen Rechtfertigung (s.o. II.3., nämlich, daß der 'Spielraum'-Faktor eine notwendige Bedingung ästhetischen Erlebens ist) davon ausgehen, daß gewisse theorieanaloge Dimensionen der Rezeption bei allen literarischen Werken vorkommen können. Dies aber stellt eine fließende Grenze zwischen Rezeption und Interpretation dar (wie auch STEINMETZ 1974, 58f. betont). Denn die Interpreta-

tion wird unten in der Abhebung zur Rezeption gerade durch die Erarbeitung solcher neuer ästhetischer Codes, durch die Nicht-Normalisierung bei der Konstruktion eines Werk-Sinns etc. charakterisiert werden (IV. 1). Da Dimensionen der subjektiv-individuellen Rezeption, die solchen Zielen und Operationen von 'Interpretation' entsprechen, nicht die vom wissenschaftlichen Theoretisieren zu verlangende Intersubjektivität und Explizitheit erfüllen können, nenne ich diese Prozeßteilmengen innerhalb der subjektiv-individuellen Rezeption theorieanalog bzw. quasitheoretisch; eine Rezeption mit solchen theorieanalogen Dimensionen bezeichne ich nach dem Vorbild der psychologischen Nomenklatur (subjektive, implizite Persönlichkeitstheorien; vgl. o. III.3.) als 'implizite' oder 'subjektive' Interpretation.

Eng mit der fließenden Grenze zwischen Rezeption und Interpretation ist ein Problem verbunden, das hier nur kurz benannt werden soll, aber nicht zu entscheiden ist (u.a.wegen des Mangels an empirischen Daten): entsprechend zu den Übergängen in Richtung auf interpretative Teilmengen in der Rezeption sind natürlich auch Rezeptionsweisen denkbar und möglich, die nicht eindeutig auf 'Aktualisierung' und Normalisierung ausgerichtet sind (vgl. z.B. EGGERT et al. 1975, 56), sondern u.U. die vom Text angebotene Polyvalenz aushalten, ja umfassend in einer Person, in einem Rezeptionsvorgang zu realisieren versuchen. Aus der vom hermeneutischen Paradigma implizierten Rezipient-Interpret-Konfundierung folgt schon rein analytisch, daß dieses Bemühen um eine nicht-normalisierende Rezeption zumindest für den hermeneutisch-wissenschaftlichen Rezipienten gelten muß. Wissenschaftliche Sozialisation innerhalb des hermeneutischen Paradigmas dürfte daher u.a. eine Sozialisation in die Richtung einer solchen Polyvalenz-Rezeption sein. Genau wie bei der Frage nach der möglichen Verabsolutierung einer speziellen Ästhetik stellt sich hier das Problem, ob eine solche Sozialisation nicht auf eine sehr spezielle Rezeptionsweise ausgerichtet ist, eben z.B. die Rezeption aufgrund ästhetischer Distanz; es könnte durchaus sein, daß diese spezifische Rezeptionsweise nur einer sehr geringen Zahl potentieller Rezipienten gerecht wird und von hier aus so manches Problem zu erklären ist, das beim Literaturunterricht durch solchermaßen sozialisierte Lehrer entsteht. Aber dies sind Fragen, keine Entscheidungen: eine empirische Literaturwissenschaft hätte den Vorteil, die zur Beantwortung dieser Fragen nötigen Daten zu liefern – und damit aber auch eventuell die Relevanz der im klassisch-hermeneutischen Literaturstudium implizierten Rezeptionsweisen und Sozialisation erheblich zu beschränken und in Frage zu stellen. Dabei soll keineswegs übersehen werden, daß reine Quantitätsverteilungen keine Bewertung rechtfertigen: man kann durchaus von der These ausgehen, daß gerade eine möglicherweise seltenere, auf 'Polyvalenz' und nicht 'Vereindeutigung' ausgerichtete Rezeption die kreativen Möglichkeiten ausschöpft, die für den Rezipienten in ästhetischen Objekten (als Angebot) enthalten sind – eine These, der marxistische Ästhetiker sicher nicht unverändert zustimmen würden. Aber auch dies sind konkurrierende Rechtfertigungen, die nur durch empirische Forschung entschieden werden können: durch zukünftige Forschung.

Wenn man das Phänomen einer (potentiellen) Rezeption als 'implizite' Interpretation behauptet und nicht den Vorwurf der Verabsolutierung einer speziellen Ästhetik auf sich ziehen will, muß man nach quasitheoretischen Prozessen suchen, die für alle Textsorten und deren Rezeption zutreffen. Dies scheint bei den impliziten Bewertungsprozessen innerhalb der Rezeption vorzuliegen. Hier ist sogar das Phänomen zu beobachten, daß Prozesse, die vom hermeneutischen Literaturwissenschaftler lange als Teil seiner 'Interpretation'

behauptet wurden, wegen der Aporien dieser Zuschreibung neuerdings aber als Teil der 'Rezeption' aufgefaßt werden. So hat KREUZER (1967) vorgeschlagen, gerade den Begriff der 'Trivialliteratur' als 'analytisches Instrument' der Literaturwissenschaft zu suspendieren und stattdessen „in ein kulturhistorisches Objekt der Wissenschaft" zu transformieren (1967, 184). Wenn solche Bewertungen theoretischen oder quasitheoretischen Charakter haben, dann wird dadurch eine (subjektive, implizite) Theorie zum Objekt, zum Gegenstand der wissenschaftlichen Theorie; die Wissenschaft nimmt also eine metatheoretische Perspektive ein (vgl. dazu unten mehr). Gerade in bezug auf den Gegenstandsbereich der 'Trivialliteratur' hat sich diese metatheoretische Perspektive als sehr fruchtbar erwiesen: Trivialliteratur bezeichnet dann („als historisch vorfindbares Epochenphänomen") einen „Literaturkomplex . . ., den die dominierenden Geschmacksträger einer Zeitgenossenschaft ästhetisch diskriminieren" (1967, 185).

Waldmann hat (1973) innerhalb dieser metatheoretischen Perspektive ein Forschungsprogramm der literarischen Wertungsästhetik begründet und in den Grundzügen skizziert: Er geht davon aus, daß die Rezeption „immer schon wertbesetzt ist" (1973, 78). Folgerichtig ist „die vordringliche Aufgabe literarischer Wertung . . . nicht die Bewertung von Literatur, sondern die Analyse literarischen Wertens und wertbesetzter Literatur" (1973, 88). Waldmann entwickelt im Aufweis der Unmöglichkeit/Unsinnigkeit normästhetischer literarischer Wertung (o.c., 99ff.) noch einmal zwingend die *Notwendigkeit der Berücksichtigung der Rezipientenebene,* in der literarische Werke nie ohne Wertbesetzung generiert/konstituiert werden (o.c. 93); er arbeitet die gescheiterten Versuche auf, Begriffe wie 'Kitsch' als *theoretische* durch bestimmte Text-/Strukturmerkmale zu definieren (da alle vorgeschlagenen Merkmalsbereiche/-cluster etc. auch für die eine oder andere Kategorie 'hoher' Literatur gelten) – was zu der unvermeidbaren Konsequenz führt, die Textstruktur (mit ihrem Entwurf eines bestimmten Rezeptionsverhaltens) in der Interdependenz mit der Rezeption (und ihrer Fundierung durch bestimmte Bedürfnisse/Interessen etc.) zu analysieren (o.c., 103). Für die formale Analyse des literarischen Wertens ist daher die Betrachtung der *'ästhetischen Kodierungsintensität, Kodierungsadäquatheit und Leserrelevanz'* (o.c., 103) zentral: 'Trivialliteratur' ist dann „diejenige Literatur, deren ästhetische Kodierungsintensität unterhalb der ästhetischen Sensibilitätsschwelle des jeweiligen Rezipienten . . . liegt" (o.c. 106). Insgesamt erfordert die (metatheoretische) Analyse literarischen Wertens als „Analyse der Kodierungsadäquatheit und der Relevanz des Textes" also die *Erforschung der Kodierungskompetenz/-performanz des Rezipienten* sowie „der *Bedürfnislage und literarischen Interessenrichtung* des Wertenden und der Wechselverhältnisse dieser Komponenten" (o.c., 123). Die konkrete Analyse von Kodierungskompetenzen (die sich z.B. in Sensibilitätsschwellen manifestieren können) und literarischen Interessensrichtungen wird dabei immer dia- und synchronische Wertungsdimensionen umfas-

sen: synchronische Dimensionen insoweit als die Wertung eines literarischen Werkes immer eine gleichzeitige „vielfach gestufte Höchst-, Hoch-, Minder-, Unwertsetzung anderer Texte" (o.c., 129) impliziert; diachronische Dimensionen insoweit als solch synchronische Wertungshierarchien/-systeme selbst historisch-gesellschaftlich bedingt sind (vgl. das Konstrukt des „Erwartungshorizonts" in der Rezeptionsästhetik von JAUSS 1970). Für 'Trivialliteratur' lautet dann die Definition, die all diese Dimensionen einbezieht und bestimmte Merkmalsausprägungen auf den entsprechenden Kategorien angibt, nach Waldmann: sie ist diejenige Literatur, „die mindergewertet ist wegen der gesellschaftlich und geschichtlich bedingten geringen kulturellen Schätzung der durch sie bedienten individuellen und gesellschaftlichen Bedürfnisse und Interessen sowie der literarischen Nachrichten und Kodierungsformen, mit denen sie diese Bedürfnisse befriedigt, mindergewertet von denjenigen, die für ihre historisch geprägte Einschätzung die kulturell höherwertigen Bedürfnisse haben und innerhalb ihrer gesellschaftlich-geschichtlich determinierten synchronischen Wertungshierarchie von Literatur die höherwertig kodierten (nämlich der ästhetischen Kodierungsintensität nach oberhalb ihrer geschichtlich bedingten ästhetischen Sensibilitätsschwelle liegenden) Mittel zu ihrer Befriedigung benutzen sowie über die sozialen und kulturellen Möglichkeiten und Mittel verfügen, ihre Einschätzungen und Wertungen durchzusetzen." (1973, 135f.)

Das Beispiel der 'Trivialliteratur' verdeutlicht, daß bestimmte quasitheoretische Prozeßteilmengen zumindest implizit an literarischen Textkonkretisationen/-rezeptionen abhebbar sind. Unter dem Aspekt der ästhetischen Bewertung gilt das auch für literarische Werke, die gerade nicht durch maximale Ausprägungsgrade auf dem Polyfunktionalitätsfaktor charakterisiert sind: „Ohne das in die Rezeption immer einfließende Urteil des Lesers über die Qualität der Rezeptionsvorgabe eines Textes gäbe es keine *literarischen* Konkretisationen des Textes" (VIEHOFF 1976, 99). Das kann sich z.B. auf die Kategorie der 'Fiktionalität' literarischer Texte beziehen, die oben (II.4.) entsprechend als kommunikationstheoretisches Konzept expliziert wurde. Damit wird auch deutlich, inwiefern es sich bei solchen Wertungsvorgängen um theorieanaloge Prozesse handelt: es sind in ihnen zumindest implizite Annahmen über literarische Textsorten, ästhetische Wirkungen etc. enthalten. Solche impliziten Hypothesen lassen sich mit EIBL (1976, 34ff.) als subjektive 'Regularitätsannahmen' der Rezipienten auffassen, die es bei entsprechender Fragestellung der wissenschaftlichen Interpretation zu verstehen und erklären gilt. Das bedeutet allerdings, daß die als Beobachtungsdaten in einer empirischen Literaturwissenschaft fungierenden Rezeptionsdaten keineswegs immer als völlig theoriefrei anzusehen sind; diese Feststellung ist nun aber kein Widerspruch zur neueren szientistischen Wissenschaftstheorie. Vielmehr ist im Laufe der wissenschaftstheoretischen Diskussion die Vorstellung einer starren, theorieunabhängig anzugebenden Grenze zwischen Beobachtungs- und Theoriesprache (das sog. Problem des Sinn- oder Abgrenzungskriteriums) völlig aufgegeben worden (vgl. SCHMIDT 1974, 20; GROEBEN & WESTMEYER 1975, 193ff.). Vielmehr geht man heute (mit HEMPEL 1971) vom Konzept der 'empiristischen Grundsprache' aus, deren Grenze je nach Personen, Zeitpunkt und Theorie flexibel ist (vgl. GROEBEN & WEST-

MEYER 1975, 195). Das bedeutet konkret für das Programm der empirischen Literaturwissenschaft: wenn es Fragestellung und (literaturwissenschaftliche) Theorie erfordern, ist *durchaus auch Rezeption auf einem Komplexitätsniveau als Beobachtungsdatum anzusetzen, das theorieanaloge Reflexionsprozesse, implizit-interpretatorische Bewertungsprozesse, subjektive Regularitätsannahmen etc. umfaßt.* Allerdings stellt sich damit ein über das engere szientistische Wissenschaftsprogramm hinausgehendes Problem, nämlich ob man für die Beobachtung solcher implizit-interpretatorischer Rezeptionsprozesse nicht ein dialog-konsenstheoretisches Wahrheitskriterium zulassen kann.

Rekonstruktion über das dialog-konsenstheoretische Wahrheitskriterium

Denn wie das Beispiel der klassisch-ästhetischen Werke und ihrer eingeschliffenen, automatisierten Codes gezeigt hat, sind die Decodierungskompetenzen (Sensibilitäten, Wertungshorizonte/-hierarchie etc.) dem Rezipienten im Normalfall keineswegs vollständig verbalisierbar gegeben; d.h. sie müssen innerhalb der wissenschaftlichen Deskription solcher Rezeption erst rekonstruiert werden! Solche Rekonstruktion anhand von externen Beobachtungsdaten (z.B. Präferenzwahlen von Rezipienten im Hinblick auf verschiedene Textsorten) zu leisten, ist aber u.U. sehr unökonomisch; außerdem steht die externe Beobachtung in der Gefahr, die 'Theorezitäts'-Dimension der Rezeptionsprozesse zu verfehlen oder zu reduzieren. Daraus folgt nun nicht, das klassisch-hermeneutische 'Verstehen' als Methode wiedereinzusetzen, d.h. einfach die Evidenz des Wissenschaftlers hinsichtlich der naiv-interpretatorischen Implikationen der Rezeption zu akzeptieren – denn hier gäbe es keine Möglichkeit zur intersubjektiven Nachprüfung des so Verstandenen (qua theorieanaloger Rezeption). *Die Frage nach der Adäquatheit der Rekonstruktion von subjektiven Regelmäßigkeitsannahmen innerhalb der literarischen Rezeption führt* vielmehr zur Akzeptierung eines *dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums,* das vom Prinzip her eine (rudimentäre) Subjekt-Objekt-Trennung aufrechterhält.

Die *dialog-konsenstheoretische Wahrheitskonzeption* ist vor allem am Beispiel der Psychoanalyse methodologisch konkretisiert worden (HABERMAS, APEL, LORENZER) – und hat in der (sozialwissenschaftlichen) Psychologie auch bereits innerhalb einer metatheoretischen Psychologie (zumindest vom Postulat her) Verwendung gefunden (LAUCKEN 1974; s.u. und GROEBEN 1975). Dabei steht in der dialog-konsenstheoretischen Explikation der Psychoanalyse (und ihrer methodologischen Struktur) die Rekonstruktionsperspektive durchwegs im Vordergrund: es geht der Psychoanalyse nach Habermas um die Einheit einer Lebensgeschichte (analog zu DILTHEYs Ansatz; vgl. HABERMAS 1968, 193), zu der der Analytiker durch Interpretation (gewonnen aus Träumen, Assoziationen, Fehlleistungen etc.) potentielle Rekonstruktionen beisteuert, anhand derer sich der Patient 'verlorengegangener' Lebensgeschichte *erinnern* kann (1968, 282). In diesem Vorgang liegt eine Objektivierung, insofern „der unmittelbare kommunikative Zusammenhang des intersubjektiven Gesprächs zunächst einmal abgebrochen und der andere zum Objekt distanziert wird" (APEL 1964/65, 240). Diese Subjekt-Objekt-Trennung impliziert eine wenn auch nur zeitweise 'Loslösung' von der Sprache der intersubjektiven Kommunika-

tion, die aber ihrerseits wiederum durch die dialog-kommunikative (Wahrheits)Überprüfung der entwickelten Rekonstruktion überwunden wird; letztere gilt als gelungen, wenn der Patient „im Lichte der Psychoanalyse ein tieferes Verständnis seiner Motive als existentieller Möglichkeiten erreicht", „die Bestätigung . . . wird durch 'Mitteilungen' des analysierten Objekts gewonnen" (APEL ebda.). Das dialog-konsenstheoretische Wahrheitskriterium manifestiert sich in der Sicherung, „daß die Objekte der Theorie als Subjekte dieselbe in die Sprache ihres Selbstverständnisses aufnehmen können" (APEL ebda.). Damit ermöglicht die dialog-konsenstheoretische Erkenntnisbewährung (der Psychoanalyse, in der der Analytiker die 'desymbolisierten Interaktionsformen' – LORENZER 1974 – zu 'resymbolisieren' und damit den eigenen Bildungsprozeß dem Analysanden bewußt zu machen hilft – HABERMAS –) einen Akt der *Selbstreflexion* (HABERMAS 1968, 280): die Bestätigung durch den Konsens des 'Objekts' (im Dialog) erfolgt nur, wenn der Patient die rekonstruierte Lebensgeschichte als seine eigene erzählt (1968, 189); „das Subjekt kann eine Erkenntnis vom Objekt nicht gewinnen, ohne daß für sie das Objekt Erkenntnis geworden wäre und dieses durch sie zum Subjekt befreit hätte" (HABERMAS 1968, 319). In letzterem liegt die emanzipative (aufklärende) Mächtigkeit der dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskonzeption, die unter dem erkenntnisleitenden 'praktischen' Interesse (der 'Geisteswissenschaften') „nicht auf die Erfassung einer objektivierten Wirlichkeit, sondern auf die Wahrung der Intersubjektivität einer Verständigung gerichtet ist" (HABERMAS 1968, 222). Damit verbleibt die dialog-konsenstheoretische Explikation der psychoanalytischen Methodologie eindeutig im Bereich der Generierung deskriptiver Konstrukte, d.h. es werden in der kommunikativen Subjekt-Objekt-Beziehung 'lebensgeschichtliche Bedeutungen' (LORENZER) gesucht, über deren 'ereignis-konkretistische' Referenz mit dem dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriterium nichts ausgesagt werden kann; das macht LORENZER für seine Konzeption des 'szenischen Verstehens', bei dem „Szenen als Ausdruck der *Interaktionsformen* des Patienten" verstanden werden (LORENZER 1974, 131; 150 f.), auch ganz deutlich.

Von dieser Explikation des dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums ausgehend rechtfertigt die oben herausgearbeitete (potentielle) Reflexivität bzw. Theoriehaltigkeit von Rezeptionsdaten, daß die Rekonstruktionsadäquanz dieser Reflexivität durch die wissenschaftliche Deskription der Rezeption an der Zustimmung des Erkenntnis'objekts' nachgeprüft wird. Für solche rekonstruierend-deskriptiven Wissenschaftsprozesse ist das dialog-konsenstheoretische Wahrheitskriterium auch schon an anderen Stellen der empirischen Sozialwissenschaften akzeptiert, z.B. bei der Beschreibung subjektiver Erklärungstheorien alltagspsychologischer Art ('naive Verhaltenstheorie'; vgl. GROEBEN & SCHEELE 1977, 51-58). Dabei ist durchaus realistisch zuzugestehen, daß die praktische Methodologie solcher dialog-konsenstheoretischer Bestätigungen enorme Schwierigkeiten bereiten wird: man bedenke nur die methodische Sicherung gegen 'manipulierende' Überredungen von seiten des Forschers – Rationalisierungs- und Übertragungsphänomene, die ja gerade von der Psychoanalyse herausgearbeitet worden sind (LORENZER 1974, 58). Die Lösung dieser methodischen Probleme kann hier nicht angegangen oder auch nur skizziert werden, sondern muß der Entwicklung einer differenzierten dialog-konsenstheoretischen Methodik überlassen bleiben.

Worauf es an dieser Stelle nur ankommt, ist, aus der fließenden Grenze zwischen literarischer Rezeption und literaturwissenschaftlicher Interpretation die Konsequenz zu ziehen und für bestimmte Analyseperspektiven innerhalb

einer empirischen Literaturwissenschaft ein konsenstheoretisches Wahrheitskriterium als legitimierbar zuzulassen. Allerdings zeigt die vorgestellte Rechtfertigungsskizze, daß das *dialog-konsenstheoretische Wahrheitskriterium auf die deskriptive Erhebung und Rekonstruktion von subjektiv interpretatorischen Rezeptionsdimensionen zu beschränken* ist. Auch ist die Zulassung des dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums nicht mit einer Wiedereinsetzung der klassischen hermeneutischen (Interpretations)Methodik zu verwechseln: denn dieses Kriterium vermeidet die aporiengenerierende Subjekt-Objekt-Konfundierung, indem es die Subjekt-Objekt-Trennung als Geschiedenheit der Dialog-Partner und in der objektivierenden (zeitweiligen) Subjekt-Überordnung durch die Rekonstruktionsbemühungen des Forschers konstituiert; andererseits nimmt es die hermeneutische Tradition im Konsenskriterium auf, das allerdings die Bestätigung auf die Zustimmung des (selbstreflexiven) Erkenntnis'*objekts'* zur vorgeschlagenen Deskription und Rekonstruktion konzentriert.

Überprüfung durch empirische Beobachtungsdaten

Die Beschränkung des dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums auf bestimmte Analyseperspektiven deutet schon an, daß auch bei einer Rezeption, die 'implizite' Interpretation ist, die kommunikationsexterne Beobachtung als i.e.S. empirisches Falsifikationskriterium der methodologische Kern einer empirischen Literaturwissenschaft bleibt. Denn das dialog-konsenstheoretische Wahrheitskriterium führt, wie schon die methodologische Analyse der Psychoanalyse zeigt (LORENZER 1974, 84 u. 194ff.), nicht über den Bedeutungshorizont des (dyadischen) Kommunikationsprozesses hinaus, d.h. kann das objektive Fundament der Rezeption und ihrer theorieanalogen Dimensionen nicht erreichen. Dies aber ist unverzichtbares Ziel unter zwei Analyseperspektiven einer empirischen Literaturwissenschaft: der Erklärung und Kritik der literarischen Rezeption (einschließlich ihrer impliziten Regularitätsannahmen).

Daß für die Erklärung der Rezeption ein dialog-konsenstheoretisches Wahrheitskriterium nicht ausreicht, ergibt sich schon rein analytisch aus der Konzeption dieses Kriteriums. Es war eingeführt worden, weil dem Rezipienten die quasi-interpretatorischen Elemente seiner Rezeption nicht notwendig vollständig bewußt und verbalisierbar gegeben sind, weil daher der Wissenschaftler in seiner Deskription auch Rekonstruktion zu leisten hat und die Adäquanz dieser Rekonstruktion an der Zustimmung des 'Rekonstruierten' gemessen wird. Bei der Erklärung der Rezeption aber handelt es sich nicht mehr um eine Aufgabe der Rekonstruktion, um eine Herausarbeitung der theorieanalogen Dimensionen, die zumindest prinzipiell in der Macht, da Intention des Rezipienten stehen; hier handelt es sich vielmehr um Aufweis von (zur Intention des Rezipienten) 'externen' Abhängigkeiten, denen auch gerade die impliziten Regularitätsannahmen unterliegen (Abhängigkeiten von der Sozialisation etc.).

Die erklärende (explikative) Perspektive selbst wiederum umfaßt zwei Aspekte: die Erklärung der Entstehung und die Erklärung der Veränderung von Rezeption (und gegebenenfalls deren impliziter Regularitätsannahmen). Die Beschreibung und Erklärung der Veränderung von literarischer Rezeption stellt die Präzisierung der literaturhistorischen Frageperspektive innerhalb eines empirischen Forschungsprogramms dar; gerade für diese historische Frageperspektive wird die Rekonstruktion von impliziten Regularitätsannahmen, Bewertungen etc. von Rezeptionen vergangener Epochen zentral werden (vgl. EIBL 1976, 60ff. und V.1.). Dabei ist auch unter diesem (historischen) Gesichtspunkt eine Integration von dialog-konsenstheoretischem und empirischem Beobachtungs-Falsifikationskriterium anzustreben; Notwendigkeit und Fruchtbarkeit des dialog-konsenstheoretischen Kriteriums zeigen sich allerdings besonders unter dem Aspekt der Beschreibung und Erklärung historischer Rezeptionsprozesse und Textkonkretisationen. Die Fragestellungen und (derzeitigen) Antwortmöglichkeiten einer empirischen Literaturwissenschaft unter explikativer Perspektive werden unten (V.) im einzelnen abgehandelt.

Ich konzentriere mich daher hier auf den Aspekt der Kritik theorieanaloger Rezeptionsdimensionen, für die die Notwendigkeit eines extern-empirischen Beobachtungskriteriums auch nicht so unmittelbar einsichtig sein mag wie bei dem Erklärungsanspruch; dabei verfolge ich das Beispiel der impliziten (ästhetischen) Wertungen weiter. Die Notwendigkeit kommunikationsexterner Beobachtungsdaten gründet sich auf das wissenschaftstheoretische Ziel, möglichst objektives Wissen über die literarischen Kommunikationsprozesse zu erlangen; unter dieser Voraussetzung kann sich Wissenschaft nicht mit der Deskription subjektiv-impliziter Decodierungs- oder Wirkungsannahmen begnügen, sondern muß diese auf ihre Berechtigung hin befragen, überprüfen und gegebenenfalls kritisieren. Dies ist aber nur möglich, wenn der Wissenschaftler den literarischen Sender-Empfänger-Prozeß von außen betrachtet und anhand externer Beobachtungsdaten beschreibt (und erklärt). Ohne solche auf dem Beobachtungs-Falsifikationskriterium basierende Kritik müßte empirische Forschung immer die impliziten Wertungen des Gegenstandsbereichs (und d.h. hier des Rezipienten) übernehmen; damit wäre einmal nicht mehr die oben postulierte mediale Funktion des Rezipienten (vgl. II.8.) gegeben, da ja seine impliziten Wertungen unablösbar mit den Werkkonkretisationen verbunden wären; zum anderen wäre der Anspruch der Wissenschaft auf größere Objektivität, Rationalität, Erkenntnis etc. gegenüber dem Alltagsreflektieren generell aufgegeben. Ich verdeutliche die Gefahr, daß rezeptionsorientierte Literaturwissenschaft die Wertungen ihres Gegenstandsbereichs unüberprüft übernimmt, im folgenden an zwei Beispielen:

Das erste Beispiel ist mir – in bezug auf die ästhetischen Wertungen der hermeneutischen Literaturwissenschaft – innerhalb einer empirischen Untersuchung selbst unterlaufen. Bei der Analyse der Strukturdivergenz-These zwischen klassischer und moderner Lyrik auf der Dimension der Kommunikativität (mit Hilfe des Rateverfahrens der subjektiven Informa-

tionserhebung) habe ich als Ergebnis sichern können, daß die modernen Gedichte aus einer zeitgenössischen Anthologie (Echtermeyer & Wiese 1966) in der Tat im Durchschnitt eine bedeutsam niedrigere Kommunikativität als die klassischen aufweisen (GROEBEN 1970, 90), was nun aber gar nicht (wie damals angesetzt) als eindeutig positive empirische Evidenz für die Strukturdivergenzthese zu interpretieren ist („Die geringe Kommunikativität . . . kommt moderner Lyrik als strukturelles Merkmal unablösbar zu, denn der Unterschied vollzieht sich im zeitlichen Nacheinander nicht kontinuierlich, sondern bruchartig" – GROEBEN 1970, 91). Das ist auf dem Hintergrund der erlangten Daten mit großer Wahrscheinlichkeit schlichtweg Unsinn: Die germanistischen Fachwissenschafler, die die Anthologie zusammengestellt haben, dürften ihre Ästhetiktheorie (und zwar die der Strukturdivergenzthese) bei der Auswahl der lyrischen Werke konstituierend zugrundegelegt haben, und folglich spricht das Ergebnis vor allem dafür, daß die Anthologie entsprechend der (damals) herrschenden Ästhetiktheorie zusammengestellt ist. Da in der klassischen Literatur'wissenschaft' ja Rezeption und Interpretation konfundiert sind (s.o.), ist hier die (subjektive) Ästhetiktheorie der Rezipienten als 'wissenschaftliche' Theorie übernommen und zementiert; empirische Literaturwissenschaft (qua Kommunikationswissenschaft) muß, wie das Beispiel zeigt, diese subjektiven (Codierungs- und) Decodierungstheorien der (hier 'wissenschaftlichen') Rezipienten unbefragt implizieren und mitschleppen, wenn sie sich nicht als metatheoretische Kritik über die theoriehaltige Rezeption (bzw. hermeneutisch 'wissenschaftliche' Interpretation) versteht.

Auf das Beispiel der 'Trivialliteratur' frage angewandt, bedeutet das eine *Explikation der Wertungsimplikationen* auch des metatheoretisch beschreibenden Konstrukts 'Trivialliteratur': denn die Metatheoretisierung des Begriffs, die die Wertungsimplikationen zentral zum Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung machen will, kann dennoch nicht alle Wertdimensionen für die wissenschaftliche Behandlung (und damit Metaebene) abschneiden. Das gilt schon für Kreuzers Formulierung der „Literatur unterhalb der literarischen Toleranzgrenze der literarisch maßgebenden Geschmacksträger einer Zeit" (1967, 190): zunächst einmal scheint hier 'literarisch' vorab relativ festgelegt zu sein und nicht auf den jeweiligen subjektiven Rezipientenhorizont relativiert (im Gegensatz zu den oben abgeleiteten Konsequenzen einer empirisch-kommunikationswissenschaftlichen Konzeption – vgl. besonders SCHMIDT 1974, 54f., 67, 76f. –, was sich aber vermutlich revidieren ließe). Unvermeidbar dagegen sind die Wertungsimplikationen des Terminus 'maßgebend': was sind die 'maßgebenden Geschmacksträger' einer Zeit? Setzt man eine rein empirisch-quantitative Norm (statistischer Repräsentativität) an, so würde sich das metatheoretische Konstrukt 'Trivialliteratur' vermutlich auflösen (für die über 6 Millionen 'Groschenheft'-Leser – vgl. BEAUJEAN 1970 – ist die Konstruktion einer literarischen Toleranzgrenze u.U. ohne empirischen Gehalt). Setzt man irgendeine Idealnorm (ästhetischer 'Sensibilität' oder dergl.) an, so ist aber diese Norm (bzw. ihre Inhalte) auf ihre Berechtigung/Begründung etc. hin zu überprüfen – wenn sie nicht konfundiert in die 'objektiv'-wissenschaftliche Analyse übernommen werden soll: und gerade um diesen (pseudoelitär-verkürzenden) Konfundierungseffekt (von ästhetischer Norm des Wissenschaftlers als Rezipienten mit 'objektiver' wissenschaftlicher Norm) zu vermeiden, ist ja die Relativierung des (ehemals sogenannten objektiven) Begriffs Trivialliteratur zum Gegenstand des empirisch-deskriptiven Konstrukts 'Trivialliteratur' vorgenommen worden – wobei man aber eben konzedieren muß, daß die metatheoretische Deskriptionsebene nicht vollständig gegen alle Wertungsimplikationen des (jetzt zum Gegenstand verschobenen) Wertungsbegriffs abgedichtet werden kann; sich dieser Unvermeidlichkeit zu verschließen, hieße, Wertungsteilmengen implizit (und damit unüberprüft) in der metatheoretisch-wissenschaftlichen Konstruktion mitzuschleppen und damit zu immunisieren. Eine Überprüfung ist nur möglich durch eine Explikation der Wertungsdimensionen und deren anschließende Normrechtfertigung (zum formalen Procedere der Wertungsrechtfertigung als logische Konsistenzprüfung und Nachweis des Gehalts empirischer Implikationen/Dimensionen vgl. PRIM & TILMANN 1973; GROEBEN 1978a).

Einer der zentralen (empirischen) Aspekte solcher Rechtfertigungsversuche wird die Überprüfung der Rezeptionsadäquanz gegenüber der materialen Textstruktur sein (bei WALDMANN 1973: '(De)Kodierungsadäquatheit'), d.h. das In-Beziehung-Setzen der empirisch festgestellten intentional-sinnhaften zu den material-objektiven Textdimensionen (vgl. u. IV.2.). Diese Probleme der empirischen Überprüfung bzw. Rechtfertigung subjektiv-impliziter Wertungsdimensionen von Rezeptionen soll hier jetzt nicht im einzelnen ausgeführt werden, der Beitrag einer empirischen Literaturwissenschaft zu Wertungsfragen wird unten noch einmal näher angesprochen (IV.2. und V.4.).

Worauf es an dieser Stelle ankommt, ist die Konsequenz, daß *auch dialog-konsenstheoretisch rekonstruierte theorieanaloge Wertungsimplikationen von Rezipienten zur kritischen Überprüfung ihrer Begründetheit, Legitimität eines i.e.S. empirischen Beobachtungskriteriums bedürfen.* Diese Kritik ist metatheoretisch zu nennen, insofern als eine – objektive – Theorie über Rezeption generiert wird, bei der die Rezeption, zumindest z.T., selbst – subjektive – Theorie ist. Die metatheoretische Perspektive einer empirischen Literaturwissenschaft integriert also in einem prozessualen Nacheinander der Methodik die beiden Wahrheitskriterien: das dialog-konsenstheoretische und das empirisch-beobachtungstheoretische Falsifikationskriterium. Sie versöhnt damit die hermeneutische und empiristische Tradition in den Sozialwissenschaften.

Dabei ist unbestritten, daß eine solche metatheoretische Perspektive innerhalb der empirischen Literaturwissenschaft bisher – am Anfang dieses szientistischen Forschungsprogramms – noch keine ausdifferenzierte leistungsfähige Forschungskonzeption bietet (vgl. Ansätze in GROEBEN 1976a, 139ff.); aber sie stellt eine mit dem Konzept einer empirischen Literaturwissenschaft vereinbare Entwicklungsmöglichkeit dar, die – zusammenfassend – die fließende Grenze zwischen Rezeption und Interpretation berücksichtigt, insofern die Rezeption theorieanaloge (ästhetische etc.) Regularitätsannahmen, Wertungen etc. enthält. Diesen Dimensionen wird das empirisch-metatheoretische Forschungsprogramm durch das Zulassen eines dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums für die rekonstruierende Erhebung subjektiv-impliziter Interpretationen gerecht. Im Sinne der flexiblen Grenze zwischen Beobachtungs- und Theoriesprache wird man eine entsprechende *dialog-konsenstheoretische Erhebungsmethodik besonders bei entsprechend komplex ausgerichteten Fragestellungen und komplex, 'polyvalent' konkretisierenden Rezipientengruppen einsetzen!* Damit wird das szientistische Forschungsprogramm auch der Forderung gerecht, nicht spezifische, hochdifferenzierte Rezipientengruppen (wie eventuell auch professionell gebildete Rezipienten) auszuschließen. Eine szientistische Wissenschaftsstruktur bleibt dabei gewahrt, indem erstens auch das dialog-konsenstheoretische Wahrheitskriterium eine (zeitweilige) Subjekt-Objekt-Trennung impliziert und zweitens die rekonstruierenden De-

skriptionsergebnisse mit Hilfe eines empirisch-beobachtungstheoretischen Falsifikationskriteriums zu erklären und kritisieren sind.

Eine Konsequenz dieser metatheoretischen Perspektive ist aber noch besonders hervorzuheben: im klassischen szientistischen Wissenschaftskonzept gilt die Subjekt-Objekt-Relation als fixiert (parallel zu den Naturwissenschaften, wo nur dem kognitiv-reflexiven Subjekt 'Mensch' gegenüber den physikalischen etc. Objekten Erkenntnis-Subjekt-Charakter zukommen konnte). In einer metatheoretischen Perspektive ist auch diese Relation flexibel: man kann damit den Fall abdecken, wo der implizit interpretierende Rezipient den größeren Kenntnisstand, die bessere Rechtfertigungsdynamik für seine Wertungen etc. besitzt als der institutionell, d.h. explizit interpretierende, theoretisierende Wissenschaftler (empirische Literaturwissenschaftler). Wissenschaftstheoretisch heißt das: das System mit der größeren Rationalität, Falsifizierbarkeit etc. kann die Subjektrolle einnehmen, das mit der geringeren hat demgegenüber Objekteigenschaft (KNEBEL 1970, 92) – selbst wenn letzteres durch den empirischen Literaturwissenschaftler gestellt wird. Damit ist – ganz praktisch ausgedrückt – die Möglichkeit abgedeckt, daß der Rezipient 'mehr weiß', differenzierter etc. rezipiert als es der Wissenschaftler, der Interpret mit seinen Hypothesen impliziert. Dieser Fall wird besonders wichtig für die Rekonstruktion der literaturhistorischen Frageperspektive innerhalb der empirischen Literaturwissenschaft, wo ein solcher Rekurs auf den besonders kompetenten Rezipienten (und seine im- oder expliziten Regularitätsannahmen) die einzige Möglichkeit darstellt, zu empirischen (Simulations)Daten über historische Rezeptionsweisen und -inhalte zu gelangen (s.u. V.1.).

IV. INTERPRETATION: KONSTRUKTION VON WERKSINN ANHAND VON REZEPTIONSDATEN

IV.1. Unterscheidung Rezeption – Interpretation

Mit der empirischen Erhebung von Rezeptionsdaten in Form intersubjektiv-instrumenteller Beobachtung ist das Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaft natürlich nicht erschöpft – es handelt sich dabei nur um die Sicherung einer intersubjektiven Datenbasis entsprechend szientistischen Anforderungen. Eine vollständige Realisierung des szientistischen Wissenschaftsprogramms aber ist erst gegeben, wenn solche Datenbasen eingebettet sind in Prozesse des Theorienaufbaus und der Theorieüberprüfung. Im Bereich der Literaturwissenschaft bedeutet diese theoretische Anstrengung zunächst und zentral immer die Interpretation literarischer Werke, szientistisch ausgedrückt: die theoretische Konstruktion von Werksinn auf der Grundlage von Rezeptionsdaten. Die durch das Empirisierungsprogramm geforderte Trennung von Rezipient und Interpret bedeutet in dieser Hinsicht auch eine (möglichst) eindeutige Trennung von Rezeption und Interpretation: indem dem Interpreten als wissenschaftlichem Forscher die Operation der theoretischen Werksinn-Konstruktion vorbehalten bleibt (vgl. o. I.). Rezeption und Interpretation sind also im szientistischen Wissenschaftsprogramm der Literaturwissenschaft eindeutig getrennt: bei der *Rezeption* handelt es sich um den *bedeutungskonstituierenden Prozeß der Textkonkretisation,* der Gegenstand für die wissenschaftlich-intersubjektive Beobachtung ist; bei der *Interpretation* handelt es sich um eine Teilmenge des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses und zwar jene, die *theoretische Konstruktionen* aufstellt und unter Rückgriff auf die beobachteten Rezeptionsdaten überprüft. Diese Unterscheidung ist nach dem im letzten Abschnitt Erarbeiteten (III.9.) sicherlich idealtypisch, aber doch als akzentuierende Trennung der beiden entgegengesetzten Pole zur Verdeutlichung der methodologischen Grundstruktur und Unterschiede brauchbar und sinnvoll.

Zwischenbemerkung zu hermeneutischen Mißverständnissen:

Es war schon bei der Besprechung der medialen Funktionen des Lesers (s.o. II.8.) darauf hinzuweisen, daß sich im Hinblick auf die Relation von Interpretation und Rezeption innerhalb des empirischen Wissenschaftsprogramms Mißverständnisse von seiten hermeneutischer Wissenschaftler ergeben haben, die praktisch zu einer völlig entgegengesetzten Auffassung über die Programmatik einer empirischen Rezeptionsforschung führen, als diese selbst sie vertritt; so z.B. bei INGEN und STEINMETZ (1974), die beide von einer Identifizierung der Interpretation mit der Rezeption durch das Empirisierungsprogramm ausgehen. So vertritt z.B. STEINMETZ die Meinung, daß von Vertretern der (empirischen) Rezeptionsforschung „Rezeption und Interpretation als synonyme, wenn nicht gar als identische Phänomene begriffen und benutzt werden" (1974, 45). Und INGEN behauptet:

„Die Freiheit des Lesers . . . wird bei Groeben gleichsam zur Interpretation neuen Stils formalisiert, – sie ist aber in Wirklichkeit Rezeption" (1974, 100). Diese behauptete Identität von Rezeption und Interpretation im Empirisierungsprogramm widerspricht ganz eindeutig den expliziten Konzeptualisierungen dieses Programms (vgl. o. und I.).

Das Mißverständnis kommt zustande einerseits durch ungenügende Verständigung über wissenschaftstheoretische Konzepte des Szientismus, andererseits dadurch, daß von hermeneutischer Seite an manchen Stellen noch Kernannahmen des eigenen Paradigmas unterstellt werden, die im Ansatz einer empirischen Literaturwissenschaft aufgegeben worden sind. So gründet sich die thematische Identitätsthese der Hermeneutiker zunächst einmal in einer nicht-adäquaten Sicht dessen, was mit Interpretation als 'theoretischer Konstruktion' (durch ein szientistisches Programm) gemeint ist; nach Ansicht der Hermeneutiker ist damit folgendes gemeint: „Was hier für Interpretation ausgegeben wird, ist nichts anderes als die Summe von (oder der größte gemeinsame Teiler aus) verschiedenen Leserrezeptionen" (INGEN 1974, 101) oder mit anderen Worten: „Ausgesprochene oder unausgesprochene Voraussetzung dieser Auffassung bildet die Überzeugung, die unterschiedlichen Rezeptionen ergänzten und korrigierten sich zu einer nicht mehr subjektiven, auch vom Text gleichsam sanktionierten Interpretation" (STEINMETZ 1974, 45). Das aber ist die Vorstellung eines induktiven Verifikationismus, der die Beobachtungsdaten einfach zu einer generelleren theoretischen Konstruktion (Hypothese) addiert und mit dieser Addition zugleich die theoretische Konstruktion als gültig ansieht. Diese Implikation beruht auf einer überholten Empirismus-Vorstellung; heute wird demgegenüber ein falsifikationstheoretisches Konzept vertreten (so auch z.B. GROEBEN 1972a, 174), daß empirische Daten als Falsifikationsmöglichkeiten für theoretische Konstruktionen verwandt werden und somit eine empirische Überprüfung erlauben (d.b. ein sog. deduktives Bestätigungskonzept, vgl. GROEBEN & WESTMEYER 1975, 109). Daraus folgt ganz im Gegensatz zur Identitätsthese, daß von der theoretischen Konstruktion ausgegangen wird und die Rezeptionsdaten in bezug auf diese Konstruktion als Falsifikation oder Bewährung bewertet werden; das Ausgehen von der theoretischen Konstruktion aber impliziert deren inhaltliche Unabhängigkeit gegenüber den Rezeptionsdaten (nicht hinsichtlich der empirischen Geltung, aber hinsichtlich der inhaltlichen Aspekte der Interpretation: ich habe das in 1972a durch die Aufzählung verschiedener möglicher Interpretationsperspektiven zu verdeutlichen versucht: formanalytische, psychoanalytische, marxistische etc.). Man kann also die erhobenen Rezeptionsdaten auf ganz unterschiedliche Weise und unter ganz unterschiedlichen Aspekten zu einer theoretischen Konstruktion qua literaturwissenschaftlichen Interpretation aufarbeiten. Das schließt nicht aus, daß man, wenn man will, auch additiv-generalisierend vorgehen kann – es ist dies aber nicht ein im Empirisierungsprogramm liegender methodischer Zwang. Die folgenden Erörterungen dieses Kapitels werden zu zeigen versuchen, daß man alle bisherigen Aufarbeitungsperspektiven der klassischen Literaturwissenschaft mit Hilfe empirischer Rezeptionsdaten ebenfalls abdecken kann – sie werden allerdings auch die Frage nach der Fruchtbarkeit dieser Perspektiven stellen und gegebenenfalls neue Gewichtungen, neue Problemsichten als relevanter zu begründen versuchen.

Mit dem Dekuvrieren dieses induktiven Verifikationismus als Mißverständnis ist auch deutlich, daß hier nicht das Konsensus-Kriterium unter der Hand wieder eingeführt wird, wie es STEINMETZ vermutet: für ihn wird in der Empiriekonzeption „in einer Art logischem Salto mortale" der Konsensus aller Rezipienten „als das Symptom für das Gelungensein einer objektiven Texterkenntnis verstanden" (1974, 45). Dieses Mißverständnis ist nur möglich, wenn man an hermeneutischen Kriterien und Vorstellungen festhält und das Empirisierungsprogramm auf dem Hintergrund solcher konstanter hermeneutischer Konzepte zu verstehen sucht: denn natürlich ist der Konsensus der Rezipienten (die Übereinstimmung der Rezeptionsdaten) nicht eo ipso das Kriterium für eine 'objektive Texterkenntnis' – wie oben bei der Forderung nach metatheoretischer Kritik auch der theorie-

analogen Rezeptionsprozesse begründet. Dieser Konsensus ist als Kriterium nur verstehbar, wenn man Interpret und Rezipient ungeschieden läßt – dies ist die in diesem Argument konstant gehaltene hermeneutische Implikation, die ja aber durch das Empirisierungsprogramm gerade negiert und aufgelöst wurde.

Auf der gleichen inadäquaten Implikation beruht die Befürchtung, die Subjektivität der Rezeption könne die Objektivität der Interpretation verhindern: „Wenn jede Rezeption ausschließlich subjektiven Regeln folgt und dabei naturgemäß eine Kontrolle unmöglich macht, dann wird auch die Interpretation literarischer Texte grundsätzlich in Frage gestellt" (STEINMETZ 1974, 53). Gerade das wird durch das empirische Forschungsprogramm vermieden: danach ist es durchaus möglich (und, wie ich hoffe, in Kap. III auch begründet gezeigt), daß man die Subjektivität der Rezeption intersubjektiv (-instrumentell) beobachtet. Das geht natürlich nur auf der Grundlage der Trennung von Rezipient und Interpret; damit ist aber auch gleichzeitig zu erreichen, daß die Literaturwissenschaft sowohl die Subjektivität der Rezeption als auch den wissenschaftstheoretischen Forderungen nach Intersubjektivität (der Interpretation) gerecht wird. Nur die vernachlässigte (bzw. verdrängte) Trennung von Rezipient und Interpret (und damit Rezeption und Interpretation) ist auch dafür verantwortlich, daß STEINMETZ annimmt, die empirische Rezeptionsforschung müsse notwendig auf die *eine* kohärente Textsinn-Konstruktion (qua Durchschnittsbildung der rezipierten Textbedeutung) ausgerichtet sein (1974, 66). Vielmehr ist auch und gerade auf der Basis des Empirisierungsprogramms STEINMETZ zuzustimmen, daß die Interpretation mehr auf die Variabilität und Breite der konkretisierten Bedeutungen orientiert sein sollte (vgl. u.) – allerdings halte ich gerade dafür (wie oben bei der Diskussion der 'Amplitude' begründet) die empirische Literaturwissenschaft mit ihrer Trennung von Rezipient und Interpret für optimal geeignet.

Interpretation als Konstruktion und Überprüfung von Werk-Sinn

Das Konzept einer empirischen Literaturwissenschaft nimmt also die sinnvollen Unterscheidungen der hermeneutischen Literaturwissenschaft hinsichtlich der Rezeption und Interpretation durchaus auf (und präzisiert sie sogar z.T.). Dazu gehört vor allem auch die Verschiedenheit in bezug auf den 'Polyfunktionalitäts'-Faktor literarischer Werke; hier ist – im Einklang mit den unter II. herausgearbeiteten Kernannahmen und den in Kap. III mitgeteilten empirischen Ergebnissen – davon auszugehen, daß die literarische Rezeption 'normalisierend' ist, insofern sie nicht alle vom Text potentiell angebotenen Sinnmöglichkeiten auf einmal realisieren kann (ISER 1976, 53), d.h. die vollständige Abdeckung der gesamten Polyvalenz eines Textes für einen einzelnen Rezipienten als nicht in jedem Fall möglich anzusehen ist (BAUER et al. 1972, 221). Demgegenüber ist die Interpretation – idealtypisch – dadurch charakterisiert, daß sie (immer noch in bezug auf den 'Polyfunktionalitäts'-Faktor gesprochen), „die kodierte zweideutige Botschaft des literarischen Textes als solche bewußtzumachen und zu analysieren" versucht (STEINMETZ 1974, 66), d.h. bestrebt ist, „die Diskrepanz zwischen literarischen Kodes und denen des Alltags zu vergegenwärtigen" (o.c., 67). Diese Fragerichtung der Interpretation ist das, was ECO 'Offenheit zweiten Grades' nennt; auch die Rezeption ist durch Offenheit gekennzeichnet, die Offenheit, die durch den ästhetischen Genuß, die Integration von emotionalen und kognitiven Prozessen in der rezeptiv-reproduktiven Aktivität gegeben ist. In Abhebung von dieser Offenheit er-

sten Grades ist die Interpretation auf ein Erkennen des Kunstwerks als potentiell ständig 'offenen Prozesses, der es gestattet, stets neue Umrisse und neue Möglichkeiten wahrzunehmen' (ECO 1973, 139: Offenheit zweiten Grades) ausgerichtet. Der zentrale wissenschaftstheoretische Unterschied dabei ist allerdings, daß die Rezeption als nicht- oder vorwissenschaftlicher Prozeß (der subjektiven Bedeutungskonstituierung) aufzufassen ist, während die Interpretation als wissenschaftlich-theoretische Anstrengung davon abgehoben wird (vgl. GROEBEN 1972a, 168). Damit ist exakt die Anforderung erfüllt, die INGEN (1974, 133) an die Interpretation als 'selbständigem objektivierbarem Arbeitsvorgang mit wissenschaftlichem Anspruch' stellt, nämlich daß sie 'als Auslegung des Textes aus der Sphäre der Rezeption herauszulösen' ist.

Dieses Herauslösen ist optimal durch die szientistische Forschungsstruktur verwirklicht, in der die Interpretation eine theoretische Konstruktion über die Rezeption verfolgt, die an dieser Stelle unter dem Aspekt der Unterschiedlichkeit von Rezeption und Interpretation explizit zu benennen ist: die Interpretation bezieht sich als theoretische Konstruktion auf den Text*sinn,* d.i. die „Substanz der textuellen Struktur", während unter Konkretisation die Text*bedeutung* verstanden wird, d.i. die „konkrete Realisation des Sinnes durch den Rezipienten" (WALDMANN 1976, 48). Durch diese Unterscheidung wird weder die textuelle Struktur als 'abstrakte Identität' angesetzt, noch auch 'das ästhetische Objekt in bloße Rezeptionsprozesse aufgelöst' (PASTERNAK 1975, 86). Vielmehr ist der Textsinn als das aufzufassen, was auch der historisch-hermeneutisch orientierte Wissenschaftler hervorbringt: ein „Rekonstrukt des Literaturwissenschaftlers" (GÜNTHER 1973, 44; vgl. PASTERNAK 1975, 86). Wissenschaftstheoretisch kann man dieses Re-Konstrukt als 'singuläre Deutungshypothese' auffassen (vgl. GROEBEN 1972a, 196); da hier, signalisiert durch den Begriff 'Deutung', mit dem Terminus Hypothese kein Erklärungsanspruch verbunden ist, sondern nur das Ziel einer theoretischen Deskription verfolgt wird, ziehe ich es vor, im Sinn der empirischen Methodologie von einem 'deskriptiven Konstrukt' (HERRMANN 1969; vgl. GROEBEN 1972a, 196) zu sprechen: das deskriptive Konstrukt legt fest, was empirisch beobachtete Daten (hier Rezeptionsdaten) theoretisch bedeuten (Interpretation). *Interpretation* wird also im folgenden verstanden als *theoretische Konstruktion eines Werksinns anhand von (rezipierten) Textbedeutungen und der material-objektiven Textstruktur; dabei entscheiden die empirisch erhobenen* (Kap. III.) *Textbedeutungen im Sinne eines Falsifikationskriteriums über die Gültigkeit (Validität) der Werksinn-Konstruktion.*

Um Mißverständnisse zu vermeiden, muß hier besonders hervorgehoben werden, daß in diese theoretische Konstruktion entsprechend dem Schema des Empirisierungsprogramms (vgl. I.) auch die intersubjektive Beschreibung der materiellen Textstruktur eingeht; damit ist der Gefahr vorgebeugt (die z.B.

INGEN 1974, 99 sieht), daß die Interpretation nur das ästhetische Sensibilitätsniveau, die Decodierungskompetenz der Rezipienten wiederspiegeln kann (vgl. IV.2.: die Frage der adäquaten Rezeption). Daß sich die Konzeption der empirischen Literaturwissenschaft nicht auf diesen Aspekt der Werksinn-Konstruktion beschränkt, ja an und für sich als zentrale Probleme weniger solche deskriptiven Untersuchungsperspektiven als vielmehr Erklärungsversuche (Voraussetzungen bestimmter Textbedeutungen bis zur Wirkung von Texten) anstrebt, wurde schon bei der Explikation der Kernannahmen betont (II.); aber da die Interpretation literarischer Werke das zentrale Problem der bisherigen Literaturwissenschaft darstellt (vgl. I.), muß und soll die *Leistungsfähigkeit des szientistischen Paradigmas zunächst in der Rekonstruktion des Interpretationsproblems nachgewiesen* werden.

Es wird dabei vor allem um den Nachweis gehen, daß es auch bei der Konstruktion und Überprüfung von Werksinn anhand empirischer Rezeptionsdaten möglich ist, ganz unterschiedliche Konstruktionsperspektiven und -strukturen zu verfolgen, sozusagen unterschiedliche Leser-'Rekonstruktionen' vorzulegen: des 'normalen', 'qualifizierten', 'idealen', historischen Lesers etc. (vgl. PFEIFFER 1974, 229) – ganz wie es die Frageperspektiven der klassisch-hermeneutischen Literaturwissenschaft vorgeben. Dabei wird allerdings die Rekonstruktion solcher hermeneutischer Interpretationsmodelle/-richtungen innerhalb des szientistischen Forschungsprogramms nicht auf die Kritik hinsichtlich der Sinnhaftigkeit und Fruchtbarkeit dieser Perspektiven verzichten können und wollen. Wie jeder Präzisierungsversuch (vgl. OPP 1970, 158ff.) kann daher eine solche Rekonstruktion interpretatorischer Frageperspektiven zu einer Modifikation des Analyseaspekts führen; Explikation und Begründung derartiger Modifikationen manifestieren die bei einem Paradigmawechsel unvermeidliche Veränderung in der Problemsicht und Problemgewichtung (vgl. I.).

Ich werde im folgenden zwei pragmatisch verschiedene Zugangsweisen bei der literaturwissenschaftlichen Interpretation als theoretischer Werksinn-Konstruktion unterscheiden: die induktiv-generalisierende und die deduktiv-selegierende Vorgehensweise. Die induktiv-generalisierende geht forschungspragmatisch von erhobenen Rezeptionsdaten aus und versucht quasi induktiv aus einer 'Zusammenschau' der Daten heraus die literaturwissenschaftliche Interpretation aufzubauen; dabei ist zweierlei zu beachten: zum ersten ist hier mit 'induktiv' ein pragmatisches Operieren, eine Reihenfolge von Operationen gemeint, kein induktiver Bestätigungsbegriff vorausgesetzt (das wird sich schon unter IV.2., der Adäquanzfrage, zeigen); zum zweiten ist diese zusammenschauende, generalisierende Frageperspektive sehr viel weniger eine genuin der empirischen Wissenschaftskonzeption entstammende als der Tradition der hermeneutischen Literaturwissenschaft (vgl. dazu das Problem des 'Superlesers/Superwerks' IV.3.). Die genuine Fragerichtung des szientistischen Forschungsprogramms ist vielmehr, von bestimmten In-

terpretationshypothesen ausgehend anhand der Rezeptionsdaten zu differenzieren und die durch rezipierte Textbedeutungen abgedeckten Deutungshypothesen als gültige zu selegieren; diese Frageperspektive geht wie überall bei theoriegeleiteter empirischer Forschung von der theoretischen Konstruktion aus und überprüft (deduktiv) die Gültigkeit der theoretischen Deutung. Die Frage danach, 'welche theoretische Konstruktion des Werksinns den intersubjektiv erhobenen Werkkonkretisationen adäquat ist' (GROEBEN 1972a, 175) ist die für das empirische Forschungsparadigma zentralere und ihm inhärente Problemsicht (vgl. IV. B.).

IV. A. Induktiv-generalisierende Interpretation

IV. 2. Die Frage nach der adäquaten Rezeption

Hermeneutische Fragerichtung: Lenkung durch den Text

Wenn man die Leistungen der klassisch-hermeneutischen Interpretation innerhalb einer empirischen Wissenschaftskonzeption rekonstruieren will, trifft man als erstes auf ein an dieser Stelle fast absurd erscheinendes Problem: die Frage nach der adäquaten Rezeption. Für den Hermeneutiker entscheidet sich an der Beantwortbarkeit dieser Frage ersichtlich in einem grundsätzlichen Sinn (der notwendigen Bedingung) Sinn oder Unsinn der Konzipierbarkeit einer empirischen Literaturwissenschaft: wenn die Frage der adäquaten Rezeption von einer szientistischen Wissenschaftskonzeption her nicht beantwortbar ist, dann ist mit dem Nachweis dieser Unbeantwortbarkeit das Empirisierungsprogramm ad absurdum geführt. Und die Frage ist, so die hermeneutische These, nicht beantwortbar durch eine Erforschung der Textrezeption! Diese These zu widerlegen wird Aufgabe und Ziel der folgenden Erörterungen sein.

Man ist zunächst versucht zu fragen, wie denn das Problem der adäquaten, (d.h. textadäquaten) Rezeption sinnvoll angegangen werden soll, bevor der Textsinn (qua Interpretation) konstruiert ist; aber damit würde man sich die Entgegnung sicherlich zu leicht machen. Der hermeneutische Einwand ist grundsätzlich gemeint und zielt auf die Unerreichbarkeit einer solchen Werksinn-Konstruktion anhand von Rezeptionsdaten: „Die Rezeptionsforschung dagegen tendiert dazu, das Recht, das sich die Leser willkürlich herausgenommen haben, beschreibend so weitgehend zu akzeptieren, daß sie faktisch die These von einem unverbindlichen Meinungspluralismus vertritt" (HILLMANN 1974, 235). Wie häufig sagt eine solche These nicht weniger, vielleicht sogar mehr über die eigene Position als über die kritisierte aus. Es wird deutlich, daß für den Hermeneutiker die Interpretation eines literarischen Werks gleichbedeutend mit der Antwort auf die Frage nach der adäquaten Rezeption ist; das weist auf die zentrale, problemdefinierende Stellung der Adäquanzfrage für das hermeneutische Paradigma hin (vgl. auch o. II.).

Nur von dieser Identifikation aus wird es verständlich, daß dem empirischen Forschungsprogramm unterstellt wird, es müsse mit der Deskription von Rezeptionen auch deren Implikationen unkritisiert in die Werksinn-Konstruktion übernehmen. Dies ist die Unterstellung eines sog. 'naturalistischen Fehlschlusses', d.i. die unzulässige Ableitung von Präskriptionen (Wertungen) aus Deskriptionen. Unzulässig ist ein solcher Schluß deshalb, weil der Bedeutungsumfang eines abgeleiteten Satzes nie denjenigen seiner Prämisse überschreiten kann und daher aus empirisch-deskriptiven Aussagen (ohne präskriptive Prämissen) keine Präskriptionen abgeleitet werden dürfen (PRIM & TILMANN 1973, 119). Trotzdem sind Wertungen natürlich möglich, nur stecken sie schon in den präskriptiven Oberprämissen der deskriptiven Sätze, aus deren Kombination (präskriptive Prämisse und deskriptiver Satz) dann Wertungen ableitbar sind; eine entsprechende Oberprämisse (die HILLMANN praktisch voraussetzt), daß jede erforschte Konkretisation eines literarischen Textes auch 'richtig' sein muß (weil sonst nicht erforschungswürdig), hat die Rezeptionsforschung aber nie propagiert.

Was sie allerdings implizit und explizit propagiert, ist eine Umgewichtung der Frageperspektiven. Es kommt der empirischen Literaturwissenschaft in sehr viel größerem Ausmaß zunächst einmal auf die Deskription möglicher Werkkonkretisationen an als auf die Bewertung solcher Rezeptionen. Darin gleich auch eine wertende Akzeptierung aller potentiell auftretenden Rezeptionen zu sehen, ist nur ein Indikator für die übermäßig starke Wertungstendenz innerhalb der hermeneutischen Literaturanalyse. Man muß das auf dem Hintergrund der vorhandenen Irrtumsmöglichkeiten sehen; es gibt in solchen Fällen immer zwei Fehlermöglichkeiten (in der sozialwissenschaftlichen Statistik 'alpha- und beta-Fehler' genannt): Richtiges abzulehnen oder Falsches zu akzeptieren. Die beiden Irrtumsmöglichkeiten sind gegenläufig: je mehr ich zu vermeiden versuche, Richtiges abzulehnen, umso toleranter, weniger restriktiv bin ich in der Bewertung und laufe entsprechend verstärkt Gefahr, Falsches mit zu akzeptieren; je mehr ich darauf konzentriert bin, möglichst nichts Falsches zu akzeptieren, desto restriktiver, schärfer bewerte ich und erhöhe damit unvermeidbar die Gefahr, auch Richtiges nicht zu akzeptieren. Die hermeneutische Literaturwissenschaft ist nun absolut darauf konzentriert, möglichst nichts Falsches, besonders auch keine inadäquate Rezeption, zu akzeptieren, und muß damit notwendigerweise eine erhöhte Gefahr der Verwerfung von Richtigem, auch eventuell adäquaten Rezeptionen, eingehen. Die empirische Literaturwissenschaft akzentuiert die entgegengesetzte Tendenz: möglichst nichts Richtiges abzulehnen, und geht dabei bewußt die erhöhte Gefahr der Akzeptierung von Falschem ein. Die Begründung ist folgende: wenn literarische Texte als Produkte kreativer Tätigkeit und mit der notwendigen Bedingung des 'Spielraum'-Faktors ästhetische Information bieten (wie auch die hermeneutische Literaturtheorie es postuliert), dann sollte auch die wissenschaftliche Analyse mehr ihrer Funktion der Ent-Grenzung (im Sinn

der 'Polyvalenz') gerecht werden als die Be-Grenzung thematisieren. D.h. die Rezeptionsforschung hat, wie es bei der Kernannahmendiskussion (o.II.) als einzige konsequente Problemdefinition des kommunikationstheoretischen Paradigmas entwickelt wurde, mehr Interesse an der 'Amplitude' möglicher Rezeptionen als an der Harmonie *eines* (stimmigen) Werksinns!

Dazu aber ist zunächst einmal die umfassende Deskription aller empirisch vorfindbaren Konkretisationen nötig. Es ist erstaunlich, wie die hermeneutische Literaturwissenschaft (angeblich) die Perspektiven der Rezeptionsästhetik freudig aufnimmt und dann doch dieser Perspektive zutiefst entgegengesetzte Fragen favorisiert, übergewichtet. An einem immer wieder angeführten Zitat verdeutlicht: nach SARTRE ist Lesen 'gelenktes Schaffen' (création dirigée; 1974, 169); die empirische Literaturwissenschaft fragt zentral nach der (dem literarischen *Kunst*werk gerecht werdenden) 'création'; denn hier ist eine legitime Möglichkeit gegeben, über den Rezipienten eine Strukturparallelität zwischen Künstler und Wissenschaftler (im Hinblick auf die Kreativität) aufzubauen, ohne daß in einer kurzschlüssigen Identifizierung von z.B. literarisch-mehrdeutiger Sprache mit wissenschaftlicher Metasprache unabdingbare Wissenschaftskriterien (wie Präzision, Nicht-Vagheit der Wissenschaftssprache etc.) unterlaufen werden. *Die hermeneutische Literaturanalyse aber thematisiert fast ausschließlich* (und im Gegensatz zu ihren eigenen Ästhetikpostulaten) *den Aspekt der 'Lenkung'* (des 'Dirigierens') *und wehrt die Höhergewichtung der kreativen Konkretisations-/Rezeptionsvielfalt* (Amplitude) *zumeist vehement ab:* Beispiele: „Die sinnschaffende Tätigkeit des Rezipienten wird dabei sehr stark von persönlichen, gesellschaftlichen und historischen Umständen gesteuert werden. Die Gefahr nur willkürlicher Sinnkonstitutionen ist dann nicht hypothetisch" (STEINMETZ 1974, 52); „Aber seine (des Lesers, N.G.) Freiheit ist nicht unbegrenzt und die Reihe der möglichen Konkretisationen nicht unendlich. Zwar bietet der Text ihm einen Spielraum von Möglichkeiten, aber dieser ist eingegrenzt . . ." (INGEN 1974, 116). Die Diskussion der Kernannahmen (oben II.6.) hat gezeigt, daß die Identifizierung von Interpretation und Adäquanzfrage hinter die Problemsicht des rezeptionsästhetischen Forschungsprogramms zurückfällt, indem z.B. durch Rekurs auf die Autorintention de facto doch wieder nach der *einen* richtigen Interpretation gesucht wird.

Vergleichbares gilt auch für die Einschränkung auf die historische Perspektive als Entscheidungskriterium für die Adäquanzfrage (vgl. TEESING 1964, 36); die Beschränkung auf den 'geistigen Horizont des Zeitgenossen' (TEESING ebda.) verfehlt, wenn man nicht von einer Konkurrenz der autorintendierten und historisch-bedingten 'Offenheit' des literarischen Werks ausgeht (vgl. II. 4.), ebenfalls die 'Amplitude' des Werks; wenn man voraussetzt, daß sich der 'Polyfunktionalitäts'-Faktor des literarischen Werks auch und legitim in der Polyvalenz ausdrückt, die im Laufe der historischen Entwicklung der Rezeptionsweisen und Rezipienten zustandekommt, dann ist der 'Standort des In-

terpreten' legitim und notwendig 'hier und jetzt' zu wählen (TEESING 1964, 37). Sowohl der Rekurs auf die historische Perspektive als auch der auf die Autorintention als Kernaspekt der Adäquanzfrage sind lediglich als Indikatoren für das alte werkimmanent-ontologisierende Paradigma anzusehen. Sie sind auch meistens nicht unabhängig voneinander, sondern gehen in der Konzeptualisierung häufig ineinander über – ein Beispiel dafür bietet anschaulich INGEN (1974): „Nur der Rückgriff auf die geschichtliche Matrix kann einer unbegrenzten Polyvalenz, d.h. einer interpretatorischen Willkür Grenzen setzen" (116f.) und: „Die Autorintention im Sinne der *voluntas auctoris* muß folglich als der adäquate Fixpunkt der Interpretation betrachtet werden" (132). Die Identifikation von Interpretation und Adäquanzfrage (der Rezeption), d.b. die eindeutige Höchstgewichtung des Problems der adäquaten Rezeption setzt in der 'Konfrontation von Konkretisation und Werk' in der Tat die 'Annahme des Substanzcharakters literarischer Texte' (GRIMM 1975, 60) voraus. Die Frage nach der (positiven) Auszeichnung adäquater Rezeption mit der vorherrschenden Befürchtung, fälschlicherweise eine nicht-berechtigte Rezeption als adäquat zuzulassen, revidiert also implizit die literaturtheoretischen und -ästhetischen Kernannahmen des kommunikationstheoretischen Paradigmas und ist daher in einer empirischen Literaturwissenschaft so nicht zu stellen und nicht zu beantworten.

Empirische Fragestellung: Grenzen der Polyvalenz

Das bedeutet nun aber nicht, daß die Frage der Rezeptionsadäquanz innerhalb des szientistischen Programms gar nicht zuzulassen bzw. gar nicht zu beantworten wäre. Sie ist durchaus sinnvoll und legitim, aber eben erst als sekundäre Frage nach der Berücksichtigung der 'Rezeptionsamplitude'. D.b.: die Adäquanzfrage ist so zu rekonstruieren, daß zunächst die Frage nach der synchronischen und diachronischen 'Offenheit' des literarischen Werks, der Variabilität der Textkonkretisationen, der Polyvalenz des Textes etc. im Vordergrund steht und erst dann das Problem anzugehen ist, von welcher Grenze ab eine solche Polyvalenz nicht mehr als (durch das Textformular) abgedeckt, gerechtfertigt anzusehen ist. Nicht mehr der Versuch, möglichst keine 'falsche' Rezeption zuzulassen, steht im *Vordergrund,* sondern *das Streben, möglichst keine brauchbare, tolerable Rezeption* (fälschlicherweise) *auszuschließen.* Dieser Wechsel in der Irrtumsfurcht entspricht den Kernannahmen des kommunikationstheoretischen Textbegriffs (s.o. II.) und manifestiert den Paradigmawechsel in der Umgewichtung der zentralen Problemaspekte. Erst diese modifizierende Rekonstruktion der Adäquanzfrage innerhalb der empirischen Wissenschaftskonzeption realisiert wirklich den „Abbau des Autoritätsprinzips" (MANDELKOW 1974, 95), der mit dem kommunikationstheoretischen Paradigma angestrebt ist. Erst diese Formulierung der Adäquanzfrage wird m.E. der oben entwickelten idealtypischen Zielrichtung der Interpretation gerecht, nämlich die 'Unmöglichkeit vollständiger Normalisierung' des literarischen Werks herauszuarbeiten, die 'Subjektivität der Rezeption nicht nur als

Ausfluß der Willkürlichkeit des Rezipienten, sondern als Resultat des ideolektischen Kodes der literarischen Botschaft' zu begreifen (STEINMETZ 1974, 60).

Und im Hinblick auf die so rekonstruierte Adäquanzfrage ist eine empirische Literaturwissenschaft durchaus zu einer Beantwortung fähig. Sie greift dazu auf die objektiv erhobene materiale Textstruktur zurück und beantwortet die Frage nach der (noch) adäquaten Rezeption durch eine *empirische Relationsanalyse von Textmaterialität und Konkretisationsstrukturen.* Denn das Konzept der empirischen Konkretisationserhebung als konstitutive Notwendigkeit einer literaturwissenschaftlichen Analyse leugnet ja keineswegs, daß es ein „Textformular als Auslöser für rezeptive Annahmenbildung . . . und Korrektiv bei der Durchführung dieser 'bedeutungskonstitutiven' Tätigkeit" (SCHMIDT 1975, 158) gibt. Und natürlich gibt es auf der Ebene der Textmaterialität Strukturen, zu denen die Rezeptionsdaten in Beziehung gesetzt werden können: „so z.B. die Abfolge des Wortmaterials und der im Lexikon auffindbare kanonische Sinn der Textkonstituenten; so die vorgegebenen Satzgrenzen, Textanfang und Textende, Kompositionsformen etc." (SCHMIDT 1975, 159). Allerdings hat die Eingrenzung des material-objektiven Kernbereichs des strukturellen Verfahrens (vgl. o. III.1.) klar gezeigt, daß es nicht etwa möglich ist, von der Analyse der materialen Textstruktur aus konstruktiv die 'richtige', adäquate Konkretisation zu konstruieren. Vielmehr kann man die Textmaterialität nur asymmetrisch (wie in der Wissenschaftstheorie heute das Falsifikationskriterium für die Wahrheitsannäherung) in einer negativen Funktion der Grenzziehung verwenden: die materiale Textanalyse kann nicht (positiv) richtige Rezeption(en) auswählen, sondern nur (negativ) falsche ausschließen; nur bei eklatanten Widersprüchen zwischen materialer Textstruktur und konzeptueller Konkretisationsstruktur ist die Rezeption als nicht-adäquat zu kennzeichnen. Die Konkretisation literarischer Werke kann also nicht positiv als adäquat ausgezeichnet werden, sondern lediglich (vom negativen Pol her) als nicht-inadäquat! Das entspricht der Einschätzung des materialen Textformulars als Ermöglichungsgrund der Rezeption und der oben begründeten Gewichtung der Frageperspektiven: denn die Antwort auf die Adäquanzfrage auf der Grundlage der Textmaterialität in einer grenzziehenden Funktion (und in Einschätzung dieser Frage als sekundär) ermöglicht es, eine maximal große Vielfalt von Konkretisationen als adäquat zu akzeptieren.

Ganz entsprechend der oben erarbeiteten Modifikation der Adäquanzfrage gibt der Rekurs auf die materiale Textstruktur also nur den Rahmen an, innerhalb dessen Aktualisierungen stattfinden können, „ohne daß jede einzelne im Kunstwerk 'angelegt' sein muß" (SCHULTE-SASSE 1976, 121). Der Adäquanzaspekt ist damit nur als regulative Zielidee realisiert (TEESING 1964, 45), als *Grenzkriterium* eingeführt (SÖTEMAN 1972, 134ff.), *bis zu dem die Rezeptionsamplitude akzeptierbar, weil mit der materialen Textstruktur vereinbar ist.* Die Grenzziehung mit Hilfe material-objektiver Textdeskription ist also durchaus

in der Lage, den legitimen und sinnvollen Aspekt der Adäquanzfrage zu beantworten, nämlich inwieweit die subjektiv-individuelle Rezeption „innerhalb oder außerhalb des durch den Text legitimierten Bedeutungsrahmens liegt" (HEUERMANN et al. 1975a, 15).

Im konkreten Ablauf einer empirischen Relationsanalyse von Textmaterialität und Konkretisationsstrukturen ist der erste Schritt, die Grenze zwischen textmaterial bedingter Intersubjektivität und subjektiver Bedeutungskonstituierung festzulegen. Diese theoretisch-methodologische Klärung, „welches Ausmaß an 'objektiver Textstruktur' man anzuerkennen bereit ist" (KUHNE-IBSCH 1974, 34), ist oben (III.1.) für das Beispiel der linguistisch-strukturalistischen Methode durchgeführt und dargestellt worden. Dabei hat sich als Kernbereich des linguistisch-strukturalistischen Verfahrens, bei dem auf der Ebene von Klassifizierung und Kategorisierung intersubjektive Übereinstimmung erreichbar ist, die Beschreibung von phonetischen, phonologischen, bis syntaktischen Einheiten herausgestellt. Für die semantischen Einheiten erwies sich eine Strukturbeschreibung anhand von entsprechend erhobenen Konkretisationsdaten (vgl. III.7.) als notwendig. Die Relationsanalyse von Textmaterialität und Konkretisationsstruktur als Beantwortung der rekonstruierten Adäquanzfrage muß dann die über Rezeptionsdaten erhobene semantische Struktur (-ierung) mit der textmaterial beschriebenen Struktur der Einheiten innerhalb der Semantikebene in Beziehung setzen. Da die genannte Grenzziehung am Beispiel der linguistisch-strukturalistischen Methodik und dem Gedicht 'Les Chats' geleistet worden ist, liegt es nahe, ein empirisches Beispiel für eine solche Relationsanalyse im gleichen Bereich zu suchen. Und in der Tat hat WOLFF (1977) bei seiner empirischen Untersuchung zu diesem Gedicht auch eine entsprechende, sehr arbeitsintensive Analyse vorgelegt: und zwar hat er die semantischen (über das free card sorting gewonnenen) Äquivalenzklassen mit den von JAKOBSON/LEVI-STRAUSS (1972) auf nicht-semantischen Ebenen vorgenommenen Klassenbildungen verglichen (o.c., 69ff. und besonders Anhang IX). Dabei zeigt sich, daß hinsichtlich der Relation zu nicht-semantischen Äquivalenzklassen unterhalb der syntaktischen Ebene (also phonetisch, phonologisch) zumindest in dieser (ersten diesbezüglichen empirischen) Untersuchung kein Zusammenhang besteht (o.c., 72); und zwar führt eine hohe Überdeterminierung (auf nicht-semantischer Ebene) weder regelmäßig zu einer semantischen Clusterbildung von hohem Ähnlichkeitsniveau (in praktisch determinierender Funktion), noch zu Clusterbildung auf niedrigem Niveau (unterstützende Funktion) noch zu Kontiguitäts-Clusterbildungen (kontextunterstützende Funktion) (o.c., 73). Anders allerdings ist die Relation in bezug auf die Textpoezität (syntaktische, prosodische etc. Klassenbildungen): hier zeigt sich relativ häufig eine Koextension von Kontext-Metaphern und nicht-semantischen Klassenbildungen durch JAKOBSON/LEVI-STRAUSS (o.c., 70); WOLFF gibt als Beispiel folgende Aufstellung (Tab. 5; o.c., 71):

Kontext-metapher	Überdeter-minierung (nach JLS)	Text-Segmente	Strophen-bau	Versbau
A	5	*(fin)*	Strophenende	Reim
		saison		
C	4	*amoureux*	Strophenanfang	
		ami	Strophenanfang	
C	4	*amoureux*	Strophenanfang	
		reins	Strophenanfang	
D	4	*parcelle*	Binnenreim – elle, über *étincelles*	
		prunelle	*magiques* und *prunelles mystiques* am Endreim beteiligt	
E	2	*frileux*		Zäsur
		sédentaire	Strophenende	Reim
E	2	*maison*		Reim
		sédentaire	Strophenende	Reim
F	8	*ténèbres*		Reim
		coursier funèbre		Reim
G	3	*fierté*	Strophenende	Reim
		attitude		
H	3	*songer*		Zäsur
		allonger		Zäsur
I	12	*magique*	Gedichtende	Endreim
		mystique	Gedichtende	Endreim

Tab. 5.: Summierung von nicht-semantischen Struktureigenschaften in semantisch äquivalenten Relaten (nach WOLFF 1977, 71)

Danach kann man die empirisch erhobene Konkretisationsstruktur nicht als inadäquat zurückweisen. Daß es sich dabei nicht um eine individuelle, sondern um eine gruppenspezifische Rezeption handelt, ist m.E. nicht von grundsätzlicher Bedeutung (im Hinblick auf die hier thematische Methodenfrage). Problematisch bleibt allerdings, ob die Strukturalisten nicht aus der eigenen subjektiven Rezeption klassenbildende Kriterien (auch für die syntaktische Ebene) ableiten, die notwendig zu einer (partiellen) Übereinstimmung mit der empirischen Konkretisationsstruktur führen (vgl. WOLFF o.c., 72). Es wäre daher für eine explizit im Rahmen der Adäquanzfrage eingesetzte linguistische Analyse sinnvoller, von der semantischen Struktur aus Aspekte der textmaterialen Analyse mit potentiell grenzziehender Funktion zu generieren und dann zu überprüfen (generelle Stellung und Anforderungen an diese Analyse s. nächsten Abschnitt).

Das explizite Prinzip: Pragmatisierung der Literaturwissenschaft

Das Beispiel zeigt, daß zumindest grundsätzlich die Adäquanzfrage durch ein In-Beziehung-Setzen von Textmaterialität und Konkretisationsstruktur beantwortbar ist. Diese Konsequenz leugnet nicht, daß es sicherlich noch in der Ausführung empirischer Problemlösungen zu diesem Thema eine Fülle von Spezialproblemen zu lösen gibt; es zeichnet sich aber schon jetzt (vgl. Schluß des obigen Beispiels) eine prinzipielle Folgerung hinsichtlich der forschungslogischen Relation von Konkretisationserhebung und materialer Textdeskription ab; diese grundsätzliche Relation bestimmt auch das generelle Verhältnis von Linguistik und Rezeptionsforschung innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft und soll daher an dieser Stelle noch kurz ausformuliert werden. Wenn man davon ausgeht, daß in der Literaturwissenschaft semantikorientierte Interessen dominieren (vgl. I.), dann folgt (parallel zur Beispielsanalyse oben) daraus, daß die linguistische Textdeskription als Grundlage einer semantisch-pragmatischen Prozeßanalyse (vgl. SCHMIDT 1972b, 51f.) ihre Frageaspekte von der semantischen Text- und Analyseperspektive aus erhält. In diesem Sinn ist die *material-objektive Analyse* besonders der syntaktischen Strukturen (im semiotischen Sinn) *der semantischen Perspektive nachgeordnet;* gleichzeitig allerdings ist sie *als 'Abbildung' des* die (semantische) Rezeption ermöglichenden *'Textformulars' dieser semantischen Konkretisationsebene übergeordnet,* wie es bei der Beantwortung der Adäquanzfrage (in bezug auf Rezeptionen) expliziert wurde. In dieser Trennung (und gleichzeitigen Kombination) von Vorordnung und Überordnung ist die theoretische Binnenstruktur der literaturwissenschaftlichen Interpretation als Beziehung-Setzung von Textmaterialität und Konkretisation(en) präzisiert; in der Präzisierung manifestiert sich nicht nur die Pragmatisierung der Adäquanzfrage, sondern die Pragmatisierung der Literaturwissenschaft überhaupt im Rahmen des Empirisierungsprogramms (vgl. Abb. 10):

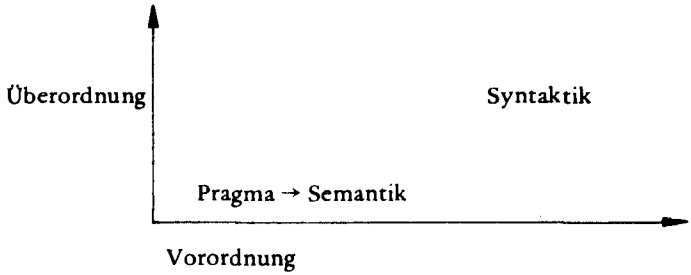


Abb. 10: Pragmatisierung der Literaturwissenschaft: Verhältnis von Linguistik und Rezeptionsforschung in einer empirischen Literaturwissenschaft (GROEBEN 1978b, 74)

Aus der (pragmatischen) Konkretisationserhebung wird der (semantische) Werksinn konstruiert, dessen Potentialität nur durch die grenzziehende Funktion der materialen Textstruktur auf syntaktischer Ebene eingeschränkt wird; die Analyse der syntaktischen Struktur verfolgt dabei die von der vorgeordneten semantischen Ebene vorgegebenen Frageperspektiven, ihre Ergebnisse allerdings sind in Überordnung als Kritik der pragma-semantischen Sinnkonstruktion einzusetzen.

Von der Linguistik kommende Autoren setzen diese Trennung von Vor- und Überordnung nicht an; so fordert z.B. SCHMIDT (1975, 132f.), der ebenfalls eine empirisch fundierte Interpretation als Relations-Setzung von Textmaterialität und Rezeptionsdaten auffaßt: „Mithilfe einer möglichst expliziten Textgrammatik muß *zunächst* (Hervorhebung N.G.) eine möglichst vollständige textsemantische Repräsentation erstellt werden (etwa im Rahmen der Petöfi-Grammatik), die einem Textformular (also einer materialen Zeichensequenz) alle im Rahmen dieser Textgrammatik möglichen intensionalen Repräsentationen zuordnet, die dann extensional interpretiert werden." Die empirische Rezeptionserhebung ist dann nach- *und* untergeordnet, insofern sie die Daten für rezipientenspezifische 'Lexika und Welten' (also Extensionen) liefert.

Damit befindet sich SCHMIDT in Übereinstimmung besonders mit den Textlinguisten, die davon ausgehen, daß die (Re)Konstruktion einer Textgrammatik einen Rahmen für die nachfolgende semantische Interpretation bietet, der alle potentiellen Konkretisationsmöglichkeiten bereits in nuce umfaßt (vgl. PETÖFI & RIESER 1973a; PETÖFI 1973; VAN DIJK 1973). Dem wird allerdings von literaturwissenschaftlicher Seite aus vehement widersprochen: LANDWEHR weist z.B. darauf hin, daß schon die Entscheidung über die Textart nicht rein grammatikalisch zu begründen ist (1975, 93), daß die Entscheidung darüber, welche Zeichenelemente und -relationen text*konstitutiv* sind, nur unter Einbeziehung des Rezipienten, also pragmatisch, möglich ist (o.c., 102). Wichtiger aber noch ist die Beschränktheit der textgrammatischen Rekonstruktion im Hinblick auf den 'Spielraum'-Faktor: sie reduziert (nach KÖCK 1972, 19f.) wegen der Form-Gerichtetheit der material-objektiven Deskription das literarische Werk um die pragma-semantische Dimension, d.h. konkret die Konkretisationsvielfalt. LACHMANN vertritt sogar die These, daß „die linguistischen Beschreibungsverfahren . . . notwendigerweise . . . zu einer Betrachtung des Texts als Fixum" führen, d.h. sie „legen den Text auf einen Sinn fest" (1973, 220) und sind daher mit der Perspektive des sich in der Lektüre immer neu konstituierenden, 'folglich nie beendeten Textes nicht kongruent' (o.c., 221). Ich möchte daher WIENOLD (1972a, 319) zustimmen, daß die Brauchbarkeit textgrammatischer Modelle bisher noch völlig fraglich ist. Das wird verstärkt dadurch, daß bisher entsprechende Postulate vor allem und auch explizit so gekennzeichnet als Programme vorgestellt wurden (vgl. PETÖFI 1973, 271f.); Es ist daher derzeit nicht präzis beurteilbar, ob die behaupteten Leistungen von den textgrammatischen Modellen in der Tat erfüllt werden bzw. werden können. Allerdings sollte diese Leistungsfähigkeit m.E. an praktischen Beispielen nachgewiesen werden, bevor sie akzeptiert wird.

Aber selbst gesetzt den Fall, die Vorordnung sei grundsätzlich legitimierbar, fragt es sich dennoch, ob man nicht aus Praktikabilitätsgründen an der Nachordnung der textmaterialen Analyse festhalten sollte: denn ansonsten müßte m.E. ein Unmaß an analytischer Arbeit geleistet werden, ohne daß für den größten Teil dieser Arbeit eine funktionale Brauchbarkeit vorliegt (innerhalb der literaturwissenschaftlichen Analyse; was der Linguist für seinen eigenen fachdisziplinären Bereich erforscht, steht hier natürlich nicht zur Bewertung an). Denn auch in der nachgeordneten Relation bleibt m.E. die vom Textlinguisten zu leistende Arbeit komplex und schwierig genug; für die anstehenden Schwierigkeiten

möchte ich abschließend nur ein (m.E. ungelöstes) Beispiel unter der Perspektive des Adäquanzproblems geben:

In dem in Abschnitt III.3. 'Paraphrase' dargestellten Berliner Projekt der Rezeptionsforschung innerhalb der Unterrichtssituation ergab sich ein 'Mißverstehen' der Kleistschen 'Paradoxe' (Rede des Vaters an den Sohn) durch die Schüler: sie rezipierten den Text in der Bedeutung des Appells für die These 'erst Denken, dann Handeln' – während der Text, nach als valide angesetzter Bedeutungskonstitution der Wissenschaftler Eggert et.al. selbst, die These 'erst Handeln, dann Denken' propagiert. Dies ist ein Beispiel für die Adäquanzfrage, das auch zeigt, wie die Entscheidung dieser Frage zumindest in der Praxis von der Bedeutungskonstitution des Rezipienten ausgeht/ausgehen muß. Denn bei einer Diskussion möglichst eng am Text sahen die Schüler zwar ein, daß einzelne Textteile eher die 'Nach-Denk-These' propagieren, konnten aber ohne Schwierigkeiten an ihrer Gesamtrezeption festhalten, indem sie die entsprechenden Textteile kurzerhand als 'ironisch' verstanden. Eggert et al. geben dies als ein relativ häufiges Phänomen an (1974, 283): „Überhaupt erweist sich die Erklärung eines an sich unironischen Textes für ironisch nach unseren Erfahrungen häufig als Versuch, den Sinn des Textes, in eigene, diesem widersprechende Konzepte und Vorstellungen zu integrieren." Um zwischen einem solchen inadäquaten (Rezeptions)Versuch und einer adäquaten Konkretisation trennen zu können, müßte die Textlinguistik eine material-objektive Indikatordefinition für 'Ironie' vorlegen – ich persönlich kenne bisher keine, halte dies Problem aber für eines der eminent wichtigen und fruchtbaren innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft.

Das Beispiel verdeutlicht außerdem, daß die Adäquanzfrage (der Rezeption) auch innerhalb einer kommunikationstheoretischen, empirischen Literaturwissenschaft von legitimem und genuinem Interesse ist, also nicht allein als Rekonstruktion eines Problems des klassischen Paradigmas zugestanden wird. Denn die Voraussage und Bewertung von Text-Wirkungen hängt zu einem nicht geringen Teil von den Grenzen ab, die dem Textformular zuzuschreiben sind: ein in der Tat 'ironischer' Text wird ganz andere kognitiv-emotionale Wirkungen erwarten lassen, als wenn die 'Ironie'-Zuschreibung nur eine Immunisierungsstrategie des Rezipienten zur Verteidigung seiner (willkürlichen) 'Normalisierung' und Aktualisierung des Textsinns ist. Auch die ästhetische Perspektive der rekonstruierten Adäquanzfrage hat großes Gewicht für die Wirkungsperspektive innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft: die vom 'Polyfunktionalitäts'-Faktor bedingte Rezeptions'amplitude' ist Indikator für die ästhetische Wirksamkeit eines literarischen Werkes und die vom Textformular ausgehende Begrenzung von Polyvalenz ist der zentrale Gegenstand der ideologiekritischen Wirkungsanalyse (vgl. o. 'Autor-Leser-Homologie' III.3. und u. 'Textwirkung' V.3.).

Ausblick: Bewertung der Bewertung

Die Beantwortung der Adäquanzfrage anhand der Relation der Konkretisation zur material-objektiven Textstruktur ist eine Bewertung der Rezeption; damit ist die berechtigte und notwendige Forderung nach Kritisierbarkeit der Rezeption innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft erfüllt. Es ist nachgewiesen, daß auch eine empirische Literaturforschung nicht die Implikationen der erforschten Rezeptionen unüberprüft übernehmen muß.

Dies gilt, wie oben (III. 9.) unter dem Aspekt der fließenden Grenze zwischen Rezeption und Interpretation erarbeitet, auch für theorieanaloge Dimensionen der Rezeption, wie z.B. Bewertungsprozesse. Auch hier hat und muß die empirische Literaturwissenschaft die Möglichkeit haben, solche Wertungsimplikationen zu überprüfen, zu kritisieren. Es handelt sich dabei dann um eine *metatheoretische Bewertung der Bewertung.*

Ein Beispiel für die Erhebung von Bewertungsdimensionen und die (wissenschaftliche) Bewertung der (subjektiv-rezipierenden) Bewertung umfaßt die Untersuchung von FREY (1970; 1974a; 1974b) zum 'guten Stil' (vgl. die Versuchsdarstellung unter III.4.). Bei den 10 Beschreibungen von 'Wetter und Himmel' wurden die Versuchspersonen auch nach ihrer Bewertung der 10 Textstichproben in bezug auf 'guten Stil' gefragt, und zwar zu Beginn der Untersuchung und am Ende, nachdem sie die einzelnen Textabschnitte durch die Unterstreichung und Benennung der Stilmittel differenziert bearbeitet hatten. Abb. 11 zeigt die Bewertung der Texte durch die Vpn – die unrevidierten Werte bilden die Bewertungen vor der intensiven Beschäftigung mit den Textstichproben ab, die revidierten Werte die Bewertung danach (siehe S. 149).

Die Analyse der Streubreite der Bewertungen für die einzelnen Texte zeigt, daß besonders kontroverse Texte (I, III, VIII) die besonders gefühlsbetonten Texte sind (FREY 1974a, 143).

Differenziert man die Bewertungen nach den verschiedenen Lesergruppen, so zeigen sich erhebliche Unterschiede zwischen der Gruppe 1 einerseits sowie den Gruppen 2 und 3 andererseits. Die Gruppe 1 stellt die sprachlich und literarisch erfahrenste der Versuchsgruppen dar (vgl. o. III.4.). Die Unterschiede zeigt Abb. 12 auf S. 149.

Die Gruppe 1 stimmt in ihren Bewertungen am meisten mit dem Rang überein, den die Autoren in der literaturwissenschaftlichen Forschung besitzen. Diese Übereinstimmung – und damit die Auszeichnung der Bewertung von Gruppe 1 als die 'adäquateste' – müßte nun aber durch entsprechende objektive Analysen und Daten als berechtigt nachgewiesen werden. Ein Ansatzpunkt könnte in bezug auf die materiale Textstruktur hier z.B. ein informationstheoretisches Maß des Überraschungswerts der in den Texten vorkommenden Stilmittel bieten. FREY hat eine solche Meßzahl für den Überraschungswert der Stilmittel (unter Rückgriff auf die Worthäufigkeiten des 'aktiven' vs. 'passiven' Wortschatzes) entwickelt (1974b, 88); ich gehe auf die Formel für diesen Indikator hier nicht näher ein, weil er die Ergebnisse nur zu den einzelnen Unterstreichungen in Beziehung gesetzt hat, wo sie eine gute Übereinstimmung mit den von den Vpn angegebenen Stilmittel aufweisen. Da die Übereinstimmung zwischen den Vpn bei den Bewertungen bei weitem nicht so stark wie bei den Unterstreichungen, hat FREY diesen informationstheoretischen

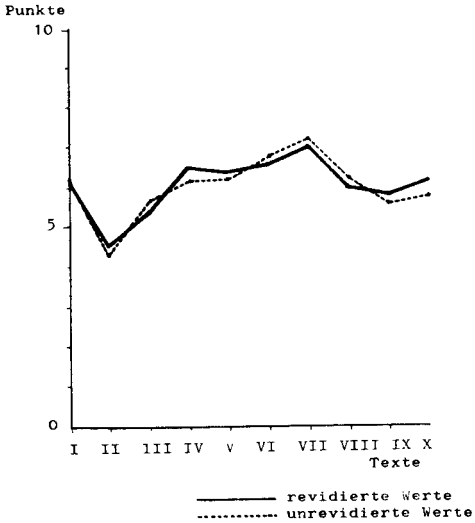


Abb. 11.: Bewertung der Texte durch alle 82 Vpn (FREY 1974a, 148)

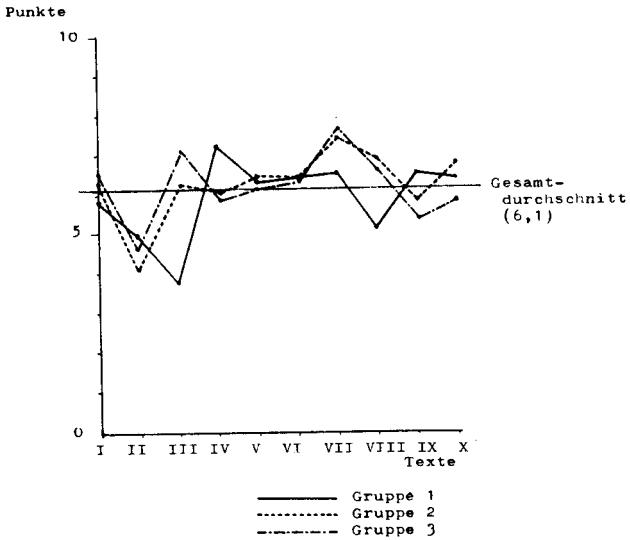


Abb. 12.: Bewertung der Texte durch die drei verschiedenen Gruppen (FREY 1974a, 149)

Indikator zu den Bewertungen nicht in Beziehung gesetzt; doch wäre dies bei entsprechender Zusammenfassung des Gesamt-Überraschungswerts der Textstichprobe (rückbezogen auf die Anzahl der Worte des Textabschnitts) durchaus möglich und könnte so auch eine Kritik der Bewertung der Rezipienten durch Rückbezug auf die material-objektive Textstruktur ermöglichen.

Zusätzlich macht das Beispiel deutlich, daß es auch noch andere Ansatzpunkte zur Validierung von Rezipientenurteilen gibt. Der Vergleich von Abb. 11 und Abb. 12 zeigt, daß die Veränderungen der Rezipienten-Bewertungen durch die intensive Beschäftigung mit den Textstichproben (Veränderung von unrevidierten zu den revidierten Werten der Abb. 11) alle in Richtung der Bewertung von Gruppe 1 (Abb. 12) verlaufen (vgl. FREY 1974a, 160). Wenn man davon ausgeht, daß durch die differenzierte Beschäftigung eine 'Verfeinerung des Geschmacks' ohne Beeinflussung durch den 'standardisierten Geschmack' literaturwissenschaftlicher Instanzen (FREY ebda.) vor sich ging, dann ist damit eine logisch-inhaltliche Validierung der Bewertung von Gruppe 1 gegeben. Selbstverständlich sind – gerade für eine metatheoretische Analyse und Kritik von Rezeptionen – eine Fülle weiterer solcher Überprüfungs- und Validierungsmöglichkeiten zusätzlich zur Relationsanalyse zwischen Konkretisation und materialer Textstruktur anzusetzen und zu entwickeln. Die vorgelegte Beispielskizze sollte aber zumindest grundsätzlich nachweisen können, daß eine Bewertung von Rezipientendaten über alle ihre Komplexitätsgrade hinweg, also auch eine metatheoretische Kritik und Bewertung gerade für eine empirische Literaturwissenschaft erreichbar und in präziserer Form durchführbar ist, als es das bisherige hermeneutische Paradigma geleistet hat.

IV. 3. Superleser – Superwerk?

Nachdem nachgewiesen ist, daß auch eine empirische Literaturwissenschaft nicht jede beliebige Textkonkretisation zum (theoretischen) Aufbau eines Textsinns heranzuziehen braucht, stellt sich die Frage, auf welche Art und Weise denn nun anhand der Rezeptionsdaten ein Werksinn zu konstruieren, eine literaturwissenschaftliche Interpretation zu leisten ist.

Die naheliegendste Möglichkeit scheint die einer Zusammenfassung, einer Summation der rezipierten Werkbedeutungen zu einem umfassenden Werksinn, zu einer umfassenden *'Gesamtinterpretation'* (LÄMMERT 1973, 172) zu sein. Dies ist nun *keineswegs,* wie INGEN und STEINMETZ (vgl. o. IV.1.) vermuten, *eine Fragerichtung,* die *der empirischen Methodik notwendig inhärent* ist. *Vielmehr leitet sich diese Fragerichtung eindeutig aus der Konzeption der hermeneutischen Interpretation her:* in ihr wird nämlich versucht, eine „ideale theoretische Kompetenz" herauszuarbeiten, „die zum angemessenen Verständnis des Textes vorausgesetzt werden muß" (LINK 1976, 110). Es wird darin wieder die schon mehrfach angesprochene Identifizierung von Interpretation und Adäquanzfrage deutlich; diese Identifikation führt dazu, daß mit Interpretation die Ausarbeitung des einen, um-

fassenden (adäquaten) Werksinns gemeint ist. Im klassischen hermeneutischen (werkimmanenten) Paradigma ist Interpretation die 'ideale Konkretisation' des (idealen) Lesers, die umfassend und vollständig dem Werk (Substanzimplikation!) gerecht wird, adäquat ist (meistens dann mit einem Adäquanzbegriff unter Rückgriff auf die Autorintention, vgl. o. II.6.). Die Idee der in sich stimmigen, umfassenden, idealen Textsinnexplikation ist ja die explizite Zielsetzung der phänomenologisch-hermeneutischen Position der werkimmanenten Interpretation (z.B. literaturtheoretisch bei Ingarden, dem New Criticism etc.; vgl. GROEBEN 1972a, 159ff.). Daran ändert auch nichts, wenn FIEGUTH in dieser Zielsetzung selbst wiederum nur ein 'rein theoretisches Postulat' (1971, 154) sehen will, dessen Erfüllung nur als idealtypischer Grenzwert zu denken ist. Wie PFEIFFER m.E. zu Recht herausgearbeitet hat, muß gerade die werkimmanente Methode die ideale Konkretisation (und damit den idealen Leser) als unverzichtbaren Kern der Interpretation voraussetzen, um nicht in einen unsteuerbaren Relativismus zu verfallen (1974, 25) – denn die werkimmanente Methode kann sich ja nur auf die subjektiven Konkretisationen der Interpreten zurückziehen (s.o. II.7.).

Diese Ausrichtung auf die 'ideale', umfassende Interpretation gilt m.E. auch für die Konstruktion des 'impliziten Lesers', der als die 'im Text angelegte' Leserrolle eben jene 'ideale Kompetenz' abbilden soll, die den gesamten Textsinn in all seinen Dimensionen und Potentialitäten umfaßt (vgl. o. II.5.). In einer rezipientenorientierten Nomenklatur entspricht dieser Konzeption am meisten das Konzept vom 'Archileser' (Übernahme entsprechend dem französischen 'archilecteur') oder 'Superleser' (Übersetzung des englischen 'superreader'). Darunter ist nicht 'ein durchschnittliches Mittel, sondern eine Summe empirisch nachweisbarer Leserreaktionen' (WARNING 1975b, 26) zu verstehen; die Idealität wird durch die 'Summation' zu erreichen versucht, die zu dem Konstrukt eines 'informierten' Lesers (FISH 1975, 223) führt. POSNER hat das Ziel einer solchen idealen, umfassenden Interpretation sehr anschaulich als das 'Superwerk' (konkret in bezug auf die strukturalistische Interpretation von 'Les Chats' als „Supergedicht", 1972, 227) benannt.

Rekonstruktion und Kritik des Superlesers/Superwerks

Wenngleich die Konstruktion des Werksinns im Sinne einer Konstruktion des Superwerks und damit Superlesers dem empirischen Forschungsprogramm nicht notwendig inhärent ist, ja nicht einmal die bevorzugte Interpretationsrichtung ist, so ist eine entsprechende Werksinn-Konstruktion anhand empirischer Daten doch methodologisch denkbar und möglich. Man setzt sozusagen die einzelnen Konkretisationen/Textbedeutungen zu dem umfassenden Werksinn zusammen. Es ist dies parallel zu dem (in der Sozialwissenschaft bekannten) 'Prinzip des composite subject' (des 'zusammengesetzten Individuums') zu sehen (vgl. BERWALD 1976, 193). „Es besagt, daß bei einem Experiment bzw. einer empirischen Untersuchung die gesamte Stichprobe

angesehen wird, als sei sie ein zusammengesetztes Individuum. Dieses 'composite subject' ist repräsentativ für alle und auch für jedes einzelne der untersuchten Individuen. Bei der Interpretation verfährt man so, als sei die Vielzahl der Reaktionen *an einem* repräsentativen Individuum in aufeinanderfolgenden Untersuchungen ermittelt worden" (DIETERICH 1973, 97). Da der Leser ja in der empirischen Forschungskonzeption nur eine mediale Funktion hat, bedeutet die Konstruktion eines solchen 'Superlesers' zugleich die theoretische Konstruktion eines 'Superwerks'.

Die empirische Forschungskonzeption ergibt dabei den verdeutlichenden Zwang, ganz konkret festzulegen, welcher Leser bzw. welche Lesergruppe zur Konstruktion eines solchen umfassenden Werksinns herangezogen werden soll. Die Rekonstruktion der hermeneutisch-idealen 'Gesamtinterpretation' innerhalb des Empirisierungsprogramms leistet damit auch gleichzeitig eine Präzisierung der Diskussion im Hinblick auf die zugrundegelegte Leserrolle (bzw. für den empirischen Zugriff: Lesergruppe). Denn die Konzeption von RIFFATERRE selbst zeigt, zumindest in der Benennungsebene, eine eigentümliche Ambivalenz zwischen der Konstruktion eines 'Durchschnittslesers' (average reader) und 'Superlesers' (archi-reader) im Sinne eines idealen Lesers. Nach POSNER (1972, 227) steht als regulative Zielvorstellung hinter dem Archileser RIFFATERREs in jedem Fall der ideale Leser qua ideale Interpret. Diese Auffassung läßt sich bei einer methodologischen Analyse der RIFFATERREschen Konzeption bestätigen: er gibt als konkrete Personen, aus denen er den 'Archileser' seiner Analyse von 'Les Chats' zusammengesetzt hat, an: „Baudelaire (durch Korrekturen, die er bei der Produktion vorgenommen hat), Gautier, Laforgue" die Übersetzer Fowlie, Freedman, Duke und Literaturkritiker sowie die Interpreten Jakobson und Levi-Strauss (1973, 250). Dies sind ganz eindeutig besonders kompetente Leser im Sinne des 'informierten' Lesers von FISH (vgl. o.). Auch dort, wo er den ganz 'normalen' oder 'durchschnittlichen' Leser einzubeziehen meint, verstößt er nicht gegen dieses Auswahlprinzip (der Qualifikation); er gibt noch an: „Informanten, wie meine(n) Studenten und andere(n) Personen, die der Zufall in mein Netz trieb" (RIFFATERRE 1973, 251). Hier ist ein Alltagsbegriff von Zufall angesetzt, der den wissenschaftlichen Zufallsbegriff gerade verfehlt und damit auch keine akzeptierbare repräsentative Stichprobe ermöglicht. Nach dem in der empirischen Forschung angesetzten Zufallsbegriff muß jedes Subjekt die gleiche Wahrscheinlichkeit haben, in die Stichprobe aufgenommen zu werden – das ist z.B. nicht der Fall, wenn man jeden 10. Namen aus dem Telefonbuch nimmt, dann haben nur die eine 'Chance', die sich ökonomisch ein Telefon leisten können etc.; noch weniger ist diese Bedingung natürlich bei der Auswahl aus dem persönlichen Bekanntenkreis erfüllt (Studenten etc.) – hier zielt die Auswahl ganz eindeutig immer noch auf den qualifizierten Leser ab. Die Konstruktion einer 'Gesamtinterpretation' im Sinne des 'Superlesers' von RIFFATERRE müßte sich innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft

also ganz eindeutig auf die 'Zusammensetzung' eines idealen Lesers anhand von empirischen Rezeptionsdaten von qualifizierten, informierten Lesern konzentrieren.

Dabei stellt sich dann natürlich das Problem der Angabe und Begründung von Kriterien hinsichtlich der Qualifikation der Leser (vgl. BAUER et al. 1972, 21); man kann daher ökonomischer und dem kommunikationstheoretischen Ansatz entsprechender vom 'Normalleser' ausgehen (der durch gewisse „*Mindestanforderungen* im Hinblick auf *Sprachkompetenz* und *Rezeptionsfähigkeit*" zu definieren ist; vgl. BAUER et al. ebda.) und die Interpretation als Zusammensetzung der Textkonkretisationen von Normallesern zur Herausarbeitung der Rezeptions'amplitude' rekonstruieren. Der Superleser als Gesamtinterpretation wäre dann (auf der Grundlage von Normallesern) praktisch ex negativo die 'Gesamtheit aller zulässigen Interpretationen' (LOTMAN 1973, 127) bzw. Rezeptionen. Diese Werksinn-Konstruktion aufgrund von 'Normallesern' (d.h. deren rezipierten Werkbedeutungen) dürfte sicherlich der rezeptionsästhetischen Perspektive des kommunikationstheoretischen Paradigmas mehr entsprechen als die 'Superleser'-rekonstruktion anhand von 'idealen', qualifizierten Lesern. Aber methodologisch durchführbar ist selbstverständlich innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft beides: es kommt dann auf die Definition von Qualifikationskriterien an, anhand derer die thematische Subjekt-Klasse festgelegt wird; zieht man aus dieser Klasse eine repräsentative Stichprobe von Vpn (unter Realisierung des wissenschaftlichen Zufalls-Begriffs) und setzt die so erhobenen Werkkonkretisationen in der angegebenen Weise zu einem Werksinn zusammen, dann hat man – zumindest approximativ – die angestrebte Gesamtinterpretation.. Daß an dieser Stelle kein empirisches Beispiel für eine solche 'Gesamtinterpretation' vorgelegt werden kann, liegt daran, daß deren Sinn und Zweck, z.T. auch die Fruchtbarkeit/Ergiebigkeit auf dem Hintergrund der empirisch-methodologischen Präzisierung doch recht fraglich ist – ein Zweifel, der durchaus auch z.T. von hermeneutisch-literaturtheoretischer Seite geteilt wird.

So weist z.B. FAAS darauf hin, daß das Konzept einer umfassenden Gesamtinterpretation auf einer unüberprüften Holismus-Vorstellung im Hinblick auf das literarische Werk beruht (1975, 53), der zumindest der 'Polyfunktionalitäts'-Faktor ästhetischer Objekte widerspricht. Auch BAUER et al. sprechen sich anhand ihrer empirischen Ergebnisse zu Celans Gedicht 'Fadensonnen' (vgl. o. III.5. und u. IV.4./6.) gegen die Konzeption eines 'Superlesers', einer einheitlichen Gesamtinterpretation aus: gerade für Texte mit hohen Ausprägungen auf dem 'Spielraum'-Faktor sind nach diesen Ergebnissen verschiedene Interpretationsmöglichkeiten anzusetzen, die sich „nicht auf ein einheitliches Schema mit allgemeinem Gültigkeitsanspruch zurückführen lassen" (1972, 217). Sie stellen bei Rezipienten, die sich selbst (vermutlich infolge einer entsprechenden schulischen Sozialisation) als 'Superleser' im Sinne des 'Gesamtinterpreten' um eine möglichst 'verallgemeinernde Textdeutung' be-

mühen, eine starke Tendenz zu klischeehaften Begriffen fest. Das dürfte in der Tat der *Haupteinwand gegen eine umfassende Werksinn-Konstruktion als Textinterpretation* sein: daß ihre verallgemeinernde Zielausrichtung *notwendig zu einem Generalisierungs- und Abstraktionsgrad führt, der sukzessive die Aussagekraft einschränkt und in die Nähe von Leerformeln führt.* Es ist daher mit BAUER et al. aufgrund der empirischen Ergebnisse und der explizierten Kernannahmen des rezeptionsästhetischen Paradigmas sowohl das Konzept des Superlesers in Frage zu stellen als auch „der Absolutheitsanspruch, mit dem traditionelle Textinterpretationen auftreten" (1972, 222). Wie sehr die Vorstellung des idealen Lesers zumindest den 'Polyvalenz'-Postulaten der Rezeptionsästhetik widerspricht, hat ISER (1976, 54) anschaulich formuliert: der ideale Leser 'müßte das Sinnpotential des Textes vollständig ausschöpfen können'. „Gelänge dies, dann würde der Text in einem solchen Akt verbraucht – für die Literatur gewiß eine ruinöse Idealität." Natürlich ist es unbestritten, daß es literarische Werke gibt, für die wegen nur minimaler Ausprägungsgrade des 'Polyfunktionalitäts'-Faktors die Ausschöpfung des Sinnpotentials durch den Leser (eventuell schon durch den realen Rezipienten) möglich ist (vgl.o. 'Autor-Leser–Homologie': III.3.; u. 'Trivial'-literatur-Wirkung: V.3.); doch ist hier in der theoretischen Konstruktion der Interpretation auch kein 'Zusammensetzen' der Rezeptionen zu einer Gesamtinterpretation nötig, sondern die Uniformität der Rezeptionen ermöglicht sachgerecht eine einfache Durchschnittsbildung. Für literarische Werke mit höheren Ausprägungsgraden des 'Spielraum'-Faktors allerdings steht das Konzept der 'Gesamtinterpretation', des 'Superlesers' (als Interpretator) immer in der Gefahr (und zwar unabhängig von einer hermeneutischen oder empirischen Methodik), den 'größten gemeinschaftlichen Teiler' oder 'kleinsten gemeinsamen Nenner' der Rezeptionen (INGEN; STEINMETZ 1974) als Werksinn auszugeben. Der oben erarbeiteten Zielrichtung von Interpretation als Rekonstruktion der Rezeptions'amplitude' etc. wird also die Fragerichtung nach den Differenzierungen innerhalb der empirisch vorfindbaren Werkkonkretisationen sehr viel eher gerecht werden, die im folgenden Abschnitt – wieder mit empirischen Beispielen – besprochen werden soll (IV.4.).

Es gibt noch einen anderen, weiterführenden Aspekt, der gegen die Konzeption einer umfassenden 'Gesamtinterpretation' spricht: die Tatsache, daß 'Kunstwerk und Interpret nicht außerhalb der Geschichte' zu denken sind (GRIMM 1975b, 62), d.b. daß die 'Offenheit' des literarischen Werks z.T. erst im Laufe der historischen Entwicklung (durch Verschiebung von 'Dominanten' etc., s.o. II.4.) sukzessive manifest und erkennbar wird. In diesem Sinn muß jede Interpretation in ihrer Geltung historisch relativ sein, eine wissenschaftstheoretische Grundtatsache, die für alle wissenschaftliche Theorie und Konstruktion gilt, am Beispiel der 'Gesamtinterpretation' jedoch besonders deutlich wird und daher anschließend noch kurz angeführt werden soll.

Zwischenbemerkung zur historischen Relativität (von theoretischer Erkenntnis)

Wenn man von der historischen Relativität der literaturwissenschaftlichen Interpretation (qua theoretischer Werksinn-Konstruktion) spricht, muß man zwei Aspekte der Relativität unterscheiden: zum einen den Aspekt, der durch die historische Entwicklung des Gegenstandes gegeben ist, zum anderen den Aspekt der historischen Weiterentwicklung der Theorie. Hermeneutische Literaturwissenschaftler heben meistens auf den erstgenannten Aspekt der Relativität ab; in der praktischen Forschungsarbeit werden sich allerdings zumeist beide Aspekte verbinden. Daß für das literarische Werk als 'Gegenstandsbereich' eine (historische) Entwicklung anzunehmen ist, wird besonders unter rezeptionsästhetischer Perspektive deutlich, die das werkimmanente Postulat von der zeitenthobenen 'Autonomie' des Kunstwerks explizit aufgibt, ja ablehnt. Die 'Offenheit' des literarischen Werks, die sich auch in der historischen Veränderung und Entwicklung der Werkkonkretisationen/-rezeptionen manifestiert, führt dazu, daß der empirische, kommunikationstheoretische Gegenstand zu irgendeinem historischen Zeitpunkt eben immer nur eine „innerhalb der denkbaren unendlichen Reihe möglicher Rezeptionen gezogene Zwischensumme" (STEINMETZ 1974, 45) sein kann. Diese Relativität ist ein Grund dafür, keine Rezeptionsweise – weder die zeitgenössische noch die historische – als Werksinn (und damit Interpretation) zu verabsolutieren, sondern in der Interpretation die ganze potentielle (auch historische) Spannbreite der Werkkonkretisationen zu berücksichtigen – ohne sich darüber hinwegzutäuschen, daß diese Spannbreite wegen der historischen Relativität noch wachsen kann und daher eine 'Gesamtinterpretation' nicht sinnvoll ist. Auch hier ist wieder zuzugestehen, daß dies idealtypisch für literarische Werke mit hohen Ausprägungsgraden auf dem 'Polyfunktionalitäts'-Faktor gilt.

Aber auch für Werke, die im Sinne der 'Autor-Leser-Homologie' (vgl.o. III.3.) durch eine zeitgenössische Bedeutungskonstitution erschöpfbar sind und für die daher eine 'Gesamtinterpretation' zumindest approximativ denkbar erscheint, ist von einer historischen Relativität der Interpretation auszugehen. Diese Relativität ist in der Entwicklungsfähigkeit und -notwendigkeit von Theorien, von theoretischer Erkenntnis überhaupt begründet. Wollte man sie nicht annehmen, so würde man von einer erreichbaren objektiv-absoluten Wahrheit in der Wissenschaft ausgehen und damit Wissenschaft als unablässiges, doch nie zu einem endgültigen Ziel kommendes Wahrheitsstreben aufgeben (vgl. GROEBEN & WESTMEYER 1975, 134ff.). Die Entwicklungsmöglichkeiten der theoretischen Erkenntnis liegen vor allem in der Weiterentwicklung der zur Datenerhebung verwendeten Methodik (in unserem Fall also der Methoden zur Konkretisationserhebung, vgl. o. III.) sowie der Modifikation der inhaltlichen Hypothesen, Gesetzmäßigkeiten, Problemdefinitionen etc. (im Sinn des oben – I. – beschriebenen Paradigmawechsels z.B., der die alten Theorien, Problemsichten etc. in sich 'aufhebt'). In diesem Sinn ist jede theoretische Erkenntnis (auch die literaturwissenschaftliche Interpretation) historisch relativ und es wäre nicht gerechtfertigt, der empirischen Literaturwissenschaft z.B. ein Streben nach endgültig gültiger theoretischer Werksinn-Konstruktion zu unterstellen: auch für die Interpretation literarischer Werke auf der Grundlage von Rezeptionsdaten ist in jedem Fall von der historischen Relativität der Erkenntnis auszugehen.

IV. 4. Differenzierung und Abstraktion

Die sinnvollere Fragestellung nach der Differenziertheit der Werkkonkretisationen und damit Differenzierung der Rezeptionsdaten soll und kann nun natürlich auch nicht jede einzelne rezipierte Werkbedeutung für sich betrachten und in bezug auf die potentielle 'Rezeptionsamplitude' interpretieren – das

würde zu einer völlig amorphen 'Struktur der Strukturlosigkeit' führen. Es kommt vielmehr darauf an, Rezeptionsversionen herauszukristallisieren, die in sich so große Ähnlichkeit haben, daß sie zu einer *kohärenten Textbedeutung* zusammenzufassen sind, während sie zu anderen Rezeptionsversionen, die ebenfalls eine kohärente Textbedeutung ergeben, *so unterschiedlich* sind, *daß sie nicht aufeinander reduziert bzw. miteinander verbunden werden können.* Eine solche Fragestellung bietet m.E. die optimale Ergiebigkeit in der Kombination der (theoretischen) rezeptionsästhetischen Differenzierungsdynamik und der wissenschafts-methodischen Generalisierungsnotwendigkeit. Die empirische Methodologie verfügt für solche Frageperspektiven auch durchaus bereits über theoretische Interpretations- und statistische Auswertungsmodelle. Die literaturwissenschaftliche Fruchtbarkeit dieser Problemstrukturierung ergibt sich aus dem oben explizierten und begründeten kommunikationstheoretischen Interpretationskonzept (IV.1.).

Diesem Konzept entsprechend haben z.B. auch BAUER et al. (1972) bei ihrer empirischen Rezeptionsuntersuchung zu Celans 'Fadensonnen' nach verschiedenen Bedeutungskonstitutionen der Rezipienten gesucht, die nicht aufeinander zurückzuführen sind. Dabei ergaben sich in der Zusammenschau von freien Assoziationen, Polaritätsprofilen und Antworten auf eine entsprechende Frage nach dem Schwerpunkt des Gedichts (innerhalb ihres Fragebogens) drei verschiedene Konkretisationsversionen mit unterschiedlichen Schwerpunkten der Bedeutungskonstituierung (o.c., 166ff.): die Version, die die Bildvorstellung in den Mittelpunkt der Gedichtrezeption stellt (Version 'B'), geht vom 1. Satz aus ('Fadensonnen über der grauschwarzen Ödnis'); vom zweiten Satz ausgehend ('ein baumhoher Gedanke greift sich den Lichtton') ergibt sich eine Bedeutungskonstituierung, die „den Akzent auf das dynamische Element des Textes" legt (Version 'D'; o.c., 173ff.); eine recht heterogene Gruppe geht vom dritten Satz aus ('Es sind noch Lieder zu singen jenseits der Menschen') und kommt zu einer von BAUER et al. als 'metaphysisch' benannten Textinterpretation (Version 'M'; o.c., 177f.) – im Sinne der im Fragebogen vorgegebenen Wahlmöglichkeit: 'Trotz der Sinnlosigkeit des Lebens scheint es noch etwas Ewiges zu geben'). Von insgesamt 625 Vpn sind 83 (13,3 %) der Version 'B' zuzuordnen, 209 (33,4 %) der Version 'D' und 333 (53,3 %) der Version 'M' (o.c., 166, 173, 177). An dieser Stelle bieten BAUER et al. auch den oben (unter III. 5.) vermißten Vergleich (zwischen den Rezeptionsversionen) auf der Grundlage einzelner Adjektivskalen des semantischen Differentials, wobei sie sich wieder auf die zentralen Metaphern 'Fadensonnen', 'Lichtton' und 'baumhoher Gedanke' konzentrieren. Zusammenfassend zeigt sich dabei, daß bei der Metapher 'Fadensonnen' die Übereinstimmungen zwischen den Konkretisationsversionen relativ stark sind; so weisen z.B. folgende Adjektivpole bei allen Versionen übereinstimmend Extremwerte auf (vgl. Tab. 6.):

	B (27/1)	D (27/2)	M (27/3)
selten	61,2 %	54,4 %	54,1 %
ungewöhnlich	53,1 %	50,3 %	42,2 %
hell	44,9 %	35,4 %	37,3 %
glänzend	24,5 %	21,1 %	19,7 %
Hinzu kommen für die Versionen B und M die positiven Konnotationen:			
schön	10,2 %	–	22,5 %
stark	22,4 %	–	16,8 %
gedämpft	28,6 %	–	20,5 %

Tab. 6.: Übereinstimmende Extremwerte zwischen den Konkretisationsversionen B, D, M bei der Metapher 'Fadensonnen' auf 7 Adjektiv-Polen (nach BAUER et al. 1972, 184).

Unterschiede gibt es nur zwischen B einerseits und D und M andererseits; nur bei B gibt es im Hinblick auf die Metapher 'Fadensonnen' eine Häufung negativ geladener Variablen: übernatürlich (52,7 %), komplex (34,7 %), unheimlich (24,5 %), grell (26,5 %), fade (28,6 %) und matt (22,4 %), d.b. „Der affektive Rezeptionshintergrund erscheint in dieser Gruppe anders strukturiert als in den beiden übrigen" (o.c., 185).

Die Metapher 'Lichtton' wird von allen drei Konkretisationsschwerpunkten her relativ einheitlich skaliert, und zwar als 'ungegenständlich und vorwiegend visuell' (o.c., 185). Auch hier geht in Version B wie bei 'Fadensonnen' dieser Irrealitätsaspekt mit negativen affektiven Konnotationen einher. Bei Version D ist die Einschätzung an den Extremen: 'komplex, optimistisch, konzentriert, bewegt' auffällig.

Beim Konzept 'baumhoher Gedanke' zeigen sich die wesentlichsten Unterschiede zwischen den drei Versionen: bei den Gruppen D und M steht neben den Dimensionen (Faktoren) der 'Exzeptionalität' und 'Potenz' auch der (positiv ladende) Faktor 'Aktivität' im Vordergrund; der Aktivitäts-Faktor aber fehlt bei der Version B völlig. „Erstaunlicherweise erscheint hier sogar eine gegenläufige Tendenz: der *baumhohe Gedanke* erscheint nicht als dynamisch, sondern als *starr* in der Verbindung mit der negativen Konnotation *übersteigert.*" (o.c., 185).

Betrachtet man die Ergebnisse unter dem Aspekt der Reduzierbarkeit der rezipierten Textbedeutungen aufeinander, so fällt auf, daß zumindest von den Saklierungen der zentralen Metaphern her lediglich die Version B von D und M klar unterschieden werden kann, während zwischen D und M selbst kaum Unterschiede vorliegen. Das weist zum einen darauf hin, daß die von BAUER et al. angesetzten Konkretisationsversionen weniger im quasi-induktiven Vorgehen von den Rezeptionsdaten aus, als vielmehr von einem bestimmten heuristischen Vorverständnis aus aufgestellt und überprüft wurden; dieser Aspekt fällt daher z.T. unter die Perspektive der theoretisch-deduktiv vorgehenden, selegierenden Überprüfung von Interpretationskonzepten und wird deswegen

u. als Beispiel dieser Konzeption der Werksinn-Konstruktion wieder aufgenommen (vgl. IV.6.). Zum anderen wird daran aber auch deutlich, daß die möglichst valide Sicherung von Differenzen zwischen Textkonkretisationen statistische Auswertungsverfahren/-tests erfordert, die es erlauben, die Zufälligkeit oder Überzufälligkeit der thematischen Differenzen quantitativ zu beurteilen (sog. Signifikanzprüfung). Der Darstellung von BAUER et al. ist nicht in jedem Fall zu entnehmen, ob und gegebenenfalls mit welchem statistischen Testverfahren solche Signifikanzprüfungen vorgenommen wurden; doch ist das zu Beginn eines solchen Forschungsprogramms auch nicht das Ausschlaggebende. Es ist hier nur festzuhalten, daß es für die Weiterentwicklung und Ausdifferenzirung dieser Frageperspektive einer empirisch-literaturwissenschaftlichen Interpretation nötig sein wird, die Brauchbarkeit vorhandener statistischer Auswertungsmodelle wie z.B. der Varianzanalyse und/oder Diskriminanzanalyse für die Aufarbeitung von Rezeptionsdaten in Richtung auf eine differenzierungsorientierte Interpretation zu erproben.

Eine theoriegeleitete, auf Differenzierung ausgerichtete Untersuchung mit signifikanzprüfender statistischer Auswertung hat ZOBEL (1975) vorgelegt; er versucht mit Hilfe eines varianzanalytischen Versuchsplans die unterschiedlich konkretisierte Textbedeutung eines kurzen, modernen Dramas ('Jetzt, und jetzt: auch ihr?') festzustellen, und zwar in Abhängigkeit vom Medium, in dem der Dramentext dargeboten wird. Das zentrale Instrument zur Erhebung der rezipierten Textbedeutung ist ebenfalls ein semantisches Differential. Die 4 Darbietungsarten des Dramas waren: I. Die literarische Textvorlage, zur Lektüre vorgegeben; II. eine Aufführung des Salzburger Landestheaters unter Beteiligung des Autors an der Inszenierung; III. eine Ballett-Aufführung desselben Theaters: pantomimisch-tänzerisch-musikalische Fassung (Musik von A. Webern); IV. Aufführung des Theaters ohne Beteiligung des Autors (vgl. ZOBEL 1975, 33f.). Die weiteren Differenzierungen, besonders innerhalb der Versuchspersonenstichprobe, vernachlässige ich für die hier thematische Fragestellung. Das semantische Differential wurde unter der Voraussetzung nicht-konzeptspezifischer Adjektivskalen entwickelt (vgl.o. III.5.). Mit diesem Differential sicherte ZOBEL in mehreren Faktorenanalysen für den Dramentext unabhängig von dem Medium seiner Darbietung folgende Faktoren des Bedeutungsraums, geordnet nach der Wichtigkeit: 'einen Bewertungsfaktor (A), einen Aktivitätsfaktor (B), einen Strukturfaktor (C); außerdem einen Spannungsfaktor (D, der Teil des Faktors B ist), einen Machtfaktor (E, Teil von A), einen Potenzfaktor (F, Zusammenhang mit B, hier sehr viel weniger gewichtig als bei OSGOOD), einen Ordnungsfaktor (G, Teil von C), sowie einen instabilen Faktor', „den vorwiegend ästhetisch wertende Variable des Bewertungsfaktors A laden" (ZOBEL o.c., 198f.). Die Ladungen der einzelnen Adjektivskalen (als Variablen) auf den Faktoren, die eine konkretere Vorstellung von den Faktoren als Dimensionen des Bedeutungsraums geben können, sind bei ZOBEL (o.c., 132ff.) nachzulesen. Hier interessiert jetzt vornehmlich, auf dem Hintergrund

dieser Strukturen die Bedeutung verschiedener Darbietungen des Dramas zu vergleichen, um eventuelle Bedeutungsunterschiede zwischen ihnen festzustellen (o.c., 199ff.). Abb. 13 gibt die Profile des semantischen Differentials für die 4 Darbietungsweisen des Dramas an:

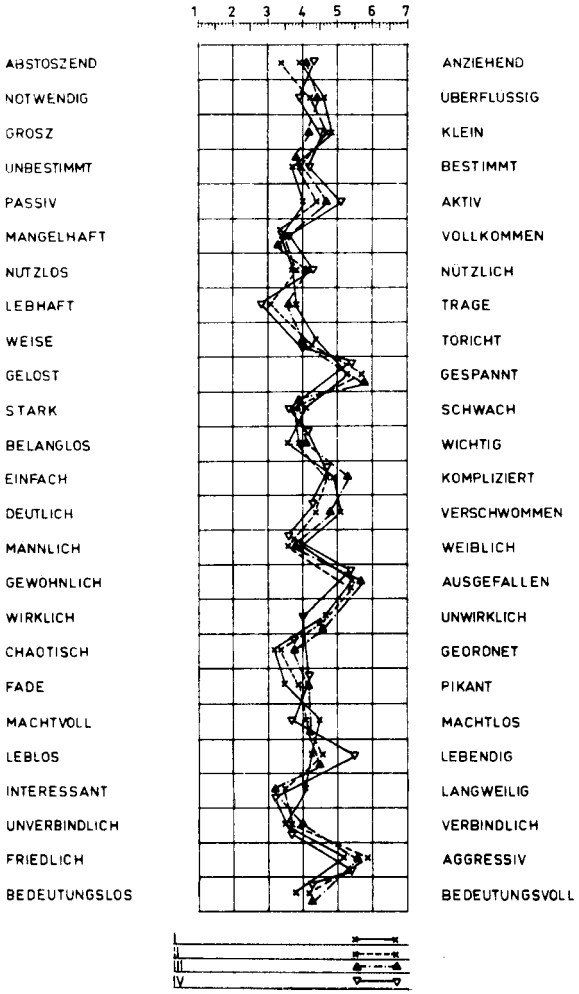


Abb.13.: Semantisches Differential der vier Darbietungsarten des Dramas (ZOBEL 1975, 209) I: Lektüre; II: Schauspielinszenierung unter Beteiligung des Autors; III: Ballett; IV: freie Schauspielaufführung.

Schon eine intuitiv-visuelle Analyse der Abbildung zeigt, daß die 'freie Schauspielaufführung' (IV.) zu den positivsten Konkretisationen führt (die Skalierungen liegen im Vergleich zu den anderen Darbietungsformen immer am nächsten an dem 'positiven' Pol der Skala: z.B. anziehend (bei Skala 1), notwendig (bei 2), bestimmt (4), aktiv (5), nützlich (7), lebhaft (8) etc.) Außerdem werden diese 'Theateraufführungen im Bereich der Faktoren B und D als aktiver,lebendiger und spannender' empfunden (o.c., 218f.). Um solche Ergebnisse methodologisch abgesichert interpretieren zu dürfen, ist die statistische Überprüfung notwendig, ob die Unterschiede zwischen den 4 Darbietungsformen auf den einzelnen Adjektivskalen des semantischen Differentials überzufällig (signifikant) sind. Eine solche Prüfung leistet (unter Einbeziehung der übrigen Variationen: 3 soziale Gruppen, 2 Bildungsniveaus, Geschlecht) die Varianzanalyse; ich beschränke mich bei der Darstellung der Signifikanzen (in Tab. 7) auf die unabhängige Variable 'Darbietungsform' (die übrigen Signifikanzen sind in ZOBEL 1975, 221 nachlesbar):

Item:	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24
Signi-fikanz	ss	s	-	-	ss	-	ss	ss	-	s	-	-	-	ss	ss	-	s	-	ss	s	ss	ss	-	ss

Tab. 7: Signifikante Unterschiede in der semantischen Skalierung der vier verschiedenen Darbietungsformen des Dramas (nach ZOBEL 1975, 221). 's' und 'ss' sind Kurzangaben für das Signifikanzniveau; das Signifikanzniveau gibt an, welche Restwahrscheinlichkeit für die Zufälligkeit des statistisch geprüften Unterschieds bleibt. Bei 's': 5 %, bei 'ss': 1 % Restwahrscheinlichkeit (Zufallswahrscheinlichkeit).

Die Tabelle zeigt, daß bei 15 Adjektivskalen überzufällige Unterschiede in der semantischen Skalierung der Darbietungsformen zu beobachten sind (Skala 1, 2, 5, 7 usw.), bei 10 Adjektivpolaritäten sind die Unterschiede nur zufällig (3, 4, 6 usw.) und daher nicht zu interpretieren. Durch diese varianzanalytische Auswertung weiß man nun zwar, auf welchen Skalen sich die 4 Darbietungsformen in der Bedeutungskonstitutierung durch die Rezipienten unterscheiden; man weiß aber noch nicht, welche speziellen Differenzen zwischen den einzelnen Darbietungsarten (also z.B. Unterschied zwischen Lektüre (I) und Ballett (III) oder zwischen Lektüre (I) und 'freier Schauspielaufführung' (IV) oder zwischen Ballett (III) und 'freier Schauspielaufführung' (IV usw.) für diese Signifikanz verantwortlich sind. Diese Unterschiede innerhalb der Darbietungsarten sind nun auch noch differenziert auf Überzufälligkeit zu prüfen, ZOBEL hat sie mit dem Newman-Keuls-Test untersucht; die Ergebnisse zeigt Tab. 8.:

Darbietungsarten	I-II	I-III	I-IV	II-III	II-IV	III-IV
Adjektivskalen						
abstoßend/anziehend (1)	ss	-	-	ss	ss	-
notwendig/überflüssig (2)	ss	-	ss	-	-	s
passiv/aktiv (5)	fs	ss	ss	-	ss	fs
nutzlos/nützlich (7)	-	ss	ss	-	ss	-
lebhaft/träge (8)	ss	-	ss	ss	-	ss
gelöst/gespannt (10)	ss	ss	-	-	s	s
deutlich/verschwommen (14)	ss	-	ss	s	-	s
männlich/weiblich (15)	ss	-	ss	-	-	-
wirklich/unwirklich (17)	-	-	ss	-	-	-
fade/pikant (19)	s	ss	ss	s	fs	s
machtvoll/machtlos (20)	s	-	ss	-	s	s
leblos/lebendig (21)	s	-	ss	-	ss	ss
interessant/langweilig (22)	ss	ss	ss	-	-	-
friedlich/aggressiv (24)	ss	ss	-	fs	ss	-
bedeutungslos/bedeutungsvoll (25)	ss	ss	ss	-	-	-

Tab. 8.: Signifikante Unterschiede zwischen den vier Darbietungsformen auf den einzelnen Adjektivskalen (Zusammenfassung von ZOBEL 1975, 227; 's' und 'ss' wie oben Tab. 7., 'fs': fast signifikant)

Unter Rückbezug auf die Abb. 13 (aus der die Richtung der Unterschiede abzulesen ist) lassen sich dann ganz präzise, konkrete Relationen der Textrezeptionen angeben – beginnend mit der Skala (1): die Darbietung II (Inszenierung zusammen mit dem Autor) wurde als sehr signifikant 'abstoßender' empfunden als die anderen Darbietungsformen (I, III, IV), zwischen diesen selbst gab es keine bedeutsamen Unterschiede (hinsichtlich der Polarität 'abstoßend/anziehend'); Darbietungsform II wurde als bedeutsam 'notwendiger' als I eingeschätzt, das gleiche gilt für IV im Vergleich zu I und III; auf der Skala (5) ergibt sich, daß die Lektüre des Textes (I) als erheblich passiver empfunden wird als die übrigen Darbietungsformen (II, III, IV): II (Inszenierung mit Autorbeteiligung) und III (Ballett) wurden als vergleichbar aktiv empfunden, IV ('freie Schauspielaufführung') als eindeutig am aktivsten ($x = 5{,}07$). Die weiteren Einzelinterpretationen sollen hier nicht mehr ausgeführt werden, man kann sie durch Zusammenfügen von Tab. 8 und Abb. 13 selbst leisten oder bei ZOBEL (1975, 226ff.) nachlesen. Insgesamt zeigen die Ergebnisse aber, wie bei der Anwendung entsprechender (statistischer) Prüfverfahren sehr präzise Differenzen zwischen Textkonkretisationen festgestellt werden können (daß diese Unterschiede als Bedeutungsbestimmungen inhaltlich trotzdem z.T. etwas vage bleiben, liegt an der Verwendung eines nicht-konzeptspezifischen semantischen Differentials mit Adjektiv-Polaritäten, die nur metaphorisch auf den literarischen Text bezogen werden können, wie 'notwendig/überflüssig' etc.; methodische Kritik s. III.5.).

In der Zusammenfassung aller Ergebnisse kommt ZOBEL zum Schluß, daß die Unterschiede zwischen den Textkonkretisationen vor allem auf die Verschiedenheit der Medien, also Lektüre vs. Schauspielaufführung vs. Ballett, zurückzuführen sind (o.c., 231); ein Ergebnis, das nicht ganz unserer Ausgangsfrage in diesem Abschnitt nach der Differenzierung der Rezeptionen im Hinblick auf *eine* Textvorlage ('Rezeptionsamplitude') entspricht: es zeigt aber, daß (bei entsprechender Versuchsplanung) anhand von Rezeptionsdaten auch ganz flexible Interpretationen in der Rückführung der Konkretisationsunterschiede auf bestimmte (hier mediumspezifische) Werkcharakteristika möglich sind. Eine noch konkretere Erforschung von Streubreite und Unterschieden in den rezipierten Werkbedeutungen wird sicherlich erreichbar, wenn man vergleichbare Versuchspläne und Auswertungsmodelle in Verbindung mit den anderen besprochenen, weniger auf Generalität (des Bedeutungsraums) ausgerichteten Erhebungsverfahren wie cloze procedure, free card sorting etc. anwendet und ausarbeitet.

Ein letzter Aspekt ist noch, allerdings nurmehr programmatisch, zu nennen: auf der Grundlage solcher differenzierter Untersuchung und statistischen Analyse von Textkonkretisationen läßt sich dann auch wieder ein Abstraktionsvorgang einleiten, ohne daß man in die Gefahr einer leerformelhaften Generalität kommt. Mit Hilfe von entsprechenden, adäquaten Analyse- und *Aufarbeitungsmodellen* sollte es möglich sein, die *bei bestimmten Textsorten vorliegenden* kommunikationstheoretisch gefaßten *Merkmale durch abstrahierende Feststellung der übereinstimmenden Charakteristika der Werkkonkretisationen herauszuarbeiten:* z.B. gattungstheoretische Bestimmungen/Unterscheidungen oder sogar so hochinklusive Konstrukte wie das der 'Fiktionalität' (vgl.o. II.4.) von Texten aufgrund von Konkretisationsdaten zu validieren! Im Bereich der sozialwissenschaftlichen Psychologie gibt es z.B. den Ansatz, die durch Faktorenanalysen herausgearbeiteten 'Persönlichkeitszüge' ('traits' nach EYSENCK) selbst wieder zu faktoranalysieren und die resultierenden Faktoren 2. Ordnung als (noch generellere Dimensionen:) 'Typen' zu interpretieren (HERRMANN 1969, 147). Man wird bei der Weiterentwicklung und Ausarbeitung des Programms einer empirischen Literaturwissenschaft überprüfen müssen, ob solche oder ähnliche Modelle geeignet sind, poetologische und literaturtheoretische Fragen der Textsortenspezifikation etc. empirisch zu beantworten. Dies ist zum heutigen Zeitpunkt sicherlich noch absolute Zukunftsmusik (zumindest sind mir keine derartigen empirischen Arbeiten unter kommunikationstheoretisch konsequenter Einbeziehung von Rezipientendaten bekannt), doch weist m.E. auch hier das Empirisierungsprogramm der Literaturwissenschaften Entwicklungsmöglichkeiten auf, die eine umfassende Lösung der klassischen literaturwissenschaftlichen Probleme versprechen.

IV. 5. Noch einmal: Trennbarkeit Werk – Leser?

An dieser Stelle ist noch einmal kurz darauf einzugehen, was eine so konzipierte und methodologisch aufgebaute literaturwissenschaftliche Interpretation nicht leisten kann, nicht leisten soll; an der Behandlung dieser Frage wird zusammenfassend die wissenschafts- und literaturtheoretische Struktur der empirisch-literaturwissenschaftlichen Interpretation und ihre Relation zu den kommunikationstheoretischen Kernannahmen deutlich.

Wenn man den Werksinn aus empirischen Daten: Rezeptionsdaten und material-objektiven Beschreibungen der Textstruktur zu konstruieren versucht, dann liegt von hermeneutischer Seite aus die Frage nahe, was denn an der Konkretisation Anteil des Werks, was Anteil des Lesers sei. Diese Frage ist praktisch deckungsgleich mit der positiv auszeichnenden Frage nach der adäquaten Rezeption, die, wie oben abgeleitet, für den Hermeneutiker weitgehend mit der Aufgabe der literaturwissenschaftlichen Interpretation zusammenfällt. So plausibel und sinnvoll diese Frage nach dem Anteil von Werk vs. Leser an der Konkretisation auf den ersten Blick aussieht, sie ist für eine empirisch literaturwissenschaftliche, konsequent kommunikationstheoretische Interpretation eine Scheinfrage: eine Frage, die nicht sinnvoll zu stellen ist, ohne die Kernannahmen des kommunikationstheoretischen Paradigmas zu zerstören. Diese Frage nach den Anteilen von Werk vs. Leser manifestiert sich z.B., wenn JAUSS das 'vom Text bedingte Element der Konkretisation Wirkung, das vom Adressaten bedingte Element Rezeption' nennt (1973), wenn WARNING den 'im Werk codierten Erwartungshorizont als fixen Teil des Werksystems' dem 'lebensweltlichen Erwartungshorizont des Lesers als variablen Teil des Werksystems' gegenüberstellt (1975b, 25). Demgegenüber ist mit HEUERMANN et al. (1975b, 91) daran festzuhalten, daß sich Text und Leser innerhalb einer kommunikationstheoretischen Perspektive nur „als aufeinander angelegte, wechselseitig bezogene Variable" auffassen lassen, „die sich erst im Prozeß der literarischen Rezeption aktualisieren" – ich füge hinzu: zumindest für die Interpretation als theoretischen Aufbau eines deskriptiven Konstrukts 'Werksinn' läßt sich eine solche Trennung zwischen 'Werk' und 'Leser' nicht kohärent durchführen. Die wissenschaftstheoretisch-methodologische Analyse muß die in dieser 'Anteils'- bzw. 'Trennungs'-Frage erneut implizierte Substanzvorstellung des literarischen Werks zurückweisen. Denn wenn man den 'Assoziationsraum' der Konkretisation z.B. als „Ort der *Vermittlung* zwischen dem Text und der Subjektivität des Rezipienten" (LINK 1976, 109) ansieht und auf diesem Hintergrund die Frage nach dem Anteil des Werks vs. Anteil des Lesers stellt, dann setzt man damit die positive Festlegbarkeit 'des' Werks voraus. Eine solche Abgrenzung von Werk und Leser aber ist nur eine andere Form der positiv zu beantwortenden Frage nach der adäquaten Rezeption, die zur Reduktion auf die Autorintention führt; diese war oben als der kommunikationstheoretischen Perspektive unangemessen kritisiert worden (vgl. II.6.; IV.3.). Hier kann nun auf der Grundlage der bis-

her besprochenen empirischen Methode die wissenschaftstheoretische Begründung für diese Kritik und Ablehnung verdeutlicht werden: denn die Unterscheidung von Werk und Leser beim Aufbau des Werksinns (des Sinns eines einzelnen literarischen Werks als zentraler Frageperspektive der literaturwissenschaftlichen Interpretation) würde einen archimedischen Punkt außerhalb des Werk-Leser-Systems annehmen, der durch die kommunikationstheoretische Perspektive ja gerade (als zentrale Kernannahme) negiert wird. Diese Frage der Anteile von Werk vs. Leser ist (ich betone noch einmal: beim Aufbau eines deskriptiven Konstrukts 'Werksinn') nur auf der Grundlage einer Substanzvorstellung vom Werk zu stellen (und zu beantworten). Wenn man diese Substanzvorstellung in bezug auf das literarische Werk aufgibt, muß man die Anteilsfrage bei der theoretischen Konstruktion eines Werksinns (bei einem einzelnen literarischen Text) ebenso als sinnlos aufgeben.

Denn die wissenschaftstheoretische Struktur ist die folgende: aufgrund von Werkbedeutungen (Werkkonkretisationen) wird über die mediale Funktion des Rezipienten ein Werksinn konstruiert; die material-objektiv erhobenen Strukturen des Textformulars geben dabei (entsprechend der negativ ausschließenden Frage der 'adäquaten' Rezeption) methodisch nur an, welche Rezeptionsdaten als Beobachtungsdaten zum Aufbau des theoretischen Konstrukts zuzulassen sind bzw. welche auszuschließen sind: sie implizieren daher keinerlei Substanzvorstellung. Wenn man diese *wissenschaftstheoretisch-methodologische Struktur* der literaturwissenschaftlichen Interpretation (eines einzelnen literarischen Werks) ansetzt, dann wäre die *Frage nach der Trennung (dem Anteil) des Textsinns vs. der Textbedeutungen der Versuch einer Trennung der theoretischen Konstruktion von ihren Beobachtungsdaten!* Dies ist nun aber völlig widersinnig, da die theoretische Konstruktion ja gerade auf der Basis der Rezeptionsdaten als Beobachtungsdaten aufgebaut wurde: hier wird wissenschaftstheoretisch ganz eindeutig klar, daß um diese Frage überhaupt zu stellen, eine Ontologisierung des theoretischen Konstrukts 'Werksinn' vorausgegangen sein muß (vgl. zur wissenschaftstheoretischen Kritik der Ontologisierung: GRAUMANN 1960; HOLZKAMP 1964; 1968). Diese Ontologisierung ist die Gefahr des Rückfalls in eine Substanzvorstellung des literarischen Werks, die aus der literaturtheoretisch-ontologischen Tradition der hermeneutischen Literaturwissenschaft resultiert. Demgegenüber realisiert die empirisch-literaturwissenschaftliche Konzeption ganz konsequent die kommunikationstheoretische Perspektive: der Werksinn gilt ihr nur als theoretische Konstruktion, die auf der prozessualen Verbindung von Textformular und Bedeutungskonstitution des Rezipienten basiert. Aus diesem Grund ist für die Interpretation des einzelnen literarischen Werks die Frage nach dem Textanteil vs. Leseranteil sinnlos.

Das bedeutet nun allerdings nicht, daß die Frage nach Textwirkung und/oder Abhängigkeit der Werkkonkretisation von Lesermerkmalen innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft überhaupt nicht zu stellen und zu beant-

worten wäre. Sie ist es durchaus, nur macht die präzise und explizite methodische Struktur der empirischen Erhebung und Untersuchungsplanung klar, daß dies nur bei bestimmten operativen Strukturen und damit bestimmten Fragestellungen möglich und sinnvoll ist. Grundsätzlich gilt dabei, daß man den Einfluß, eine Wirkung etc. eines Merkmals (z.B. auch Textmaterials) nur empirisch sichern kann, wenn man es variiert: die absolut einfachste Form der Variation ist die zwischen Vorliegen (des Merkmals) vs. Nicht-Vorliegen (vgl. als Beispiel der bei der semantisch-hierarchischen Klassifikation besprochene einfachste Versuchsplan mit Versuchs- vs. Kontrollgruppe, wo bei der Kontrollgruppe der gesamte Text einfach nicht vorliegt). Im Normalfall wird es sich um etwas komplexere Variationen auf qualitativem Klassifikations- oder sogar quantitativem Niveau handeln; dabei sind dann z.B. verschiedene literarische Werke (einer Gattung etwa), aber auch Merkmalsvarianten an einem literarischen Werk untersuchbar: ein Beispiel für den letzteren Fall ist die gerade oben besprochene Darbietung des gleichen literarischen Werks (Dramas) in verschiedenen Mediumkategorien bei ZOBEL 1975 (qualitativ-kategorisierende Variation). Von solchen Variationen einer unabhängigen Variable (UV) aus lassen sich dann durchaus (legitim und methodisch exakt) Fragen der Textwirkung (auch auf die Werkkonkretisation) untersuchen. Gleiches gilt für die Abhängigkeit der Textrezeption von bestimmten Lesermerkmalen, z.B. für die Untersuchung, von welchen Voreinstellungen (Erwartungshorizont), Lesegewohnheiten, ästhetischen Wertungen aus welche Bedeutungskonstitutionen beeinflußt werden; auch hier müssen in den Untersuchungsplan Variationen der UV 'Lesermerkmale' eingeführt werden. In entsprechenden Versuchsplänen ist also die Werkkonkretisation als abhängige Variable (AV) konstituiert; die Untersuchungsstruktur von abhängiger Variablen und ihrer Relation zu den sie bedingenden unabhängigen Variablen zeigt, daß es sich dabei um erklärende (explikative) Fragestellungen handelt, bei denen die Abhängigkeit der (AV) Werkkonkretisation von den Bedingungen (UV) wie Text und/oder Lesermerkmale (durch die Variation dieser Merkmale) untersucht wird. Und *innerhalb einer* solchen *explikativen Fragestellung läßt sich dann auch die 'Anteils'-Frage stellen:* wenn man *die Faktoren der Textmerkmale und Lesercharakteristika gleichzeitig* (und damit meistens gegeneinander) in einem Versuchsplan *variiert* und ihre *Einwirkung auf die Werkkonkretisation* erhebt, dann kann man das Gewicht jedes Faktors auf die AV und das Verhältnis dieser Gewichte untereinander abzuklären versuchen. Das ist (u.a.) die Fragestellung des sog. varianzanalytischen Modells (vgl. zur Versuchsplanung und Auswertung methodologisch: EDWARDS 1971), das zu klären erlaubt, wieviel Varianz der AV (hier z.B. Streubreite der Werkkonkretisationen) auf welche der UV (Text- vs. Lesermerkmale) zurückzuführen ist (Varianzkomponentenschätzung). Aber die Frage ist methodisch und wissenschaftstheoretisch sauber und sinnvoll eben nur unter dieser explikativen Perspektive anzugehen; für die Explikation und Überprüfung eines deskriptiven Konstrukts, wie es oben für die literaturwis-

senschaftliche Interpretation als Werksinn-Konstruktion angesetzt wurde, aber ist die Frage methodisch nicht zulässig, weil dabei eben keine Variation einer UV vorliegt, sondern einfach nur das positiv vorliegende Werk qua Rezeptionsdaten und material-objektiv beschreibbarer Textstruktur in der ausgearbeiteten Verbindung (der Grenzziehungsfunktion material-objektiver Daten) zu einem deskriptiven Konstrukt 'Werksinn' aufgearbeitet werden soll/muß. Dabei ist unbestritten, daß gerade die thematisierten explikativen Fragestellungen erst umfassend die Perspektive einer literarischen Kommunikation abdecken; sie werden daher konsequenterweise in einem empirischen Paradigma der Literaturwissenschaft die zentralen Problemperspektiven: innerhalb des Programms einer empirischen Literaturwissenschaft löst sich auf diese Weise das Interesse an der 'Gesamtinterpretation' in die als zentraler, bedeutsamer angesehene Frage danach auf, von welchen Bedingungen aus welche Konkretisationen/Rezeptionen vorauszusagen bzw. zu erklären sind (vgl. V.). Dieser Wechsel von der literaturwissenschaftlichen Interpretation als Aufbau deskriptiver Konstrukte zur Erforschung explikativer Konstrukte über den Prozeß literarischer Kommunikation, Textrezeption und -verarbeitung ist einer der zentralen Aspekte der schon mehrfach angesprochenen Problemverschiebung und Umgewichtung, die durch einen Paradigmawechsel zustandekommt.

IV. B. Deduktiv-selegierende Werksinn-Konstruktion

IV.6. Validität von Deutungshypothesen: die Adäquanz der Interpretation

Bleibt man zunächst noch einmal innerhalb der deskriptiven Konstruktebene, so gibt es allerdings auch hier eine gewisse Umorientierung, Umgewichtung der Frageperspektive: während für die klassische Literaturwissenschaft Interpretation ein Ausgehen von den Verstehensdaten und anschließendes Ausarbeiten eines Werksinns war, ist die genuin empirie-wissenschaftliche Forschungsoperation wegen des Falsifikationskriteriums (d.h. deduktiven Bestätigungsbegriffs) methodologisch und forschungspragmatisch von umgekehrter Reihenfolge. Man geht im paradigmatischen Optimalfall von einer auf heuristischem Wege gewonnenen Deutungshypothese (Werksinn-Konzept) aus und überprüft, inwieweit diese Hypothese, diese heuristische Konstruktion den Rezeptionsdaten entspricht. Darin liegt der zentrale Funktionswandel, den die hermeneutisch-verstehende Interpretation innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft erfährt: die hermeneutischen Interpretationskonzepte geistesgeschichtlicher, formanalytischer, marxistischer oder psychoanalytischer etc. Richtung erfüllen in ihr die Funktion einer Heuristik (von singulären Deutungshypothesen; vgl. GROEBEN 1972a, 197ff.). Die Gültigkeit (Validität) dieser Interpretationskonzepte wird durch den Bezug zu den empirischen Rezeptionsdaten überprüft; dadurch werden die (mehr oder minder) *adäquaten Interpretationen anhand der potentiell falsifizierenden Text-*

konkretisationen selegiert. Die für die empirische Literaturwissenschaft *zentrale Fragestellung* im Bereich des Aufbaus deskriptiver 'Werksinn'-Konstrukte ist also nicht wie bei der hermeneutischen Literaturwissenschaft die Frage nach der adäquaten Rezeption, sondern: die nach der *Adäquanz der Interpretation* (als Gültigkeit in bezug auf die Rezeptionsdaten; GROEBEN 1972a, 175).

Implizit unterliegt diese Struktur auch der oben berichteten Feststellung von drei Konkretisationsversionen in der Untersuchung von BAUER et al. (1972). Sie stellen in einer Voruntersuchung fest, welche unterschiedlichen Interpretationsansätze an das Gedicht 'Fadensonnen' herangetragen werden; diese Heuristik hat sich in ihrer Untersuchung anscheinend vornehmlich auf Diskussionsinhalte in philologischen Seminaren konzentriert, schließt aber auch (wie aus einer Fußnote: S. 177 hervorgeht) schriftlich niedergelegte Deutungen hermeneutisch-literaturwissenschaftlicher Interpretation ein (erwähnt ist H. FRIEDRICH). Diese Interpretationsansätze werden in den Fragen 27), 28) und 29) des Fragebogens von BAUER et al. als Wahlmöglichkeiten vorgegeben (o.c., 52f.); auf der Grundlage der als Gedichtschwerpunkt angegebenen Sätze (1 oder 2 oder 3) unterscheiden BAUER et al. dann die drei oben berichteten (vgl. IV.4.) Konkretisationsversionen B (Bildvorstellung), D (dynamisches Element) und M (Metaphysik; o.c., 62, 166ff.). Die Überprüfung an den Rezeptionsdaten konzentriert sich bei BAUER et al. auf die Frage, ob die verschiedenen Textkonkretisationen durch Unterschiede in den semantischen Differentialen der drei zentralen Metaphern (Fadensonnen, Lichtton, baumhoher Gedanke) charakterisiert sind; sie vergleichen dabei insbesondere die Gewichtungen der einzelnen Faktoren (o.c., 187ff.) und stellen zusammenfassend unterschiedliche Nuancierungen je nach den rezipierten Gedichtschwerpunkten fest; da diese Unterschiede nicht auf Skalen-, sondern auf Faktorenebene doch relativ allgemein sind (und auch eine zufallsstatistische Signifikanzprüfung von Unterschieden nicht mitgeteilt wird), stelle ich sie hier nicht eigens dar. Sie sind für BAUER et al. immerhin in der Zusammenschau aller Ergebnisse so gravierend, daß sie zu der schon oben thematisierten Konsequenz kommen: die verschiedenen Interpretationen sind (unter Rückbezug auf die Rezeptionsdaten) nicht aufeinander reduzierbar, sondern alle drei als 'gültig' anzusehen (o.c., 221) – quantitative Gewichtungen sind den Vpn-Zahlen, die die entsprechenden Konkretisationen konstituieren, zu entnehmen (vgl. o. IV.4.).

Das in dem Zusammenhang der deduktiv-selegierenden Werksinn-Konstruktion Entscheidende ist im übrigen die methodologische Struktur: Interpretationskonzepte vorzugeben und anhand der Reaktionen der Vpn darauf hinsichtlich ihrer Gültigkeit zu überprüfen. Dies ist, wie einleitend zu diesem Abschnitt entwickelt, eine der hermeneutischen Fragerichtung recht entgegengesetzte Perspektive; sie ist denn auch vor allem kritisiert worden. So bemängeln z.B. sowohl DEHN (1974b, 31) als auch LINK (1976, 105ff.) die starke

Strukturierung der Rezeptionssituation und 'Steuerung' durch den Fragebogen. LINK zieht aus dieser Kritik sogar die Folgerung, daß eigentlich gar keine halbwegs natürliche Rezeption überprüft worden ist: „Angesichts solcher Vorentscheidungen ist die Frage nach dem Verhältnis von 'Text und Rezeption' . . . eigentlich an diejenige Phase zu richten, in welcher der Fragebogen erarbeitet wurde." (o.c., 105) Diese Kritik ist teilweise abzulehnen, teilweise zu akzeptieren. Abzulehnen ist sie im Hinblick auf die grundsätzliche methodologische Struktur der Überprüfung singulärer Deutungshypothesen: da ist es durchaus legitim und sinnvoll, im Sinne einer deduktiv konzipierten Falsifikationskonzeption von bestimmten Interpretationskonzepten auszugehen und deren (empirische) Gültigkeit an Rezeptionsdaten zu überprüfen; daß dabei eine *Vorselektion von Hypothesen (hier Deutungshypothesen)* vorliegt, *ist Charakteristikum jeder theoriegeleiteten Forschung. Es muß nur gesichert sein, daß die Interpretationskonzepte anhand der Rezeptionsdaten als 'nichtgültig'* (natürlich relativiert auf die Rezipienten als Bezugsgruppe, vgl. dazu den nächsten Abschnitt IV.7.) herauskommen können; diese Forderung scheint mir bei der Untersuchung von BAUER et al. insofern zumindest rudimentär gegeben, als in Frage 28) ja 13 Interpretationsansätze aufgeführt sind, von denen einige sicherlich schlußendlich als nicht mit den Rezeptionsdaten übereinstimmend zu eliminieren sind (obwohl das BAUER et al. m.E. nicht explizit tun).

Zu akzeptieren ist die Kritik allerdings im Hinblick auf die konkrete methodische Planung der Untersuchung von BAUER et al.: die Überprüfung der Interpretationskonzepte sollte nicht dadurch in ihren Falsifizierungsmöglichkeiten eingeschränkt werden, daß die Rezipienten (wie früher bei der Subjekt-Objekt-Konfundierung der hermeneutische Interpret) durch das Vorwissen um die Interpretationskonzepte und damit möglicherweise über seine Voreinstellung auf eine bestimmte Rezeption hingedrängt werden. Das läßt sich nicht völlig ausschließen, wenn man die Rezipienten direkt im selben Fragebogen zur Interpretation und Rezeption befragt. Das ist aber eine gängige methodische Schwierigkeit, die man üblicherweise dadurch löst, daß man verschiedene Versuchsgruppen bildet: z.B. Konkretisationsdaten von Rezipienten heranzieht, die kein Wissen um die zu überprüfenden Interpretationskonzepte haben (vgl. u. die Untersuchung von LINZ). Was außerdem auf jeden Fall bei einer selegierenden Interpretations-Überprüfung explizit angegeben und auch in den Untersuchungsplan eingebracht werden sollte, ist die Gewinnung und der Inhalt der zu überprüfenden Interpretationskonzepte. Da diese Konzepte in der Untersuchung von BAUER et al. nur sehr umrißhaft angedeutet vorgegeben werden, ist ihre Analyse eben nur als implizites Beispiel für die deduktiv-selegierende Deutungsüberprüfung anzusprechen.

Eine explizit nach dieser methodologischen Struktur verfahrende Untersuchung bietet eine psychologische Diplomarbeit am Heidelberger Psychologischen Institut von LINZ (1977). Er geht dabei von meinem Vorschlag

(GROEBEN 1972a, 189ff.) aus, vorliegende Interpretationskonzepte mit Werkkonkretisationen/-rezeptionen zu vergleichen, und zwar mit Hilfe des semantischen Differentials. Es ist m.E. dazu besonders gut geeignet, weil es 'eine Brücke zwischen der Ebene mehrdeutiger Literatursprache und der Ebene eindeutiger Wissenschaftssprache schlagen kann: über den an beiden abhebbaren konnotativen Bedeutungsraum' (o.c., 191). Die konkrete Untersuchungsstruktur sieht dann so aus, daß man die Interpretationen von Vpn semantisch einschätzen, außerdem das literarische Werk von einer parallelen Stichprobe von Vpn semantisch differenzieren läßt, um dann die Übereinstimmung der semantischen Differentiale (mit Korrelationskoeffizienten etc.) zu errechnen: dasjenige Interpretationskonzept, das die größte Übereinstimmung mit der Textrezeption zeigt, ist dann als das (für die gewählte Rezipientengruppe) 'gültige' oder 'gültigste' auszuzeichnen (zu selegieren).

LINZ hat eben diese Versuchsstruktur realisiert; als literarischen Text hat er das durch die Diskussion schon sehr aufgearbeitete Gedicht 'Les Chats' (vgl. o. III.7.) ausgewählt. Aus den zu diesem Gedicht vorliegenden (strukturalistischen) Interpretationen, die ja, wie im Abschnitt III.1. erarbeitet, im Bereich der Semantik auch als hermeneutische Heuristik zu gelten haben (vgl. POSNER: 'Analysepoesie'), wurden zur Untersuchung ausgewählt: die von Jakobson/Lévi-Strauss, Riffaterre, Cellier und Durand (LINZ 1977, 143). Bei Jakobson/Lévi-Strauss und Riffaterre wurde auf die deutschen Übersetzungen (1972; 1973) zurückgegriffen, für Cellier und Durand wurden für den Untersuchungszweck Übersetzungen hergestellt; die Interpretationen wurden in allen Fällen etwas komprimiert (durch Elimination von Redundanzen, Paraphrasen etc.), um den Leseaufwand für die Vpn tolerabel zu halten. Das Gedicht selbst wurde in der oben (III.7.) mitgeteilten deutschen Übersetzung vorgelegt (o.c., 157). Vpn waren Philologie- und Psychologiestudenten aus 15 Seminaren der Universität Heidelberg (o.c., 160f.); es wurden entsprechend der oben besprochenen methodischen Kritik 2 parallele Versuchsgruppen gewählt: die eine schätzte das Gedicht selbst auf dem semantischen Differential ein, die andere bearbeitete die 4 Interpretationskonzepte (hier wurde aus versuchsökonomischen Gründen auf eine Teilung der Gruppe in eine spezielle für jede Interpretation verzichtet in der Hoffnung, daß sich die Einschätzungen der Interpretationskonzepte gegenseitig nicht allzusehr beeinflußten). Dabei haben 80 Vpn das 'Rezeptions'-rating und 62 das (ungleich umfangreichere) 'Interpretations'rating durchgeführt (o.c., 161). Als semantisches Differential wurde ein konzeptspezifisches Differential von 50 Adjektivskalen entwickelt (o.c., 154ff.), das hier nicht mehr im einzelnen mitgeteilt werden soll, weil die Methodik ja hinreichend dargestellt wurde (vgl. o. III.5.; IV.4.).

Ein erstes methodisches Problem ergibt sich daraus, daß man die Vpn kaum sinnvoll die einzelnen Interpretationen in toto einschätzen lassen kann, denn die semantische Einordnung des gesamten Interpretationskonzepts quasi als

ein einziges Item würde vermutlich zu undifferenziert. Man muß also einzelne, zentrale Begriffe (Konzepte in OSGOODS Terminologie) auswählen, die in allen Interpretationen und dem Gedicht vorkommen und diese zur semantischen Skalierung vorlegen: in der Untersuchung von LINZ wurden dazu die Begriffe: 'Katzen, Verliebte, Gelehrte, Finsternis, Sphinxe' ausgewählt. Diese Konzepte müssen nun, um überhaupt einen Vergleich zwischen Interpretation und Rezeption sinnvoll durchführen zu können, von den verschiedenen Interpreten unterschiedlich gesehen, herausgearbeitet worden sein. Um diese Unterschiede als theoretischen Rahmen für die Auswertung und Interpretation der Daten möglichst explizit und präzise zur Verfügung zu haben, reduziert LINZ die in den Interpretationen vorhandenen Informationen in einer (subjektiven) Analyse auf die wichtigsten intra- und interkonzeptuellen Relationen. Ich führe als Beispiel die Feststellung hinsichtlich der Konzeptrelationen bei Jakobson/Lévi-Strauss an: 'Die Katzen haben Vermittlerfunktion zwischen Verliebten und Gelehrten; Verliebte und Gelehrte stehen in semantischer Opposition zueinander; Katzen haben eine „Neigung" für den „Schrecken der Finsternis", lassen sich aber nicht von dieser vereinnahmen; Katzen und damit Verliebte und Gelehrte werden mit Sphinxen identifiziert; usw.' (o.c., 166). Eine entsprechende Analyse für die übrigen drei Interpretationen führt dann zusammenfassend zu folgenden zentralen Unterschieden zwischen den 4 untersuchten Interpretationsentwürfen: 'Jakobson/Lévi-Strauss, Cellier und Durand dramatisieren die Beziehung Katzen-Finsternis, Riffaterre dagegen ironisiert sie: 'Dramatisierer' vs. Riffaterre als 'Prosaiker'; bei Jakobson/Lévi-Strauss und Riffaterre wird eine Identität von Katzen und Sphinxen angesetzt, bei Cellier nur Ähnlichkeit, bei Durand kein unmittelbarer Zusammenhang; Riffaterre und Cellier sehen eine enge Beziehung Verliebte-Gelehrte trotz Gegensätzlichkeit, für Jacobson/Lévi-Strauss und Durand handelt es sich um eine strikte Opposition; Katzen werden bei Jakobson/Lévi-Strauss und Durand als weiblich angesehen, bei Riffaterre und Cellier als männlich; speziell von Jacobson/Lévi-Strauss als kosmisch, was Riffaterre ablehnt; die Katzen werden von Jacobson/Lévi-Strauss und Cellier als Dichter interpretiert, von Riffaterre nicht; die Sphinxe gelten Jakobson/Lévi-Strauss als zwitterhaft, Riffaterre und Cellier männlich' usw. (o.c., 169).

Methodologisch ist dazu zu bemerken, daß es sich dabei eindeutig um eine subjektive (nicht-kontrollierte) Inhaltsanalyse handelt. Eine methodisch völlig ausgearbeitete Untersuchung müßte an dieser Stelle eine methodisch saubere Inhaltsanalyse einsetzen: damit ist auch gleich ein weiterer Einsatzpunkt der Inhaltsanalyse innerhalb der empirischen Literaturwissenschaft postuliert. Die hermeneutisch-heuristischen Interpretationsentwürfe (für einzelne literarische Werke) müssen zum Vergleich mit Werkkonkretisationen vermutlich in der Mehrzahl der Fälle auf bestimmte zentrale Informationen reduziert werden; diese Reduktion sollte ebenfalls intersubjektiv vor sich gehen, indem die Inhalte des Interpretationsentwurfs innerhalb der durch die Fragestellung

theoriegeleitet festgelegten Kategorien von mehreren Wissenschaftlern intersubjektiv klassifiziert werden (Contentanalyse). Daß der Einsatz der Contentanalyse an dieser Stelle nicht nur wünschenswert, sondern auch möglich und berechtigt ist, ergibt sich daraus, daß theoretische Interpretationsentwürfe wie jede wissenschaftssprachliche Anstrengung auf einer möglichst eindeutigen kommunikationsorientierten Sprachebene ablaufen sollten – die nach den Ergebnissen unserer Analyse der contentanalytischen Methodik die notwendige und optimale Voraussetzung für den Einsatz dieser Methode darstellt (vgl.o. III.3.).

Entsprechend dem Versuchsplan lagen nach Durchführung der Untersuchung semantische Differentiale der Konzepte 'Katzen, Verliebte, Gelehrte, Finsternis, Sphinxe' sowohl für jede der 4 Interpretationsentwürfe als auch für das Gedicht selbst vor. Wie bei der Differenzierungsuntersuchung von ZOBEL (1975) hat es natürlich nur Sinn, mit den Adjektivskalen weiterzuarbeiten, die signifikante Unterschiede für die verschiedenen Interpretationskonzepte zeigen: es handelt sich dabei um 38 der insgesamt 50 Skalen (o.c., Anhang). Auf der Grundlage dieser Skalen lassen sich nun eine Fülle der verschiedensten Auswertungsschritte vollziehen (Faktorenanalyse für die einzelnen Konzepte, für die einzelnen Interpretationen, für die Rezeption, über die Rezeption und Interpretation hinweg, Ähnlichkeitsmaße für Konzepte, Interpretationen, zwischen Rezeption und Interpretation etc.).

Ich konzentriere mich hier auf die für die selegierende Überprüfung der Interpretationsentwürfe zentrale Frage der Ähnlichkeit zwischen den einzelnen Interpretationen und der Rezeption (gleich Durchschnitt-Differential der 'Rezeptions'-Vpn-Gruppe). Es gibt methodisch mehrere Möglichkeiten zur Feststellung der Ähnlichkeit; LINZ hat zwei Maße errechnet: einmal den Korrelationskoeffizienten und zum anderen das OSGOODsche Distanzmaß. Der Korrelationskoeffizient gibt quantitativ den Grad des Zusammenhangs an (kein Zusammenhang: 0, maximaler: 1 – je nach Richtung plus oder minus); das Distanzmaß gibt die durchschnittliche Distanz der Skalierungen zwischen zwei Profilen über alle Skalen hinweg an (keine Distanz: 0; maximale 6). Die Tabellen 9. und 10. zeigen die Korrelationskoeffizienten und Distanzmaße für den Vergleich zwischen den verschiedenen Interpretationen und der Rezeption (für das zentrale Konzept 'Katzen'; die Ergebnisse für die übrigen Konzepte zeigen vergleichbare Tendenzen):

	Rezeption	Int.Jakobson	Int.Riffaterre	Int.Cellier	Int.Durand
Rezeption	1.0				
Int.Jakobson	.8188	1.0			
Int.Riffaterre	.7169	.4921	1.0		
Int.Cellier	.7643	.7410	.7592	1.0	
Int.Durand	.8635	.8684	.5807	.7413	1.0

Tab. 9: Korrelationen zwischen den semantischen Differentialen des Konzepts 'Katzen' aus den 4 verschiedenen Interpretationen und der Gedicht-Rezeption von 'Les Chats' (nach LINZ 1977, 242); für die Selektionsfrage nach der Gültigkeit der Interpretationen ist die (erste) Spalte der Koeffizienten zwischen Rezeption und Interpretationen die zentrale.

Bei den Distanzen läßt sich eine entsprechende Matrix über alle 5 Konzepte (Katzen, Verliebte. . .) hinweg berechnen (vgl. Tab. 10.):

	Rezeption	Int.Jakobson	Int.Riffaterre	Int.Cellier	Int.Durand
Rezeption	0.0				
Int.Jakobson	0.614	0.0			
Int.Riffaterre	0.493	0.207	0.0		
Int.Cellier	0.544	0.261	0.206	0.0	
Int.Durand	0.638	0.087	0.253	0.266	0.0

Tab. 10: Distanzen zwischen den semantischen Differentialen der vier verschiedenen Interpretationsentwürfe und der Gedicht-Rezeption (über alle Konzepte hinweg; nach LINZ 1977, Anhang 4); für die Selektionsfrage nach der Gültigkeit der Interpretationen ist die (erste) Spalte der Distanzen zwichen Rezeption und Interpretationen die zentrale.

Die Ergebnisse bedeuten insgesamt ganz klar eine Enttäuschung meiner methodologischen Hoffnung, man könne über die Zusammenhangsmessung der semantischen Differentiale von Interpretationen und Rezeption zu einer präzisen, eindeutigen Unterscheidung von (in bezug auf die jeweilige Rezipientengruppe) gültigen vs. nicht-gültigen Interpretationen kommen. Denn die Distanzen sind so gering, die Korrelationen so hoch, daß man bei diesem generellen Überblick und Auswertungsverfahren nicht behaupten kann, die eine oder andere Interpretation stimme eindeutig nicht mit der Rezeption überein. Korrelationskoeffizienten von .75 aufwärts werden z.B. bei der Validitätsüberprüfung von psychologischen Tests als durchaus brauchbar und optimal angesehen. Da praktisch alle Interpretationen (wenn man die hier nicht aufgeführten Korrelationsmatritzen für die Konzepte 'Verliebte' etc. mit berücksichtigt) insgesamt auf eine Korrelation von über .75 mit der 'Rezeption' kommen, hat es auch kaum Sinn, Unterschiede zwischen den Korrelationen auf Signifikanz zu prüfen, um zu sehen, welche der Interpretationen vielleicht der Rezeption 'mehr' entspricht als andere.

Dennoch ist es nicht unbedingt begründet, nun davon auszugehen, daß die herangezogenen Interpretationsentwürfe in der Tat alle der Rezeption umfassend entsprechen, also in hohem Grade valide sind. Dagegen sprechen auch die oben mitgeteilten Unterschiede in den Interpretationen. Vielmehr scheint hier wiederum (wie schon bei der Untersuchung von BAUER et al. festgestellt, vgl. III.5.) die Generalität des semantischen Differentials als Verfahren eine Rolle zu spielen: die vom semantischen Differential erfaßten Dimensionen des (konnotativen) Bedeutungsraums sind (trotz der Konzeptspezifität des verwendeten Differentials) so generell, daß die allgemein-semantischen Merkmale der untersuchten Konzepte und die konnotative 'Aufladung' durch das Gedicht zu stark durchschlagen und eine differenzierte Berücksichtigung bzw. Abbildung der Unterschiede (zwischen den Interpretationen und zwischen Interpretationen und Rezeption) nicht mehr möglich ist. Ich würde wegen der schon besprochenen Kritik am semantischen Differential (III.5.) daher dies Ergebnis einer starken Übereinstimmung zwischen den Interpretationen untereinander sowie Interpretationen und Rezeption eher als methodisches Artefakt ansehen, das *eine Beantwortung der Selektionsfrage auf der Grundlage einer zusammenfassenden Korrelations- bzw. Distanzauswertung der semantischen Differentiale nicht zuläßt.*

Wie schon bei der Differenzierungsperspektive wird also auch hier eine differenziertere Auswertung nötig, um Unterschiede festzustellen. LINZ hat diese Auswertung in Form eines Mittelwertvergleichs vorgenommen. Dabei werden auf den signifikanten Adjektivskalen die für die einzelnen Interpretationen und die Rezeption erhobenen Mittelwerte zufallsstatistisch (t-Test) überprüft: es läßt sich auf diese Weise feststellen: a) ob zwischen den Interpretationen in der Tat (in der Repräsentation innerhalb des Bedeutungsraums der Rezipienten) Unterschiede bestehen; b) welche Interpretation(en) der Textrezeption (d.h. dem Mittelwert der 'Rezeptions'skalierung) entspricht/entsprechen bzw. welche nicht. Bei 38 signifikanten Skalen und 5 Konzepten (Katzen, Verliebte . . .) ergeben sich insgesamt 190 interpretierbare Einzelanalysen (LINZ 1977, 200ff.):

Ich führe hier nur einige als Beispiel an, um die Ergiebigkeit des Auswertungsansatzes zu verdeutlichen; dabei indiziert eine unterbrochene Linie einen auf dem 5 %-Niveau signifikanten Unterschied, eine durchgehende Linie einen 1 %-Niveau-Unterschied – die Beispiele beziehen sich nur auf das zentrale Konzept 'Katzen':

Polarität 1. seßhaft – unstet:	Int.Durand	2.167	
	Int.Riffaterre	2.177	
	Int.Jakobson	3.065	/ 3.037 Rezeption
	Int.Cellier	3.295	

Interpretation: die Empirie bestätigt die theoretische Analyse der Interpretationsentwürfe insofern, als Celliers Interpretation die Katzen am 'aktivsten' auffaßte – seine Interpretation liegt hier (im Vergleich zu den anderen) dem Pol 'unstet' am nächsten, allerdings absolut betrachtet immer noch näher an seßhaft als an unstet. Durand und Riffaterre interpretieren nach diesen Ergebnissen (Abbildung ihrer Interpretationen im Bedeutungsraum

der Vpn) die Katzen als signifikant seßhafter als Jakobson und Cellier; die größte Entsprechung zum Gedichtkonzept (Rezeptionswert) weist die Interpretation von Jakobson/Lévi-Strauss auf.

Polarität 5. trübe – klar:	Int. Durand	3.574	
	Int.Jakobson	4.213	/ 4.392 Rezeption
	Int.Cellier	4.497	
	Int.Riffaterre	4.581	

Die pejorative Wertung der Katzen in der Interpretation von Durand wird klar bestätigt (Nähe zu 'trüb'); er unterscheidet sich bedeutsam von allen anderen Interpretationen, die mehr zum Pol 'klar' tendieren; alle 3 übrigen Interpretationen stimmen mit dem Rezeptionswert überein (kein signifikanter Unterschied zwischen ihnen und dem Rezeptionswert).

			2.813 Rezeption
Polarität 7. träumend – wach:	Int.Durand	3.410	
	Int.Cellier	3.548	
	Int.Riffaterre	3.823	
	Int.Jakobson	3.966	

Wie in der theoretischen Analyse zeigt sich auch hier, daß alle Interpretationen die Katzen als träumend auffassen, es gibt keine signifikanten Unterschiede; interessanterweise ist die einzige Signifikanz zwischen dem Rezeptionswert und den Interpretationswerten. Man sollte das allerdings, da die Richtung ('träumend') identisch ist, nicht so interpretieren, als würden die Interpretationen die Rezeption verfehlen; vielmehr ist es m.E. ein sehr anschauliches Beispiel dafür, daß eine in nicht-literarischer (wissenschaftlicher) Sprache geschriebene Interpretation auch im konnotativen Bedeutungsraum gerade bei Assoziationen wie 'träumend' kaum oder nie die Intensität der literarischen Sprache erreicht!

Polarität 34. ruhig – bewegt:	Int.Riffaterre	3.387	/ 2.875 Rezeption
	Int.Cellier	3.770	
	Int.Durand	3.803	
	Int.Jakobson	3.952	

Hier wird die theoretische Einschätzung von Riffaterre als 'Kontemplativist' voll bestätigt: bei ihm erscheinen die Katzen wesentlich 'ruhiger' als bei den übrigen, diese sind mit Werten nah an 4 (Mittelwert des sowohl-als auch bzw. weder-noch) eher neutral. Bedeutsam: Riffaterres Interpretation entspricht ganz eindeutig am ehesten der Textkonkretisation (dem Rezeptionswert, der noch näher am Pol 'ruhig' liegt).

Polarität 8. gewöhnlich – magisch	Int.Riffaterre	4.952	
	Int.Cellier	5.935	/ 6.150 Rezeption
	Int.Durand	6.361	
	Int.Jakobson	6.581	

Wiederum wird die theoretische Einschätzung von Riffaterre als 'Entdramatisierer' bestätigt, er liegt am weitesten von 'magisch' entfernt – signifikant unterschiedlich zu den übrigen 3 Interpretationen, die eine sehr starke Ausprägung von 'magisch' aufweisen – doch in diesem Fall verfehlt die Riffaterresche Interpretation ganz eindeutig die Rezeption.

Polarität 26. zwitterhaft – eindeutig	Int.Jakobson	1.823	
	Int.Durand	3.836	/ 3.608 Rezeption
	Int.Cellier	5.452	
	Int.Riffaterre	5.887	

Ein sehr interessantes Ergebnis, das die Ergiebigkeit des Auswertungsansatzes anschaulich verdeutlicht. Zunächst einmal ergibt sich, wie von der theoretischen Analyse her zu erwarten, eine maximale Streuung zwischen den Interpretationen: von hochgradig zwitterhaft (1.823) bis zu hochgradig eindeutig (5.887). Die Verteilung auf die Interpretationsentwürfe ist dabei wie theoretisch analysiert: nach Jakobson sind die Katzen zwitterhaft, nach Cellier und Riffaterre nicht, Durand nimmt die Mittelstellung ein. Es gibt auf dem 5 %-Niveau einen Unterschied zwischen Jakobson und Durand, auf dem 1 %-Niveau zwischen Durand und Jakobson einerseits sowie Cellier und Riffaterre andererseits. Der Textkonkretisation entspricht nur Durand!

Ich breche die Darstellung der Beispiele hier ab; man kann sich m.E. jetzt ein Bild davon machen, welch differenzierte Relationen zwischen Interpretationsentwürfen und Rezeption bei Analyse aller 5 zentralen Konzepte (Katzen, Verliebte, Gelehrte, Finsternis, Sphinxe) über die 38 Skalen (die signifikante Unterschiede zeigen) hinweg herausgearbeitet werden können. Ich halte daher die Schlußfolgerung für berechtigt, daß das vorgeschlagene Verfahren, nämlich die *Gültigkeit von Interpretationsentwürfen unter Rückbezug auf die Textkonkretisationen mit Hilfe des semantischen Differentials – selegierend – zu überprüfen, außerordentlich ergiebig,* furchtbar und brauchbar ist – man darf jedoch *keine Auswertungsmodelle heranziehen, die die Generalisierungsdynamik des semantischen Differentials noch unterstützen,* dann allerdings werden die Ergebnisse zu abstrakt und ergeben eine übermäßig starke, methodisch artifizielle Übereinstimmung zwischen Interpretationen und Rezeptionsdaten. Eine differenzierte Analyse der Unterschiede auf dem Niveau einzelner Adjektivskalen (t-Test oder Äquivalente) dagegen zeitigt sehr konkrete Ergebnisse, die an einzelnen Stellen eine empirisch fundierte Entscheidung über die Adäquanz von Interpretationen ermöglichen.

Dadurch, daß diese Entscheidung begründet nur an so konkreten Stellen einzelner Konzepte möglich ist, ergeben sich natürlich Folgeprobleme der weiteren Aufarbeitung: man könnte versuchen, die durch die Rezeptionsdaten als 'gültig' ausgewiesenen Teile der einzelnen Interpretationen zu einer 'Gesamtinterpretation' zusammenzusetzen oder diese Teile auf ihre interne Vereinbarkeit innerhalb einer kohärenten Interpretation zu überprüfen oder die festgestellten Elemente in bezug auf ihre Streubreite bzw. interne Spannung, Widersprüchlichkeit auszuarbeiten: als Rekonstruktion der 'Rezeptionsamplitude'. Für diese weiteren Aufarbeitungsmöglichkeiten fehlen bislang – verständlicherweise – noch Modelle, da sich gerade die Perspektive der selegierenden Validierung von Interpretationskonzepten auch innerhalb einer rezeptionsorientierten Forschung noch lange nicht durchgesetzt hat. Ich hoffe aber, daß die theoretische Begründung und methodologische Beispielgebung die Praktikabilität und Ergiebigkeit dieser Fragerichtung zumindest andeuten konnte.

IV.7. Differenzierung von Lesergruppen

Die Selektion eines gültigen Interpretationsentwurfs (im Sinne der Adäquanz in bezug auf erhobene Rezeptionsdaten) scheint auf den ersten Blick der erarbeiteten Konzentrierung der Interpretation auf die 'Rezeptionsamplitude' zu widersprechen. Dem ist jedoch, wenn man die im vorigen Abschnitt angeführten Beispiele genau betrachtet, nicht so: denn die untersuchten Rezipienten waren sicherlich keine repräsentative Stichprobe aus der Gesamtpopulation des 'normalen' Lesers. Es handelte sich, zumindest bei der ausführlicher besprochenen Analyse von LINZ (1977), um Studenten (überwiegend philologischer Fächer) und damit sicherlich eine ausgelesene und z.T. homogene Lesergruppe. Ich habe entsprechend bei der Darstellung auch des öfteren (in Klammern) den Selektionsaspekt auf eben die untersuchte Rezipientengruppe beschränkt. Damit ist ein für das Empirisierungsprogramm wichtiger, ja zentraler Differenzierungsaspekt innerhalb der deduktiv-selegierenden Perspektive der Interpretation literarischer Werke angesprochen: es ist natürlich nicht vorauszusetzen, daß man bei der Überprüfung von Interpretationskonzepten anhand von Rezeptionsdaten notwendig zu dem einfachsten Lösungsfall dieser Selektionsfrage kommt, nämlich daß *ein* Interpretationsentwurf als der durch die Rezeption abgedeckte und damit gültige zu kennzeichnen ist. Dies soll ja gerade die empirische Frage sein. Konsequenterweise ist daher auch damit zu rechnen, daß verschiedene Interpretationsentwürfe für verschiedene Rezeptionsdaten, z.B. unterschiedlicher Rezipientengruppen, valide sind. Diese *Frage* ist die für einen deskriptiven Aufbau einer Interpretation qua Werksinn-Konstruktion innerhalb der empirischen Literaturwissenschaft wichtigste, *zentrale: welche Deutungshypothese, welcher Interpretationsentwurf ist für bestimmte Rezipientengruppen gültig (valide)?* Denn diese Frageperspektive überantwortet gerade das theoretisch relevanteste Problem der Interpretation, nämlich ob eine einheitliche Werksinn-Konstruktion aufzubauen oder ob mehrere nicht aufeinander reduzierbare Sinn-Konstrukte zu unterscheiden sind, der Entscheidung durch die empirischen (Rezeptions)Daten.

Mit einer auf diese Fragestellung ausgerichteten Untersuchungsstruktur sind, um nur die idealtypischen Pole zu nennen, alle Möglichkeiten der Werksinn-Konstruktion zu erreichen: von dem einen Extrem, daß über alle Rezeptionsdaten eine einzige Interpretation aufzubauen ist (eventuell bei Texten mit extrem niedrigen Ausprägungen auf dem 'Polyfunktionalitäts'-Faktor: 'Autor-Leser-Homologie'), bis zum anderen Extrem, daß sozusagen für jeden Rezipienten eine eigene Werksinn-Konstruktion möglich oder nötig erscheint und damit die Feststellung der Rezeptionsamplitude im Vordergrund steht (bei Texten mit extrem hohen Ausprägungen des 'Spielraum'-Faktors). Aus diesen Gründen ist die (in der Nomenklatur der empirischen Sozialwissenschaft) *'differentielle Validität' der Interpretationsentwürfe/Deutungshypo-*

thesen (für spezifische Rezipientengruppen) als der Endpunkt und das Kernstück der (deskriptiven) Interpretation einzelner literarischer Werke in einer (zukünftigen) *empirischen Literaturwissenschaft* anzusehen.

Im gegenwärtigen Anfangsstadium der empirischen Forschungsbemühungen liegen für diese Frageperspektive noch kaum Daten und beispielhafte Untersuchungen vor. Die meisten Analysen konzentrieren sich – verständlicher- und legitimerweise – auf den Nachweis, daß bestimmte Methoden der Erhebung der Werkkonkretisation inhaltlich fruchtbar und ergiebig sind. Außerdem sind, wie die bisher behandelten Beispiele recht eindeutig zeigen, zumeist die Vpn-Gruppen relativ eingeschränkt und homogen (Studenten etc.), so daß keine Binnendifferenzierung sinnvoll und möglich erscheint. Das trifft z.B. auf die Untersuchung von LINZ (1977) zu, in der deshalb auch keine Differenzierungen nach Rezipientengruppen vorgenommen wurden. Im Vergleich dazu ist die Vpn-Stichprobe von BAUER et al. (1972) erheblich inhomogener (von Gymnasialschülern der unteren Klassen über Gewerbeschüler bis zu Philologie-Studenten); BAUER et al. haben daher auch eine Differenzierung der Vpn-Gruppen, für die die drei Interpretationsentwürfe (Bildvorstellung, Dynamik und Metaphysik, vgl. o. IV.4.) gültig sind, vornehmen können, nachdem sie in ihrem Fragebogen einige Fragen zur Literaturkenntnis, literarischen Interessenlage, ästhetischen Wertung ('Erwartungshorizont') etc. eingefügt haben. Die Ergebnisse sind im wesentlichen folgende:

– die Rezipientengruppe (B), für die die Bildvorstellungs-Interpretation zutrifft, zeigt keine 'fixierbare literarische Einstellung'; BAUER et al. schließen daher für sie „den Einfluß eines sog. 'literarischen Erwartungshorizonts' auf die Textrezeption" aus (o.c., 168). Die Ergebnisse der Fragen zur Verständlichkeit des Gedichts zeigen, daß die Rezipientengruppe durch 'erhöhte Verständnisschwierigkeiten bei der Textrezeption' gekennzeichnet ist (ebda.). Das manifestiert sich auch darin, daß sich der Ansatzpunkt der Bildvorstellung ('auffälligstes Wort') am 'unverständlichsten' Punkt des Textes verankert, nämlich an der neologistischen Metapher Fadensonnen! (o.c., ebda; vgl. Tab. 11.):

	Auffälligstes Wort (Frage 15)	Unverständl. Wörter (Frage 17)
Fadensonnen	51,9 %	71,1 %
Lichtton	12,7 %	67,5 %
Baumh. Gedanke	3,8 %	45,8 %

Tab. 11.: Prozentuales Gewicht von Auffälligkeit und Unverständlichkeit der drei Gedichtmetaphern bei der Rezipientengruppe 'B' (Bildvorstellung; nach BAUER et al. 1972, 168). BAUER et al. geben als statistische Auswertung dieser Tabelle Chi-Quadrat-Werte an, die jedoch nur den Unterschied der Verteilungen prüfen. Entsprechend ihrer Interpretation ist natürlich der Zusammenhang zwischen Unverständlichkeit und Auffälligkeit zu prüfen; dies ist durch das Analogon des Korrelationskoeffizienten für Alternativdaten möglich, den Kontingenzkoeffizienten (vgl. SACHS 1972, 371ff.). Eine entsprechende Nachrechnung ergibt einen CC von .517; da dieser Wert je nach Felderzahl der Mehrfeldertafel unter 1 liegt, muß er korrigiert werden (unter Rückbezug auf den maximal möglichen CC); der CC_{korr} beträgt: .72 – in der Tat also ein sehr bedeutsamer Zusammenhang zwischen Unverständlichkeit und Auffälligkeit.

– die Gruppe 'D' (dynamisches Element) dagegen zeigt durchaus einen literarischen Erwartungshorizont gegenüber zeitgenössischer Lyrik; es dominiert hier 'die Anregung zum Nachdenken' (85 %) vor 'neue Sichtweise der Wirklichkeit' (43,8 %) und 'Erkenntnisprozeß' (27,8 %). Für die Frage zur Verständlichkeit des Gedichts ist besonders wichtig, daß sich die Werte zu Beginn und zu Ende des Fragebogens (und damit Rezeptionsprozesses) unterscheiden, und zwar in Richtung auf größere Verständlichkeit zum Schluß. BAUER

et al. ziehen daraus die Folgerung, daß sich in dieser Gruppe „mit fortschreitendem Rezeptionsvorgang ein *positiver Verständnisprozeß* . . . vollzieht" (o.c., 175).

– die Gruppe 'M' (Metaphysik) setzt sich hauptsächlich aus Studierenden zusammen (bei denen die weiblichen Vpn unterrepräsentiert waren; vgl. o.c., 178). Hinsichtlich des literarischen Erwartungshorizonts gegenüber moderner Lyrik werden die Ergebnisse der Gruppe 'D' weitgehend reproduziert (nur mit höheren absoluten Prozentzahlen, die Reihenfolge der Hauptfaktoren ist identisch) – ein weiterer Hinweis darauf, daß die Trennung dieser beiden Gruppen (nicht nur hinsichtlich des Interpretationskonzepts) nicht so eindeutig ist (o.c., 179).

Eine vergleichbare Differenzierung der Vpn-Gruppen nimmt auch ZOBEL (1975) in seiner Untersuchung eines zeitgenössischen Dramas in verschiedenen Darbietungsformen vor; da aber die methodologische Struktur weitgehend mit der der Differenzierung von BAUER et al. identisch ist, verzichte ich hier auf eine Darstellung der Ergebnisse von ZOBEL. Das skizzierte Beispiel zeigt, daß es durchaus möglich und ergiebig ist, die empirischen Daten so auszuwerten und aufzuarbeiten, daß eine differentielle Validität der (nicht aufeinander reduzierbaren) Interpretationshypothesen für bestimmte Rezeptionsgruppen herauskommt; das wichtigste forschungspraktische Problem ist dabei, möglichst aussagekräftige, zwischen den Gruppen diskriminierende (empirisch-sozialwissenschaftliche Terminologie: auf Signifikanzniveau zwischen Gruppen trennende) Rezipientenmerkmale zu erarbeiten. Dabei sollten vom theoretischen Anspruch her die zu sichernden Charakteristika vor allem in dem Sinn relevant sein, daß von ihnen die je spezifische Werkkonkretisation und damit differentielle Validität der Interpretation abhängt. Das allerdings ist bereits die explikative Perspektive, die eine Erklärung der Textrezeption von den Lesermerkmalen aus versucht. Für eine solche explikative bzw. explanative Hypothesenprüfung ist jedoch, wie bei der Besprechung der Trennbarkeit von Leser und Werk (IV.5.) herausgearbeitet, die aktive Variation solcher Merkmale (der Rezipienten) und Beobachtung der davon abhängigen Werkkonkretisationen/Rezipientendaten nötig (vgl. u. V.3.). *Die rein deskriptive Feststellung der Rezipientenmerkmale von Vpn-Gruppen, für die eine bestimmte Deutungshypothese valide ist, kann dabei als Heuristik für diese explanative Phase des Forschungsvorgehens* dienen. Auch in diesem Sinn stellt die Frage nach der differentiellen Validität von Interpretationsentwürfen für bestimmte Rezipientengruppen unter Einschluß der Erhebung der Lesermerkmale den Endpunkt der deskriptiven Werksinn-Konstruktion dar: sie ist der Übergang zur explikativen Forschungsperspektive, insofern als durch diese die heuristisch erhobenen Rezipientenmerkmale in ihrem bedingenden Einfluß für die Werkkonkretisation etc. erforscht werden. Dabei ist natürlich schon auf der deskriptiven Ebene eine möglichst präzise und datenadäquate Differenzierung von Interpretationskonzepten und Rezipientengruppen nötig; hier wird im Laufe der Weiterentwicklung des empirisch-literaturwissenschaftlichen Forschungsprogramms zu prüfen sein, ob für diese Fragestellung dreidimensionale Auswertungsmodelle wie z.B. die dreidimensionale Faktorenanalyse (nach TUCKER 1963; vgl. ÜBERLA 1968,

296ff.) von Nutzen sein können: durch sie lassen sich bestimmte Faktorenstrukturen der Konkretisationsdaten (über Korrelationen der Variablen: sog. 'R-Technik') für je spezielle Faktorenstrukturen aufgrund der Zusammenhänge der Rezipienten (Korrelationen zwischen Personen: sog. 'Q-Technik') herausarbeiten. Wie grundsätzlich bei der Faktorenanalyse haben solche Datenreduktionen dann in bezug auf explanative Fragestellungen in der Tat eine heuristische Funktion (ÜBERLA 1968, 356ff.).

Was durch die Untersuchungsstruktur allerdings schon jetzt grundsätzlich deutlich wird, ist: empirische Literaturwissenschaft bedeutet nicht, daß nicht ganz verschiedene, wenn theoretisch bedeutsam auch verschieden qualifizierte Rezipientengruppen zur Erhebung von Werkkonkretisationen etc. herangezogen werden könnten, ja sollten. Es ist vielmehr gerade eine äußerst gewichtige Frage für die empirische Literaturwissenschaft, welche Rezipienten aufgrund welcher Bedingungen zu welchen Textrezeptionen gelangen, d.h. welche Interpretationskonzepte für welche Rezipientengruppen (differentiell) valide sind! Es ist also mit dem Programm einer empirischen Literaturwissenschaft keineswegs impliziert, daß jetzt literaturwissenschaftliche Interpretation *nur noch* aufgrund von Textbedeutungen aufgebaut wird, die durch literaturunerfahrene, -unsensible Rezipienten konkretisiert werden. Daher trifft auch die entsprechende Kritik von INGEN (1974, 99) nicht das Empirisierungsprogramm: „Wenn Literatur eine Kunst ist, die ihr Material nach Kunstregeln organisiert, muß auch der Leser Kunstverständnis besitzen, damit die ästhetisch verschlüsselte Botschaft ihn erreicht. Das ist gewiß eine Binsenwahrheit – aber sie wurde in Groebens Modell ungenügend bedacht. Der literarische Text wird nicht für Philologen geschrieben, aber andererseits wäre nicht einzusehen, wozu der Aufwand an Kunstmitteln nütze wäre, wenn sie lediglich der Verschönerung der Nachricht dienten und eine Interpretation somit ohne wesentlichen Verlust von ihnen abstrahieren könnte." Dem muß ich – wie schon 1972 – das Konzept der *'Subjektrepräsentanz'* (sensu HOLZKAMP 1964) entgegenhalten; ich habe schon damals die Frage explizit zugelassen und gestellt; „welche Subjekte bzw. Subjektklasse zu einer adäquaten Konstruktion des Werksinns herangezogen werden sollen." (GROEBEN 1972a, 172) – und habe unter diesem Aspekt ausdrücklich Fragen thematisiert wie: „Inwieweit ist die Konkretisation nicht von dem Vorwissen des Rezipienten abhängig? Ist unter diesem Gesichtspunkt nicht doch wieder ein möglichst umfassend vorgebildeter Wissenschaftler der optimale Rezipient?" (o.c., ebda.) Da diese Ausführungen die zitierten Mißverständnisse nicht haben verhindern können, betone ich noch einmal ganz ausdrücklich: *eine empirische Literaturwissenschaft schließt keinesfalls aus, daß spezifische Rezipientengruppen und deren Textkonkretisation empirisch untersucht* werden; sie schließt nicht aus, daß sich die Interpretation qua Werksinn-Konstruktion auf die rezipierten Textbedeutungen spezifischer Lesergruppen konzentriert; sie *schließt nicht aus, daß solche spezifischen Rezipientengruppen aus möglichst umfassend vorgebildeten Litera-*

turwissenschaftlern bestehen können (ich werde u. ein Beispiel dafür anführen, vgl. V.1.); sie schließt allerdings auch nicht aus, daß der 'normale' nicht durch Vorkenntnisse etc. qualifizierte Rezipient in bezug auf seine Werkkonkretisation untersucht wird. Was sie allerdings ausschließt, ist, daß die Entscheidung für die eine oder andere Rezipientengruppe ohne argumentative Rechtfertigung einfach durch eine traditionell institutionalisierte Methodikstruktur geschieht: und das ist bei der hermeneutischen Subjekt-Objekt-Konfundierung, wo der wissenschaftliche Interpret nur auf seine eigene subjektiv-individuelle Rezeption zurückgreifen kann, der Fall!

Das methodologische Konzept der Subjektrepräsentanz besagt also: Es ist von der Theorie her festzulegen, welche Subjektklasse durch die zu überprüfende Hypothese gemeint ist; der empirische Untersuchungsplan muß dann in seiner Versuchspersonen-Auswahl diesen Bestimmungen der theoretisch festgelegten Subjektklasse gerecht werden. Ein Subjekt, das die theoretisch geforderten Merkmale aufweist, nennt man dann 'subjektrepräsentant' (HOLZKAMP 1964, 102ff.). Ein Beispiel aus der Psychologie: wenn man eine Hypothese über die Intelligenzentwicklung von Kindern und Jugendlichen überprüfen will, ist die Subjektklasse im Bereich der Altersvariable festgelegt auf den Entwicklungsabschnitt vom Beginn des Kleinkindalters (also ca. ab 12 Monate, nur Säuglinge sind ausgeschlossen) bis zur Beendigung des Jugendalters (je nach empirischen Ergebnissen der bisherigen Forschung zwischen 18 und 26 Jahren); würde man nun in der empirischen Analyse Vpn im Alter von 9,6 bis 14,6 Jahren untersuchen, so wäre die Subjektrepräsentanz erheblich eingeschränkt und die Untersuchung methodologisch zu kritisieren. Genauso wäre es, auf den Bereich der empirischen Literaturwissenschaft übertragen, unsinnig, bei einer Hypothese über die zeitgenössische Textrezeption des 'Simplicius Simplicissimus' einfach jeden möglichen Rezipienten des ausgehenden 20. Jahrhunderts als subjektrepräsentant anzusetzen. Worauf es also ankommt, ist die *theoretische Herleitung und damit auch Begründung von zur Untersuchung auszuwählenden Subjektklassen* (qua Rezipientengruppen). Man kann durchaus der Auffassung sein, daß z.B. 'hermetische' 'Chiffren'-Lyrik wie die von Celan so 'elitär- bürgerlich' sei, daß bei anderen als 'bürgerlich-elitären' Rezipienten, also z.B. Mittelschicht-Studenten, Deutschlehrern und Universitäts-Philologen, sowieso keine Bedeutungskonstitutierung zustandekäme. Eine empirische Literaturwissenschaft schließt diese These nicht aus; sie erfordert allerdings von ihrer methodologischen Struktur her, daß eine solche Hypothese theoretisch (und empirisch) legitimiert wird; daß z.B. nachgewiesen wird, daß 'Chiffren'-Lyrik nicht in der Lage ist, etwa unabhängig vom Klassenstandpunkt eingeschliffene Bedeutungs- und Assoziationsbahnen durch eine konnotative Aufladung aufzubrechen und auf diese Weise zu einer Erweiterung von Sprach- und Welterfahrung beizutragen. Sollte diese letztere Argumentation die berechtigtere sein, so wäre allerdings gerade eine Untersuchung des 'normalen', nicht ausgelesenen Rezipienten, also einer unbe-

schränkten Rezipientengruppe (qua Subjektklasse 'homo sapiens') anzustreben. Für eine solche unbeschränkte Subjektklasse greifen dann die methodischen Verfahrensweisen der sog. 'Stichprobenrepräsentativität'; Repräsentativität und Repräsentanz (sensu HOLZKAMP 1964) sind also nicht zu verwechseln: repräsentativ ist eine Stichprobe, wenn sie in ihrer Zusammensetzung der (thematischen) Population (Grundgesamtheit von Individuen) entspricht – man erreicht Repräsentativität durch entsprechende Zufallsauswahl etc. (vgl. o. Zufallsbegriff bei IV.3.). Repräsentanz bezieht sich darauf, daß die in einer empirischen Untersuchung herangezogenen Vpn der theoretisch definierten Subjektklasse entsprechen, hier ist also die theoretische Festlegung und Begründung der Subjektklasse als vorgeordnetes und prävalentes Problem zu lösen.

Nach den bisher vorliegenden empirischen Ergebnissen lassen sich – ansatzweise – je nach theoretischer Fragerichtung sowohl die Einschränkung auf bestimmte Subjektklassen als auch die Beibehaltung einer möglichst unbegrenzten Rezipientenpopulation rechtfertigen: bei einer idealtypisch unbegrenzten Rezipientenpopulation erhöht sich jedoch die Wahrscheinlichkeit inhomogener Lesergruppen; diese aber ist entsprechend den empirischen Ergebnissen von HILLMANN (1974) für die größere Varianz der Textkonkretisationen verantwortlich – ein Ergebnis, das auch bei der Ästhetik-Diskussion der Polyvalenz von der Theorie her immer schon vorausgesetzt wird. Bei einer auf die 'Rezeptionsamplitude' ausgerichteten Forschungs- (und Interpretations)Frage wird man also nach dem bisherigen Diskussions- und Ergebnisstand möglichst unbeschränkte Subjektklassen-Definitionen bevorzugen (vgl. auch AG BÖLL 1975, 244). Daß das Ergebnis von HILLMANN an verschiedenen Gruppen von Schülern (Gymnasiasten, Fachoberschule, Berufsschule etc.) gewonnen wurde, spricht nicht gegen die Verallgemeinerbarkeit der Konsequenz: Schüler sind eine selegierte, also vorhomogenisierte Gruppe – wenn sich innerhalb dieser ein entsprechender Effekt der Heterogenität der Untergruppen und ihrer Rezeptionen zeigt, wird er sich bei Wegfall der Vorhomogenisierung noch deutlicher zeigen. Andererseits gibt es auch das mehrfach replizierte Ergebnis, daß besonders ungeübte Rezipienten (literarischer Texte) häufig bei Unverständnis unwillkürlich mit Ablehnung der entsprechenden literarischen Werke reagieren (vgl. BRITTON 1975, 189; auch BAUER et al. 1972, 28); hier ist durchaus ein legitimer Ansatzpunkt gegeben, falls man diese Rezeptionsmechanismen nicht – leserorientiert – zum direkten Gegenstand der Forschung machen will, in bezug auf die mediale Funktion des Rezipienten solche Lesergruppen bei der Interpretation qua Werksinn-Konstruktion auszuschließen. Die jeweilige Entscheidung hängt natürlich immer vornehmlich von der theoretischen Fragerichtung und der Stärke der zur Verfügung stehenen (auch empirischen) Argumente ab. Unbeeinflußt davon aber ist, daß die empirische Literaturwissenschaft grundsätzlich die Selektion bestimmter Rezipientengruppen für den Aufbau einer In-

terpretation einzelner literarischer Werke zuläßt, ja sogar ermöglicht und erfordert – soweit diese Selektion theoretisch und empirisch legitimiert ist.

IV. 8. Empirische Literaturwissenschaft als Metasprache und Metatheorie

Zum Schluß der Erörterung von empirisch-systematischer Datenerhebung (Kap. III) und Interpretation als deskriptiv-theoretischer Konstruktvalidierung (Kap. IV) möchte ich noch kurz das Problem behandeln, ob die skizzierte Struktur der empirischen Literaturwissenschaft dem Anspruch genügen kann, entsprechend dem (sprachlichen) Gegenstand eine Theoriekonstruktion auf Metasprachen-Stufe zu leisten. Für den wissenschaftstheoretisch weniger Interessierten ist es ohne Beeinträchtigung für das Verständnis des vorgestellten Empirisierungsprogramms möglich, den folgenden Abschnitt zu überspringen, es kommen keine forschungspragmatisch wichtigen neuen Strukturierungen hinzu; andererseits zeigt die präzise und in sich kohärente Beantwortbarkeit des Metasprachen-Problems auf der Grundlage des Empirisierungsprogramms die Konsequenz und interne Geschlossenheit der entworfenen methodologischen Struktur einer empirischen Literaturwissenschaft.

Unter Objektsprache versteht man gewöhnlich die Sprache, in der eine Einzelwissenschaft über ihren Gegenstand redet (vgl. KLAUS & BUHR 1972, II), z.B. die Physik über physikalische Tatbestände, die Psychologie über psychische Tatbestände. Bei diesen Wissenschaften beziehen sich die objektsprachlichen Zeichen also auf nicht-sprachliche Ereignisse, Zustände etc. Metasprache liegt vor, wenn man über die Objektsprache redet, also z.B. über die Struktur der oben genannten Einzelwissenschaften in einer wissenschaftstheoretischen Analyse. Nun gibt es Wissenschaften, deren Gegenstandsbereich ein sprachlicher ist; in diesem Fall bezieht sich bereits die einzelwissenschaftliche Objektsprache auf sprachliche Gegebenheiten, die wissenschaftliche Objektsprache ist also eine Metasprache, wie z.B. bei der Linguistik. Das bedeutet, daß die Wissenschaft Aussagen über sprachliche Zeichen macht, d.h. nicht auf derselben Sprachstufe wie der Gegenstand verharren darf. Es besteht wissenschaftstheoretisch Einigkeit darüber, daß diese Anforderung auch für die Literaturwissenschaft zu stellen ist, da ihr Gegenstandsbereich sprachlich-literarische Texte sind (vgl. EIMERMACHER 1973). Gleichzeitig wird aber auch kritisiert, daß (hermeneutisch-) literaturwissenschaftliche Interpretation oft diesem Anspruch nicht genügt, indem sie die literarische Sprachform in einem 'Interpretation' genannten quasiliterarischen Sprachspiel fortsetzt. „Statt mit einem Sprechen über Sprachverwendung hätte man es in solchen Fällen im Grunde genommen nur mit einer mehr oder weniger kaschierten Paraphrase des durch den Text oft ohnehin Verstehbaren zu tun" (o.c., 263). EIMERMACHER führt als Beispiel, in dem sich dieser 'Mißstand' der hermeneutischen Literaturwissenschaft anschaulich manifestiert, den Band 'Doppelin-

terpretationen' von DOMIN (1969) an: „Eine Unterscheidung der Sprachverwendung im Gedicht und in der sich anschließenden Interpretation ist . . . oft überhaupt nicht möglich." (o.c., ebda.) Es ist also die *Frage* zu prüfen, ob im Gegensatz dazu *die methodologische Struktur der empirischen Literaturwissenschaft dieser Anforderung nach metasprachlicher Sprachverwendung gerecht wird.*

Zur genaueren Analyse dieser Frage sind zwei begriffsexplikative Vorbemerkungen nötig: zum ersten ist festzuhalten, daß die Ebenen bzw. Bereiche von Beobachtungs- und Theoriesprache nicht mit der Unterscheidung der Stufen von Objekt- und Metasprache identisch oder vergleichbar sind: Beobachtungs- und Theoriesprache liegen immer auf derselben Sprachstufe (Objekt- oder Metasprache), denn Theoriesprache generiert ja keine Aussagen *über* beobachtungssprachliche Aussagen, sondern entsprechend dem oben skizzierten Aufbau szientistischer Theorien (vgl. I.) werden theoriesprachliche Begriffe – Konstrukte – *durch* beobachtungssprachliche Indikatoren, Begriffe etc. definiert (durch die Zuordnungsregeln, vgl. GROEBEN & WESTMEYER 1975, 61ff.). Das bedeutet praktisch: schon auf der Ebene der Beobachtungssprache muß die einzelwissenschaftliche Fachsprache die gegenstandsadäquate Stufe von Objekt- oder Metasprache erreicht haben. Ich werde mich daher bei der Analyse der empirischen Literaturwissenschaft unter dem Gesichtspunkt der Metasprache-Anforderung auch konkret darauf konzentrieren, ob die mit der Erhebungsmethodik (von Textrezeption) gegebene Beobachtungssprache Metasprachen-Status aufweist oder nicht. Als zweiter Aspekt ist zum Begriff der Metasprache festzuhalten, daß diese grundlegende Unterscheidung, wie sie oben zwischen Objekt- und Metasprache eingeführt wurde, natürlich bei genauerer Betrachtung, besonders hinsichtlich nichtformalisierter Sprachen, differenziert werden muß; so haben einschlägige Analysen deutlich gemacht, daß man z.T. von einer partiellen Metasprachlichkeit bestimmter Sprachformen ausgehen muß (EIMERMACHER 1973, 262). WEINRICH hat gezeigt, daß man solche Gradabstufungen am besten herausarbeiten kann durch die Überprüfung des Anteils von metasprachlichen Lexemen in einem Aussagengefüge (nachdem alle Morpheme als implizit metasprachlich anzusehen sind: 1976, 108). Zu einer so differenzierten Analyse ist hier allerdings nicht der Raum; ich beschränke mich daher auf die gröbere Fragestellung, ob durch die empirische Beobachtungsmethodik die oben kritisierte paraphrasenhafte Sprachverwendung der hermeneutischen Literaturwissenschaft/-interpretation überwunden wird.

Betrachtet man die Beobachtungs- und Erhebungsmethodik der empirischen Literaturwissenschaft insgesamt (vgl. I.), dann kann man zunächst einmal für die *material-objektiven Beschreibungsverfahren,* die ja vornehmlich linguistischer Provenienz sind, einen *Metasprachenstatus* zugestehen (SCHLIEBEN-LANGE 1975b, 197); denn von der Linguistik geht das Problembewußtsein und die Kritik an der Literaturwissenschaft hinsichtlich des Sprachstufen-Status aus, sie selbst expliziert ihre Theorien bewußt auf Metasprachen-Stufe (SCHLIEBEN-LANGE ebda.). Bei den *sinnorientierten Verfahren zur Konkretisationserhebung* sind die stark instrumentalisierten Verfahren relativ unproblematisch; denn *durch die instrumentelle Festlegung wird gesichert,* daß die der Vp vorgegebene *Reaktionsmöglichkeit* innerhalb des Raums liegt, der als Beobachtungssprache für den Wissenschaftler brauchbar und zulässig ist, in diesem Fall also u.a. z.B. die *Metasprachen-Stufe.* Mit dem semantischen Differential werden ja andere semantische Items (Adjektiv-Polaritäten) zur

Schätzung der semantischen Nähe (zwischen diesem und dem zu skalierenden Konzept) vorgegeben und die erhaltenen Profile bzw. Faktorenstrukturen sagen dann in der Tat etwas *über* die skalierten Konzepte (als Gegenstand) aus. Beim free card sorting und der anschließenden hierarchischen Klassifikationsanalyse gelten als Beobachtungsdatum die durch den Sortiervorgang und das Auswertungsmodell erarbeiteten Relationen zwischen den einzelnen Begriffen, die als solche ebenfalls Aussagen über den sprachlichen Gegenstand darstellen bzw. ermöglichen. Gleiches gilt für die Ergebnisse der cloze procedure, soweit sie in der vorgeschlagenen weiterentwickelten Form unter Einbeziehung von Rearrangement, Vergleich verschiedener cloze procedure-Daten etc. durchgeführt wird. Das ist überhaupt das Prinzip jeder empirischen Beobachtungsmethodik: die Reaktionsweisen der Versuchspersonen zumindest von der Art her (nicht vom Inhalt) so weit vorzudeterminieren, daß sie als beobachtungssprachliches Datum für den Wissenschaftler brauchbar sind; der Wissenschaftler erreicht das durch die operativen Rahmengrenzen, die der Vp durch das Beobachtungsinstrument gezogen sind, er bezahlt es mit dem Verlust eigenbestimmter Spontaneität der Vp, was auch schon besonders an den instrumentell stark determinierenden empirischen Erhebungsinstrumenten kritisiert worden ist (s. z.B. AG BÖLL 1975, 244 im Hinblick auf die geschlossenen Fragen des Freiburger Fragebogens – BAUER et al. 1972 –).

Dieser Nachteil wird, wie oben bei der Diskussion der Erhebungsmethode herausgearbeitet wurde (vgl. III.), von der *Paraphrase* (des literarischen Werks durch einen Rezipienten) nicht geteilt; dafür tritt dann hier auch das *Problem der Sprachstufe* auf. Man wird genauso wie bei der hermeneutischen Literaturinterpretation bezweifeln müssen, ob es sich dabei um Aussagen *über* das literarische Werk handelt; die Intention, die bei der Betrachtung der Paraphrase zugrundeliegt, ist ja vielmehr gerade, daß der Paraphrasierende sein unmittelbares Verstehen zum Ausdruck bringt, sozusagen also eine quasiliterarische Bedeutungskonstitution auf der gleichen Sprachverwendungsstufe (wie das literarische Werk) realisiert. Unter diesem Aspekt wird im übrigen wahrscheinlich, daß das kritisierte Verfehlen der Metasprachen-Stufe durch die hermeneutische Literaturinterpretation seinen Grund in der schon mehrfach abgelehnten Rezeptions-Interpretations-Konfundierung der hermeneutischen Wissenschaftsstruktur hat. Andererseits kann man aus dem gleichen Grund nicht jede Äußerung, die von der Rezeption eines literarischen Textes ausgeht, als Metatext bezeichnen, wie das BAUER et al. (1972, 9) tun; man muß sich schon dem Problem stellen, daß die Paraphrase gerade unter dem Aspekt der Sprachstufe nicht direkt als literaturwissenschaftliches Beobachtungsdatum verwendbar ist. In der bisher erarbeiteten methodologischen Struktur einer empirischen Literaturwissenschaft ist dies Problem auf zweierlei Art und Weise zu lösen: die erste Möglichkeit der *Überführung von Paraphrasen* (der Rezipienten) *in beobachtungssprachliche Daten für den Literaturwissenschaftler liegt in der* vorgeschlagenen *Contentanalyse* der Paraphrasen; hier wird die

notwendige Sprachnormierung durch die intersubjektive Übereinstimmung der Wissenschaftler selbst geleistet über das, was als Inhalt der Paraphrase anzusetzen ist – also wie gefordert: Aussagen über andere sprachliche Aussagen (vgl. o. III. 3.). Die zweite Möglichkeit ist in dem Einsatz des dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums zu sehen: diese Möglichkeit ist zu wählen, wenn die Paraphrase Dimensionen einer subjektiven Interpretation, impliziter Wertungen etc. zeigt und daher mit der Überführung der paraphraseinhärenten Bedeutungskonstitution in den beobachtungssprachlichen Wissenschaftsbereich ein Element der Rekonstruktion verbunden ist (vgl. o. III. 8.). Durch die Rekonstruktion wird die Stufe der Metasprache erreicht, auf die durch den Konsens im Dialog mit dem Wissenschaftler auch die Vp gehoben wird; insofern sind *dialog-konsenstheoretisch rekonstruierte Paraphrasen als wissenschaftlich-metasprachliche Beobachtungsdaten* konstituiert und damit zulässig. Bei dieser zweiten Lösungsmöglichkeit erweitert sich die Metasprachlichkeit, insoweit sich die rekonstruierten Beobachtungsdaten auf implizite Theorien beziehen, zu einer metatheoretischen Perspektive (in dem unter III. 8. explizierten Sinn).

Man kann also feststellen, daß die entworfene methodologische Konzeption einer empirischen Literaturwissenschaft an allen Stellen der Anforderung einer Theorie auf Metasprachen-Stufe voll entspricht. Die erfolgreiche Überprüfung dieser Struktur unter dem Metasprachenaspekt weist überdies darauf hin, daß das vorgeschlagene Empirisierungsprogramm in der Tat auch von der wissenschaftstheoretischen Kohärenz und Stringenz her ein als Erkenntnisfortschritt einzuschätzendes Reformpotential enthält.

V. ERKLÄRUNGSPERSPEKTIVEN: HISTORISCHE ENTWICKLUNGEN, REZEPTIONSVORAUSSETZUNGEN, WIRKUNG

Die insgesamt wichtigste, da umfassender kommunikationsorientierte, Forschungsperspektive einer empirischen Literaturwissenschaft ist die Aufstellung und Überprüfung explikativer Hypothesen, d.h. die Erforschung der Zusammenhänge zwischen den Instanzen 'Autor – Werk – Leser' des Kommunikationsmodells. Dabei steht dann nicht mehr die theoretische Konstruktion eines Werksinns einzelner literarischer Texte im Vordergrund, sondern mehr die je spezielle, konkrete Textrezeption im Netzwerk der sie bedingenden sowie der von ihr abhängigen Variablen. Als hinführende Voraussetzung für dieses Netzwerk ist die Frage nach den Veränderungen solcher rezipierter Textbedeutungen zu sehen; diese Veränderungen thematisiert die historische Forschungsperspektive – ein Bereich, der naturgemäß vom Datenkorpus her der empirischen Literaturwissenschaft am meisten methodische Probleme aufgeben muß. Die derzeit sichtbaren Lösungsmöglichkeiten dafür sollen im ersten Punkt dieses Kapitels behandelt werden (V.1.).

An die explanative Forschungsperspektive der Rezeptionsvoraussetzungen hat die Differenzierung von Lesergruppen und spezifischen Textkonkretisationen (vgl. o. IV.7.) schon heuristisch herangeführt; hier ist nach den Bedingungen der literarischen Rezeption innerhalb des Lesers zu fragen, z.B. danach, „wieweit Art, Richtung, Intensität etc. der Rezeption gesteuert werden von der vorherigen Leseerfahrung und -gewohnheit, der Intelligenz, der psychologischen Entwicklungsstufe, der Lesemotivation, dem Geschlecht etc." (HEUERMANN et al. 1975c, 106). Eine umfassende kommunikationstheoretische Wissenschaft wird natürlich bemüht sein, auch diese individuellen Rezeptionsvoraussetzungen wiederum durch allgemeinere, z.B. soziologische Variablen (in szientistischer Nomenklatur: Antezedenzbedingungen) zu erklären: z.B. 'gesellschaftsgeschichtlich oder ideologiekritisch durch Rückgang auf die Verhältnisse und Interessenlagen der Leser- und Bildungsschichten' usw. (GUMBRECHT 1973, 66). Die hier möglichen, noch sehr vorläufigen Antwortaspekte und ihre methodologische Struktur soll der zweite Abschnitt aufzeigen (V. 2.).

Die derzeit am meisten beachtete explanative Frageperspektive ist zweifellos die der Wirkung von Literatur. Auch hier steht kommunikationstheoretisch konsequent zunächst einmal die rezipierte Textbedeutung im Vordergrund; die methodologische Struktur der beiden über der Textkonkretisation aufzubauenden Frageperspektiven sieht folgendermaßen aus: bei der Frage nach den Rezeptionsvoraussetzungen ist die Textrezeption ein erklärtes Konstrukt

(von der Versuchsstruktur her: Abhängige Variable), das auf beeinflussende Antezedenzbedingungen zurückgeführt wird; bei der Frage nach der 'Wirkung ist die rezipierte Textbedeutung erklärendes Konstrukt (von der Versuchsstruktur her: Unabhängige Variable), von dem aus Wirkungseffekte als Sukzedenzbedingungen beeinflußt werden. Es ist daher noch einmal (wie oben unter IV.5.) zusammen mit LÄMMERT (1973, 165) gegen die Begriffskonzeption von JAUSS anzugehen, der Wirkung als rein 'textseitigen Faktor des Kommunikationsvorgangs' auffassen möchte; demgegenüber ist festzuhalten, daß die Wirkung 'des Texts' auf den Leser in konkreto immer nur eine Wirkung der rezipierten Textbedeutung sein kann (vgl. dazu V.3.; unabhängig davon bleibt natürlich, daß man durch Gegeneinandervariieren von Textvariablen und Leservariablen Varianzkomponentenschätzungen des konstituierenden Einflusses auf die Textkonkretisation untersuchen kann (IV.5.), doch ist das nicht die Wirkungsfrage).

Im Zuge der Rezeptionsästhetik etwas in den Hintergrund geraten sind Fragen der Autorintention und -produktion und ihrer Bedingungen (vgl. MICHELS 1973, 30), die aber zu einer umfassenden Kommunikationsperspektive selbstverständlich ebenfalls gehören; ein spezieller, aber außerordentlich wichtiger Aspekt dieser Antezedenzbedingungen für die Autorproduktion ist der Einfluß, den die Rezeption (bzw. 'der Leser') auf den Autor ausübt (MANDELKOW 1974, 92); mit dieser Frage nach der (Rück)'Wirkung der Wirkung eines Autors' schließt sich das Kommunikationsmodell zum (kybernetischen) Rückkoppelungskreis (MANDELKOW ebda.). Trotz der theoretischen Relevanz dieses Aspekts gehören Fragen zur Rückkoppelung und damit zum 'Autor' derzeit noch, nicht methodologisch, aber weitgehend inhaltlich, zu den offenen Problemen der empirischen Literaturwissenschaft (V.4.). Überhaupt wird dieses Kapitel zu den Erklärungsperspektiven kürzer ausfallen als die vorhergehenden: das erklärt sich daraus, daß das Forschungsprogramm einer empirischen Literaturwissenschaft eben noch im Anfangsstadium steckt und daher komplexere Fragestellungen mit großem empirischem Aufwand noch kaum angegangen sind.

V.1. Historische Perspektive

Die bisher beschriebenen Untersuchungsperspektiven einer empirischen Literaturwissenschaft lassen sich selbstverständlich auf literarische Texte verschiedenster historischer Provenienz anwenden. Da allerdings nur Rezipienten der heutigen Zeit zur Verfügung stehen, bedeutet das für Texte aus vergangenen historischen Epochen im Normalfall, daß die zeitgenössische Bedeutungskonstituierung erfragt wird; man kann diese Art der Textrezeption als 'Textadaption' bezeichnen (EIBL 1976, 71), also die Erschließung der Textbedeutung aus der Situation des Empfängers heraus (daß diese 'Adaptation' auch von einer empirischen Literaturwissenschaft nicht als willkürlich-unbegrenzte angesetzt wird, wurde oben (IV.2.) bereits diskutiert und ist daher hier nicht weiter zu verfolgen).

Für historische literarische Werke aber ist natürlich auch die Geschichte ihrer Rezeption, d.h. der Veränderungen und Entwicklungen der rezipierten Textbedeutungen, eine legitime und interessante Fragestellung. Die wissenschaftstheoretische Struktur dieser Frageperspektive nach historisch vergangenen Bedeutungskonstituierungen literarischer Texte ist unter szientistischem Aspekt überzeugend von EIBL (1976) ausgearbeitet worden: Hypothesen über historisch spezifische Textrezeptionen sind als 'spatio-temporale' Gesetzmäßigkeiten anzusehen, d.h. als 'Quasi-Gesetze' (ALBERT), die nur für ein „bestimmtes Raum-Zeit-Gebiet gültig sind wie etwa Aussagen über die Dichtung des Barock oder den italienischen Faschismus" (EIBL 1976, 43). Forschungspraktisch handelt es sich dabei dann um Annahmen, „die mit einem . . . historischen Gruppennamen operieren" (o.c., 45), also Aussagen über Personengruppen bzw. Beziehungen zwischen Personengruppen wie etwa über die 'mit Kunst und Literatur befaßte Personengruppe im Deutschland des 17. Jahrhunderts' bei Aussagen über 'das deutsche Barock' (o.c., ebda.). Die Gruppen werden „konstituiert durch eine relative Homogenität der normativ-kognitiven Faktoren ihres Verhaltens" (o.c., 47f.), das sind im Fall der literaturgeschichtlichen Frageperspektive die schon erwähnten und am Beispiel der (impliziten) Bewertung herausgearbeiteten Regelmäßigkeitsannahmen (literaturästhetischer, theoretischer Art), die die 'natürliche Hermeneutik der sozialen Lebenswelt' ausmachen (o.c., 35). Die Veränderung dieser normativ-kognitiven Faktoren ist das zentrale Agens für die Veränderungen, Entwicklungen, kurz die Geschichte eines literarischen Werks. Eine historische Analyse muß also 1. die historische Rezeption aufgrund der *damaligen* Regelmäßigkeitsannahmen – *verstehend* – rekonstruieren, und 2. diese Rezeption, ihre historische Einbettung qua Bedingtheit und Wirkung mittels *eigener* Regelmäßigkeitsannahmen *erklären* (o.c., 60). Das ist exakt das metatheoretische Modell, das ich zur Bewältigung der fließenden Grenze zwischen Rezeption und (subjektiv-impliziter) Interpretation (vgl. o. III.9. und GROEBEN 1976a) skizziert habe: die verstehende Rekonstruktion erfordert (bei einem lebenden Rezipienten) den Einsatz eines dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums, die Erklärung wird methodologisch nur über ein externes Beobachtungs-/Falsifikationskriterium ermöglicht.

Nun ist ganz klar, daß es für historisch vergangene Epochen (so sie nicht innerhalb der Dauer eines Menschenlebens liegen) keine lebenden Rezipienten gibt, die sozusagen eine 'zeitgenössische' Rezeption des literarischen Texts aus ihrem genuinen, natürlichen Lebensweltzusammenhang heraus liefern können. Man könnte daraus die konsequente und einfache Folgerung ziehen, daß die historische Frageperspektive für eine empirische Literaturwissenschaft, zumindest zunächst, nicht zugänglich ist. Dies wäre nicht ein Ungenügen oder Verschulden des Empirisierungsprogramms: wo in der bisherigen Entwicklung der Einzeldisziplin eine bestimmte Wissenschaftsstruktur nicht realisiert worden ist und daher der notwendige Datenkorpus nicht vorliegt, kann man dies nicht dem vorgeschlagenen neuen Paradigma vorwerfen. Die literaturgeschichtliche

Forschungsperspektive müßte danach also zunächst einmal hermeneutisch bleiben – und damit je nach dem Rigorismus der vertretenen wissenschaftstheoretischen Position als dem alten Paradigma zugehöriger Teilbereich der Wissenschaft oder als vorwissenschaftlich ausgegrenzt bleiben. Vom Zeitpunkt der Einführung des Empirisierungsprogramms als herrschendem Paradigma an wären dann allerdings auch die Daten über zeitgenössische Textrezeptionen zu erwarten, die für die Zukunft eine historische Forschungsperspektive innerhalb der empirischen Literaturwissenschaft ermöglichen könnten. Eine solche Einschätzung der derzeitigen Wissenschaftsentwicklung würde also die rezeptionsgeschichtliche Fragestellung nicht als grundsätzlich unbeantwortbar innerhalb der empirischen Methodologie-Struktur ansehen, sondern nur als pragmatisch zu Beginn des Paradigmawechsels nicht machbar. Doch scheint mir eine solche Stellungnahme zu rigoristisch, tendenziell überheblich und eventuell auch vorschnell gegenüber vorhandenen Rekonstruktionsmöglichkeiten zu sein; ich möchte daher doch einige zugegebenermaßen eingeschränkte Vorschläge zur Empirisierung auch der historischen Forschungsperspektive der Literaturwissenschaft skizzieren.

'Explizite Lesart' des informierten Lesers

Auch bei solchen Approximationsversuchen an die empirisch-methodologische Struktur ist natürlich der methodische Kern des Empirisierungsprogramms nicht disponibel: daß die (konkretisierte) Textbedeutung über das Medium eines rezipierenden Bewußtseins zu erheben ist. Auch hier steht also der Rezipient operativ-pragmatisch am Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Handlungen. Da der *theoretisch geforderte Rezipient der historisch vergangenen Epoche nicht mehr verfügbar ist, bleibt nur die Möglichkeit der Simulation, über die er so weit wie möglich zu approximieren ist.* Die empirisch-sozialwissenschaftliche Forschung kennt für parallele Problemstellungen das Verfahren, Vpn aus Bereichen mit 'cultural lag' (katholische Landbevölkerung etc.) auszuwählen, um historisch vergangene Stadien praktisch zu 'simulieren', indem man sie gegebenenfalls z.B. mit Vpn aus großstädtisch-evangelischen oder konfessionslosen Sozialgruppen vergleicht (das Beispiel gilt natürlich nur für bestimmte inhaltliche Fragestellungen, bei denen z.B. religiös-mythologische Bedürfnisstrukturen etc. im Vordergrund stehen, vgl. GROEBEN 1976b, 155ff.). Diese Möglichkeit kann nun aber bei weitem nicht die literaturhistorisch erforderlichen Zeitspannen abdecken; außerdem widerspricht es geradezu der bei literaturhistorischen Fragestellungen möglichen Implikation, daß der angezielte Rezipient über eine besonders große spezifische Qualifikation verfügen muß (wie in dem oben zitierten Beispiel des Barock-Lesers).

Es muß daher zur approximativen Verwirklichung der empirischen Methodologiestruktur nach anderen Simulationsmöglichkeiten gesucht werden; der Aspekt der Qualifikation weist den Weg: die besondere Qualifikation des historischen Lesers wird konstituiert (s.o.) durch die normativ-kognitiven Fak-

toren seines (Rezipienten-)Verhaltens, also durch implizite Regelmäßigkeitsannahmen. Es gilt daher einen Leser zu finden, der die literaturästhetischen Bewertungen, literaturtheoretischen Einstellungen, literaturhistorisch bedingten Erwartungen etc. des Lesers der thematisierten historischen Epoche entweder selbst besitzt oder zumindest simulieren kann. Dies ist das *Konzept des informierten Lesers* (vgl. FISH 1975, 216), wobei sich die Informiertheit vor allem auf die den 'Gruppennamen' (der historischen Personengruppe) konstituierenden Faktoren, also Rezipientenvoraussetzungen, konzentriert. Als einen solchen approximativ optimal informierten Leser wird man nun in den meisten Fällen den Wissenschaftler selbst ansehen müssen, der sich jahre- oder jahrzehntelang mit den literaturästhetischen Bewertungen etc. der in Frage stehenden Epoche beschäftigt hat. Die Beschränkung auf eine spezifische Rezipientengruppe ist durch das empirische Forschungsprogramm nicht ausgeschlossen, soweit sie theoretisch begründet ist: hier liegt nun ganz eindeutig ein Fall vor, der eine Beschränkung auf den Wissenschaftler als spezifische Rezipientengruppe rechtfertigt, insofern als nur er die thematische, historische Lesergruppe approximativ simulieren kann. Man kann, auch und gerade innerhalb einer präzisen empirischen Methodologie, sogar noch weitergehen: es ist zwar auch hier methodisch besser, wenn man mehrere Vpn zu dieser Simulation zur Verfügung hat, damit sich deren zufällig-individuelle Unterschiede ausgleichen, aber dies ist kein rigides, unüberspringbares 'Muß'. Wenn für bestimmte Fragestellungen z.B. nur ein informierter Leser (Wissenschaftler) vorhanden oder aus praktisch-ökonomischen Gründen verfügbar ist, kann man auch eine Simulation anhand eines einzelnen informierten Lesers versuchen; es sind dann die methodischen Verfahrens- und Aufarbeitungsmodelle parallel zur sozialwissenschaftlichen Einzelfalldiagnostik zu verwenden (vgl. HUBER 1973). Es sind also innerhalb der empirischen Literaturwissenschaft durchaus Sonderfälle zu konzipieren und zugelassen, in denen eine Beschränkung auf den informierten wissenschaftlichen Leser vorliegt, im Extremfall sogar mit einer Rezipientenzahl von N = 1.

Die historische Forschungsperspektive ist fraglos als ein solcher Sonderfall anzusehen. Für diesen Sonderfall ist es also berechtigt und auch vom Konzept einer empirischen Literaturwissenschaft her erlaubt, auf die Rezeption des Literaturwissenschaftlers zurückzugreifen. Dieser Rückgriff sollte nun im Idealfall wie ansonsten auch vor sich gehen: d.h. durch intersubjektive Beobachtung, Erhebung der Textrezeption von seiten des empirisch arbeitenden Literaturwissenschaftlers. Hier ergibt sich nun für den Extremfall, daß *ein* Wissenschaftler als der für die Lesergruppe informierteste (ob nun grundsätzlich oder aus pragmatischen Erreichbarkeitsgründen ist für die praktische Methodik gleichbedeutend) anzusehen ist, eine weitere Problematik: er ist damit auch gleichzeitig der optimal Geeignete, die in der Rezeption implizierten normativ-kognitiven Faktoren, impliziten Regelmäßigkeitsannahmen rekonstruierend herauszuarbeiten (und weiterhin zu interpretieren). Diese metatheore-

tische Forschungsprozeßteilmenge bedient sich, wie oben abgeleitet (III.9.) des dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums: bei einer Identität von Rezipient und Interpret aber bedeutet das Dialog-Konsens mit sich selbst. Damit wäre allerdings die in der Kritik an der Hermeneutik so stark abgelehnte Rezipient-Interpret-Konfundierung wieder eingeführt. Sie ist es in der Tat, allerdings nur für einen ganz extremen Sonderfall, der im übrigen ja nur eine Approximation an der Empiriestruktur mangels besserer Möglichkeiten darstellt. Dieser Sonderfall der Rezipient-Interpret-Konfundierung innerhalb der historischen Frageperspektive ist überdies auch wissenschaftstheoretisch gerechtfertigt: denn bei der Konzipierung der metatheoretischen Forschungsperspektive hatte sich als eine Konsequenz herausgestellt, daß die Subjekt-Objekt-Relation potentiell flexibel wird: es ist durchaus möglich, daß bei metatheoretischer Frageperspektive das 'implizit' theoretisierende Subjekt den höheren Falsifikationsgrad etc. aufweist und damit gegenüber einem anderen (eventuell institutionell 'explizit' theoretisierenden Subjekt) die Rolle des Erkenntnissubjekts einnimmt. Dieser Fall ist, wenn es um die historischen normativ-kognitiven Faktoren geht, gegeben: der dem informierten Leser gegenüberstehende, weniger informierte Wissenschaftler verliert wegen seines Informations- und damit Falsifikabilitätsverlusts die Funktion des Erkenntnissubjekts, gibt sie an den informierten Rezipienten ab. In diesem einen Fall, soweit ich sehe aber auch *nur* in diesem einen Fall, ist die Personalunion von Rezipient und Interpret gerechtfertigt; und – ich betone es noch einmal – sie ist es auch nur, weil allein auf diese Weise unter historischer Frageperspektive zumindest approximativ Rezeptionsdaten zu gewinnen sind. Sie verliert ihre Berechtigung sofort, wenn auf andere, objektivere Weise Rezeptionsdaten erhebbar sind bzw. schon vorliegen (für zukünftige historische Forschung z.B. nicht-simulierte Daten aus der Jetztzeit).

Was allerdings auch für diesen Sonderfall der Rezipient-Interpret-Identität nicht toleriert werden kann, ist eine Rezep*tions*-Interpret*ations*-Konfundierung, d.h. daß der Interpret wie bei der hermeneutischen Literaturinterpretation auf die Verstehens'daten' seiner Rezeption rekurriert, ohne die Ebenen möglichst klar und explizit zu trennen: um die für eine empirische Wissenschaftskonzeption unverzichtbare Trennung von Daten und Deuten, von Rezeption und Interpretation aufrechtzuerhalten, ist daher auch in diesem approximierenden Sonderfall zumindest das nötig, was SCHMIDT (1975, 115, 165) 'explizite Lesart' nennt. Das bedeutet eine „explizite Verbalisierung der Lesart, die ein Rezipient einem Textformular in seiner Rezeption zuordnet" (o.c., 115). SCHMIDT weist zu Recht darauf hin, daß im Empirisierungsprogramm die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen ist, „daß ein Interpret nur seine eigene Textkonkretisation interpretiert", „nur muß der Interpret seine Konkretisationen vertreten, um sie als Datenbasis benutzen zu können" (o.c., 115). Diese Vertextung der eigenen Konkretisation sei mit SCHMIDT 'explizite Lesart' genannt; sie entspricht dem, was FISH in seiner Mitteilung der sukzessiven Bedeutungskonstituierung bei der Lek-

türe eines Textes leistet (1975; vgl.o. III.6.). Allerdings möchte ich – im Gegensatz zu SCHMIDT – *die 'explizite Lesart' als Datenbasis und damit die Rezipient-Interpret-Konfundierung ohne Rezeptions-Interpretations-Konfundierung* nicht generell zulassen, sondern beschränke ihre Anwendung auf Sonderfälle wie den hier entwickelten der Simulation spatio-temporal spezifizierter Lesergruppen. In einem solchen Fall aber ist, um es zusammenzufassen, dreierlei innerhalb der empirischen Wissenschaftsstruktur zulässig: die Beschränkung auf den Wissenschaftler als spezieller Rezipientengruppe qua 'informiertem' Leser, die Beschränkung auf *einen* konkreten Rezipienten ('Einzelfalldiagnostik'), die Personalunion von Rezipient und Interpret; was nicht zulässig ist, ist eine Rezeptions-Interpretationskonfundierung, dies Problem wird durch die 'explizite Lesart', d.h. die explizite Angabe der Datenbasis durch Vertextung der eigenen Konkretisation gelöst. Auf der Grundlage dieser eine historische Textrezeption simulierenden Konkretisation ist dann der Wissenschaftler in seiner Interpretenrolle zu allen weiteren theoretischen Forschungsoperationen (von der Rekonstruktion impliziter Bewertungen etc. bis hin zur Erklärung des Wandels von Rezeptionen) befugt und aufgerufen.

Beispiele für eine solche innerhalb der empirischen Wissenschaftsstruktur konzipierten Vorgehensweise bei literaturhistorischen Fragestellungen gibt es – da es sich ja um eine hiermit erst vorgeschlagene methodische Konzeption handelt – m.W. noch nicht.

Sukzessionsgesetze, Kritik, Erklärung

Eine umfassende historische Perspektive kann sich natürlich nicht mit der Fragestellung bestimmter spatio-temporal spezifischer Textrezeptionen begnügen, sondern muß auch deren zeitliche Veränderung, d.h. Entwicklung als zeitliche Abfolge von unterschiedlichen Konkretisationen berücksichtigen. Eine solche Entwicklung wird durch Sukzessionsgesetze abgedeckt, die zeitlich sukzedente Bedingungen/Variablen angeben (vgl. GROEBEN 1976b, 155). Um realitätsadäquate Sukzessionsgesetzmäßigkeiten aufstellen zu können, ist allerdings die Validität der spatio-temporal eingegrenzten deskriptiven Konstrukte Voraussetzung; auch hier wieder ist (wie schon in II.4. ausgeführt) die synchronische Analyseebene Voraussetzung für die diachronische. Da der Rekurs auf die Wissenschaftler-Rezeption ja nur eine Simulation der historischen Textrezeption darstellt, bedarf sie der stützenden Validierung durch andere Daten. Dabei ist unzweifelhaft, daß auch weitere Daten, die historische Zeugnisse sind, nur 'Informationen zweiter Hand' sein können (HEUERMANN et al. 1975b, 14); doch kann die Übereinstimmung zwischen solchen gleichermaßen indirekten, aber verschiedenen Textverarbeitungsklassen zugehörigen Daten doch die Wahrscheinlichkeit für die Validität der hypothetisch anzunehmenden Textrezeptionen vergrößern. Zur Rekonstruktion besonders der impliziten 'normativ-kognitiven' Faktoren der Rezeption lassen sich dabei eine Fülle weiterer indi-

rekter Datenklassen berücksichtigen: wie „Verlagsdokumente einschließlich Auflagenzahlen, Subskriptionslisten, Bibliothekskataloge, Briefdokumente von Zeitgenossen, Rezensionen, Schulprogramme und Lektürelisten, öffentliche Reden" usw. (LÄMMERT 1973, 167). Für den Literaturwissenschaftler als Historiker werden dabei sicherlich die Dokumente mit literaturkritischem Inhalt von größtem Interesse sein, da sie, zumindest rudimentär, eine 'fixierte Rezeption' (WUNBERG 1975, 119) enthalten. Gerade daß es sich bei literaturkritischen Texten um eine 'analytisch-produktive' Rezeptionsversion handelt (o.c., 119f.), macht sie für die Herausarbeitung historisch-räumlich spezifischer 'Regularitätsannahmen' so geeignet: denn der Literaturkritiker realisiert in seinem 'kritisch-expositorischen' Text mehr das 'Sekundärsystem' des literarischen Erwartungshorizonts als das 'Primärsystem' des literarischen Texts (natürlich qua konkretisierten Texts; vgl. WUNBERG o.c., 120). WUNBERG hat für die Analyse solcher literaturkritischen Dokumente qua 'Rezeptionstexte' unter szientistischen Aspekten ein äußerst differenziertes Modell entwickelt (o.c., 123ff.). Vergleichbare Modelle lassen sich auf die Dauer auch für die anderen von LÄMMERT genannten Datenkategorien entwerfen. Doch sind das z.Z. vornehmlich zukünftige Aufgaben einer weiteren Entwicklung des Empirisierungsprogramms auch im Bereich der historischen Forschungsperspektive. Einen Aspekt möchte ich zur Vervollständigung der bisherigen Diskussion aber noch herausstellen: auch für solche historischen 'Rezeptionstexte' ist natürlich die *Contentanalyse zur Objektivierung der Beobachtungsdaten* geeignet und vorzuschlagen. Diese Analyserichtung verfolgen auch PURVES & RIPPERE, die ein contentanalytisches Kategoriensystem für 'Antworten auf Literatur' generell entworfen haben (1974, 189ff.). Sie setzen sich zum Ziel, folgende Antwortkonstituenten mit ihrem contentanalytischen Kategoriensystem abzudecken: „literarische Urteile, interpretatorische Antworten, erzählerische Antworten, assoziative Antworten, innere Beteiligung, präskriptive Urteile und Verschiedenes" (o.c., 191f.). Wie leicht zu erkennen, sind mehrere dieser Antwortklassen unter die von EIBL so genannten 'normativ-kognitiven' Faktoren bei der Rezeption zu zählen und konstituieren damit eine zumindest teilweise metatheoretische Analyseperspektive. Dementsprechend postulieren PURVES & RIPPERE zur Contentanalyse dieser Antwortmöglichkeiten 4 grundlegende Kategorien (o.c., 195ff.): 1. Engagierte Beurteilung (die u.a. auch die 'private Reaktion auf das Werk' umfaßt); 2. Perzeption (die weitgehend mit der verstehenden Textkonkretisation des Rezipienten identisch ist); 3. Interpretation (soweit es sich nicht um literaturwissenschaftliche, sondern um Texte der Literaturkritik handelt identisch mit dem, was ich oben 'implizite' und/oder 'subjektive' Interpretation genannt habe); 4. Bewertung. Diese Grund-Variablen werden dann in einem differenzierten Kategoriensystem ausgearbeitet, für das ich als Beispiel im folgenden die Kategorien des 'Allgemeinen Engagements' (1) und der 'Bewertung' (4) anführe (vgl. PURVES & RIPPERE 1974, 214ff.):

„100 *Allgemeines Engagement*
110 *Antwort aus der Literatur*
111 Reaktion auf den Autor
112 Zustimmung
113 Moralische Neigung
120 *Reaktion auf die Form*
121 Neubelebung der Wirkung
122 Wortassoziationen
123 Nacherzählung
130 *Reaktion auf den Inhalt*
131 Moralische Reaktion
132 Konjektur
133 Identifizierung
134 Beziehung zwischen Ereignissen im Werk und denen im Leben des Schreibers
400 *Allgemeine Bewertung*
401 Anführen von Kriterien
410 *Affektive Bewertung*
420 *Methoden-Bewertung*
421 Formal
422 Rhetorisch
423 Typologisch-rhetorisch
424 Gattungsmäßig
425 Traditionell
426 Originalität
427 Intentional
428 Mannigfaltigkeit
430 *Bewertung der Vision des Autors*
431 Mimetische Plausibilität
432 Imagination
433 Thematische Bedeutung
434 Symbolische Angemessenheit
435 Moralische Bedeutung
436 Moralische Annehmbarkeit"

Ein solches Kategoriensystem kann natürlich nicht unverändert auf alle möglichen Texte und für alle möglichen Probleme angewendet werden; entsprechend der Theoriengeleitetheit auch von content-orientierter Analyse ist es je nach Fragestellung und Gegenstandsbereich zu modifizieren (vgl. III.3.). Aber das Beispiel macht deutlich, daß mit Hilfe solcher contentanalytischer Daten über literaturkritische Rezeptionstexte die oben beschriebene Simulation der historisch spezifischen Lesergruppe und damit Textrezeption kritisiert, gegebenenfalls bestätigt werden kann.

Der letzte Schritt einer solchen historischen Analyse wäre dann die *Erklärung* von bestimmten historischen Textrezeptionen, von Veränderungen dieser Rezeptionen, also *der Rezeptionsgeschichte* – Erklärung durch soziologische, psychologische oder andere literaturhistorische Bedingungen. Hier nun liegen, soweit ich das übersehen kann, noch überhaupt keine spezifisch-empirieorientierten Methodik-Konzepte vor – die methodologische Struktur auch der empirischen Literaturwissenschaft geht an dieser Stelle in die allgemeine Struktur der historischen Wissenschaften über. Wenn also auch bisher noch keine inhaltlichen Beispielanalysen genannt werden können, so zeigen m.E. doch die vorgeschlagenen methodologischen Ausdifferenzierungen, daß das Konzept einer empirischen Literaturwissenschaft auch im Bereich der historischen Frageperspektive ein Problemlösungs- und Reformpotential in Richtung einer zumindest partiellen Steigerung von Explizitheit, Intersubjektivität und Präzision besitzt.

V.2. Leservoraussetzungen

Die deskriptive Forschungsperspektive der Werksinn-Konstruktion anhand von Rezeptionsdaten hat über die Unterscheidung verschiedener Konkretisationsversionen und ihre Zuordnung zu bestimmten Lesergruppen (IV.7.) heuristisch

bereits an die explanative Forschungsperspektive herangeführt: an *die Erklärung der Textrezeption durch die Antezedenzbedingungen, die im Rezipienten liegen,* also die Voraussetzungen der Rezeption im Leser. Die Erklärungsperspektive muß dann den Einfluß solcher Leservoraussetzungen auf die Textrezeption/-konkretisation explizit überprüfen und sichern; darin liegt, wie schon mehrfach betont, eine der zentralen und genuinen Fragestellungen einer empirischen, kommunikationsorientierten Literaturwissenschaft. Sie hält damit nicht nur an der Frage nach den Rezeptionsvoraussetzungen fest, sie besitzt mit dem empirischen Forschungsansatz gerade auch in dieser Frage wiederum einen eminenten Vorteil gegenüber dem hermeneutischen Paradigma: denn im empirischen Paradigma ist die Erkenntnis der Rezeptionsvoraussetzungen durch die Trennung von Wissenschaftler und Rezipient eine *Fremderkenntnis;* innerhalb des hermeneutischen Paradigmas aber ist eine solche Erkenntnis der Rezeptionsvoraussetzungen wegen der Rezeptions-Interpretations-Konfundierung höchstens als Selbsterkenntnis möglich. Und eine solche Anforderung der Selbsterkenntnis ist, da dem einzelnen auch in seiner wissenschaftlichen Selbstreflexion Textkonkretisation und die diese Rezeption bedingenden Voraussetzungen immer nur ungeschieden gegeben sind, aus denkpsychologischen Gründen kaum erfüllbar (vgl. o.II.6.). Die Erforschung der Beziehungen zwischen Rezeptionsvoraussetzungen innerhalb des Lesers und Textkonkretisationen wird daher auf die Dauer sicher eine Domäne der empirischen Rezeptionsforschung werden.

Als potentielles Erklärungskonstrukt nimmt derzeit das innerhalb der rezeptionsästhetischen Perspektive verankerte und entwickelte Konzept des *'Erwartungshorizonts'* (von JAUSS 1970) eine beherrschende Stellung ein. Im Konstrukt des Erwartungshorizonts sind praktisch alle normativ-kognitiven Faktoren zusammengefaßt, mit denen der Leser in der Rezeption an ein literarisches Werk herangeht. In bezug auf den Textaspekt resultiert daraus der Begriff der 'ästhetischen Distanz' als der „Abstand zwischen dem vorgegebenen Erwartungshorizont und der Erscheinung eines neuen Werks" (JAUSS 1970, 177). In bezug uauf den Rezeptionsprozeß konvergieren im 'Erwartungshorizont' „die diachrone und synchrone Ebene der allgemein-gesellschaftlichen und individuellen sozialpsychologischen historischen wie ästhetischen Implikationen eines Dialogs zwischen literarischem Werk und Leser" (VIEHOFF 1976, 97). Das Konstrukt des Erwartungshorizonts ist also als extrem 'offen' (vgl. SCHNEEWIND 1969) anzusehen: und zwar in wissenssoziologischer, -psychologischer, literaturhistorischer, ästhetischer etc. Hinsicht. Dementsprechend ist auch seine Undifferenziertheit kritisiert (vgl. GRIMMINGER 1973, 35; PASTERNAK 1975, 142ff.) bzw. betont worden, daß eine differenzierende Objektivierung, Explikation, Operationalisierung des Konstrukts nötig sei, um sein Beschreibungs- und Erklärungspotential wirklich ausnutzen zu können (GROEBEN 1972a, 152; PASTERNAK 1975, 143). GRIMMINGER weist z.B. darauf hin, „daß der Erwartungshorizont keine Einheit sein kann, sondern abhängig davon ist, welche Bildungsmöglichkeiten und welche Rolle kultureller

Intersubjektivität in der jeweiligen Schicht gegeben sind" (1973, 35). Diese soziologischen Differenzierungsdimensionen haben sich auch bereits andeutungsweise bei der Differenzierung von Lesergruppen unter der deskriptiven Analyseperspektive von BAUER et al. (1972; s.o. die Verteilung von Studenten vs. Schülern auf die Rezeptionsgruppen, IV.7.) empirisch als sinnvoll erwiesen. Dabei herrscht Einigkeit zwischen den Kritikern, daß die bisherige Explikation des Konstrukts (Erwartungshorizont) von JAUSS diese Differenzierungen, Operationalisierungen und explanative Explikationen noch nicht leistet; PASTERNAK kritisiert z.B. vehement, daß JAUSS nicht versucht, „Hypothesen über den Zusammenhang rezeptiver Prozesse und sozialer Bedingungen zu formulieren, geschweige denn eine Theorie über diesen hochkomplexen Objektbereich aufzustellen, die empirischen Prüfungen ausgesetzt werden könnte. Er ist offensichtlich der Ansicht, daß bereits eine nicht weiter explizierte hermeneutische Methode das leistet, wofür eine extrem starke Theorie erforderlich wäre" (1975, 144). In der Beschreibung des derzeitigen Explikationszustands ist PASTERNAK sicherlich zuzustimmen; allerdings muß man m.E. diesen Zustand nicht unbedingt als 'vortheoretischen Eklektizismus' (ebda.) bewerten und damit als nicht weiterführend einschätzen. Ich würde das Konzept des Erwartungshorizonts vielmehr als verkürzte Form einer 'orientierenden Feststellung' im Sinne HOMANS' (1969, 26ff.) ansehen: orientierende Feststellungen geben keine inhaltlichen Erklärungen oder Prognosen, sondern nur einen Rahmen, innerhalb dessen fruchtbare Hypothesen zu generieren sind; sie sind quasi „Imperative . . ., die uns sagen, was wir untersuchen müssen, um weiterzukommen, und wie wir dabei vorgehen müssen" (HOMANS 1969, 29). Wenn man das *Konstrukt des 'Erwartungshorizonts'* in diesem Sinn als (verkürzte) *'orientierende Feststellung'* auffasst, dann wird es Aufgabe der empirischen Literaturwissenschaft sein, dieses Konstrukt durch differenzierte, operationale Indikatoren empirisch zu validieren und (als unabhängige Variable) zur Erklärung von Textrezeptionen/-konkretisationen (abhängige Variable) einzusetzen.

Empirische Ansätze

Die bisherigen empirischen Arbeiten werden diesem Ziel nur sehr unvollkommen gerecht. Die klassische leserpsychologische Forschung untersucht als abhängige Variable zumeist nicht die Textrezeption auf der Ebene der Bedeutungskonstituierung, sondern Präferenzurteile, Textverständnis und dergleichen. So konnte z.B. EYSENCK (1975) sichern, daß Extravertierte einfach gebaute Gedichte bevorzugen, dagegen Introvertierte komplexe Gedichte. Nach WILLIAMS et al. (1975) korreliert Literaturverständnis (das nach ihnen von dem 12. Lebensjahr an relativ vollständig entwickelt vorhanden ist) hoch mit der Intelligenz und (etwas weniger hoch) mit dem Kunst- und Musikverständnis. Diese und ähnliche Ergebnisse sind für eine Psychologie des Rezeptionsprozesses (von Literatur) nicht uninteressant, sind aber hinsichtlich der Seite der abhängigen Variable für die literaturwissenschaftlich inter-

essierende Textkonkretisation zu abstraktiv-generell und damit unspezifisch. Außerdem sind die auf der Seite der Antezedenzbedingungen geprüften unabhängigen Variablen (wie Alter, Intelligenz, Persönlichkeitstyp) nicht als Bestimmungsstücke eines literarischen Erwartungshorizonts anzusehen, sondern eher wieder als Bedingungen für spezifische Ausprägungen dieses Erwartungshorizonts. Das bedeutet für die Frage nach der Relation von Erwartungshorizont und Textkonkretisation, daß einschlägige psychologische Antezedenzbedingungen nicht als unmittelbare Einflußvariablen anzusetzen sind, sie haben für die Frage einen zu großen 'Erklärungsabstand' (nach HERRMANN 1969) zu der zu erklärenden Variable (Textrezeption): ihre direkte Funktion liegt zusammen mit soziologischen Variablen in der Erklärung des Konstrukts *'Erwartungshorizont'*. Das setzt aber *eine Explikation und Validierung dieses Konstrukts als ersten Schritt* voraus.

Diesen Schritt hat in einer beispielhaften Analyse VIEHOFF (1976) zu leisten versucht; er konzentriert sich dabei auf den Erwartungshorizont zeitgenössischer Literaturkritiker (gegenüber zeitgenössischer Literatur). Als Instrument verwendet er ein semantisches Differential; das Verfahren wird hier also als „Methode zur Messung bestimmter Einstellungen" verwendet, „die den rezeptionsästhetischen Prozeß der Aneignung zeitgenössischer Literatur steuern" (VIEHOFF o.c., 103). Die Funktion der Einstellungsmessung ist die letzte bisher noch nicht besprochene Funktion, in der das semantische Differential innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft eingesetzt werden kann (vgl. zu den anderen Funktionen o.III.5. und IV.6.). Entsprechend den bereits besprochenen methodologischen Argumenten entwickelt er zu diesem Zweck ein konzeptspezifisches Differential, das zur Bewertung von Literatur geeignet ist. Es wurden drei Schritte der Skalenauswahl durchgeführt: Zusammenstellung von Attributen aus der Wertungspraxis der Kritiker selbst, Ergänzung durch Attribute aus literaturwissenschaftlichen Analysen und durch Expertenbefragung, abschließend eine Skalierung der Konzeptspezifität (durch die befragten Literaturkritiker selbst); das resultierende semantische Differential enthielt 31 Adjektiv-Polaritäten (vgl. Abb. 13.). Vpn waren 106 Literaturkritiker des WDR, die im Winter 1974/75 mit einem relativ umfassenden Fragebogen „zu allgemeinen Grunddaten und Einstellungen, beruflichen Verhaltensweisen und Einstellungen und schließlich auch speziell literaturbezogenen Präferenzen und Erwartungen" befragt wurden (o.c., 106); 69 Fragebogen kamen bearbeitet zurück (davon 11 ohne bearbeitetes Polaritätsprofil). Die Literaturkritiker hatten zwei 'Konzepte' auf dem semantischen Differential einzuschätzen: 'Literatur, wie sie ist' und 'Literatur, wie sie sein soll' – die Ergebnisse zeigt Abb. 14 (s.S.199).

Wenn man die Differenzen bzw. Übereinstimmungen zwischen den beiden Profilen betrachtet, so zeigt sich, daß nur an einigen Punkten 'reale Erfahrung' und 'ideale Erwartung' hinsichtlich der zeitgenössischen Literatur (bei Literaturkritikern) übereinstimmen. Die vorhandene Literatur ist für die Li-

teraturkritiker entsprechend ihrem Erwartungshorizont mehr rational als emotional, genügend mehrdeutig, experimentell, sachlich, parteilich, zeitbezogen, komplex und begrifflich. Für alle anderen Skalen gibt es Differenzen (die bei einer Stärke von 2 oder mehr Punkten auf dem 1 %-Niveau signifikant sind: -t-Test). Bezieht man die Streuung der Ergebnisse mit ein, so läßt sich herausarbeiten, an welchen Punkten die Literaturkritiker ein relativ stark übereinstimmendes Bild (von geringer Streuung) haben; danach ist 'Literatur, wie sie heute bei uns ist' besonders die 'intellektuelle Literatur, die zugleich auch gesellschaftsabhängig, zeitbezogen und wiederholbar ist' (o.c., 113; vgl. Tab. 12.); für 'Literatur, wie sie sein sollte' zeigen die Literaturkritiker die geringste Uneinheitlichkeit (Streuung) untereinander in bezug auf die Qualitäten: schöpferisch, wahr, echt und außerdem verändernd und konkret (Tab. 12).

'Literatur, wie sie ist':		
Adjektivpolaritäten	Mittelwert	Streuung
intellektuell/vital	2.492	0.871
gesellschaftsabhängig/autonom	2.100	1.150
zeitbezogen/überzeitlich	2.283	1.198
wiederholbar/einmalig	2.397	1.217
'Literatur, wie sie sein soll':		
schöpferisch/schematisch	1.448	0.813
wahr/falsch	1.466	0.855
echt/unecht	1.545	0.827
verändernd/bewahrend	1.891	1.073
abstrakt/*konkret*	5.800	1.227

Tab. 12.: Mittelwerte und Streuungen für die am einheitlichsten beurteilten Skalen in bezug auf 'Literatur, wie sie ist' und 'Literatur wie sie sein soll' (nach VIEHOFF 1976, 112f.)

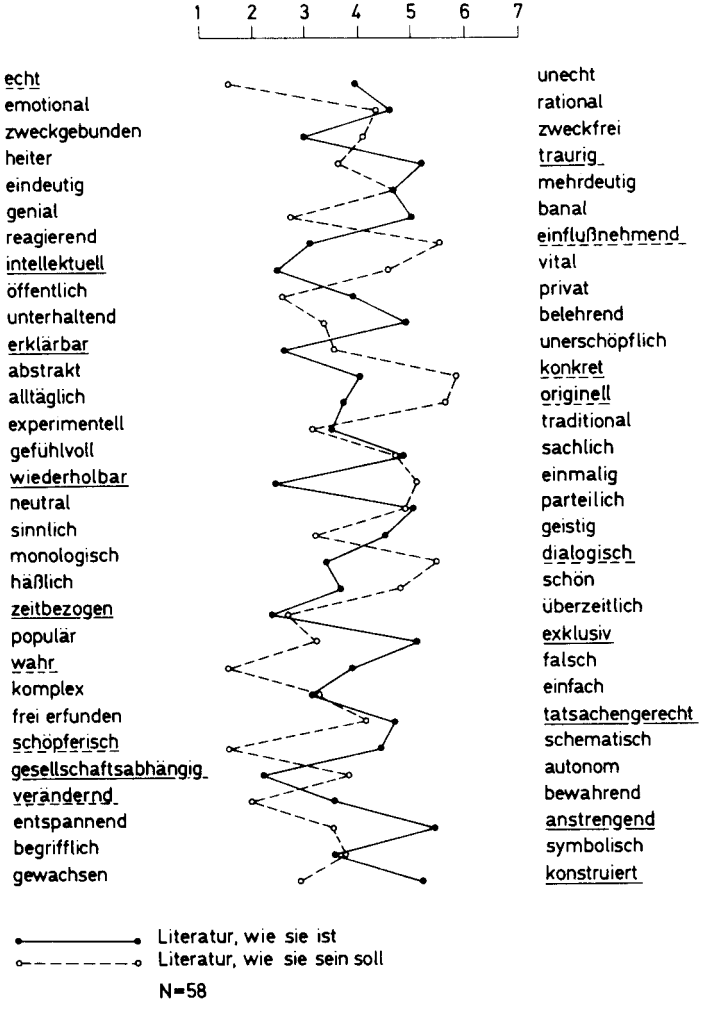


Abb. 14.: Semantisches Differential der Konzepte 'Literatur, wie sie heute ist' und 'Literatur, wie sie sein soll' (VIEHOFF 1976, 110)

Der Vergleich der beiden Polaritätsprofile insgesamt mit Hilfe des Korrelationskoeffizienten (Q nach HOFSTÄTTER) zeigt mit einem Wert von -.138 (nicht signifikant), daß über alle Skalen hinweg kein bedeutsamer Zusammenhang, keine Ähnlichkeit zwischen 'Literatur, wie sie ist' und 'wie sie sein sollte' besteht (bei den untersuchten Literaturkritikern; o.c., 115f.). Die anschließenden Faktorenanalysen der beiden Literatur-Konzepte (auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, die methodologischen Aspekte sind schon oben unter III.5. besprochen worden) ergeben jeweils teilweise (unterschiedliche) Faktoren, die vor allem die *Notwendigkeit nachweisen, das Konstrukt des Erwartungshorizonts nicht als 'übergreifend epochale, zeitgenössisch verbindliche Einstellung gegenüber Literatur'* (o.c., 123) aufzufassen, da sich „bei den befragten Kritikern literaturgeschichtlich oder -soziologisch ableitbare Einstellungssyndrome sehr unterschiedlicher Art" ergaben (o.c., 123): z.B. in bezug auf die Erwartungshaltung gegenüber zeitgenössischer Literatur eine optimistisch-progressive Realismuskonzeption (Faktor 1) vs. eine pessimistisch-konservative Realismuserwartung (Faktor 5). Diese Differenzierungsnotwendigkeit läßt sich für weitere Forschung sicher nicht nur im Hinblick auf die Rezipientenseite, sondern auch in bezug auf die zu beurteilenden Konzepte vertreten: auch hier sollte man spezifische Raster anstreben, etwa bestimmte Textsorten, Autorgruppen oder einzelne Autoren, je nach Fragestellung. Für den Anfang aber zeigt das Untersuchungsbeispiel, daß eine empirische Erhebung des literarischen Erwartungshorizonts durchaus zu präzisen Daten und überdies notwendig zu einer adäquateren, differenzierteren Explikation des Konstrukts führt.

Bis hierher allerdings ist diese operationale Definition und Sicherung des Konstrukts 'Erwartungshorizonts' wiederum nur eine deskriptive Validierung. Innerhalb der explanativen Fragerichtung muß nun ein solches Konstrukt zur Erklärung von spezifischen Textrezeptionen bzw. Merkmalen der Textkonkretisation eingesetzt werden. VIEHOFF selbst legt unter Einbeziehung der übrigen Fragebogendaten auch einige Erklärungsversuche vor, aber in die andere Richtung: wenn er feststellt, daß die optimistisch-progressive Realismuskonzeption durch die politische Einstellung ihrer Anhänger ('Linkswähler', mindestens SPD, halten die Gesellschaftsstruktur der BRD für z.T. grundlegend veränderungsbedürftig, sind gewerkschaftlich organisiert/engagiert) zu erklären ist (o.c., 122), so ist das eine Erklärung des Erwartungshorizonts selbst, nicht eine Erklärung von Textrezeption(en) mit Hilfe des Erwartungshorizonts. Selbstverständlich ist auch die soziologische und/oder sozialpsychologische Erklärung von literaturästhetischen Einstellungen etc. eine legitime und wichtige Fragestellung einer umfassenden Kommunikationstheorie (über literarische Textverarbeitungen), aber sie ist nicht die zentral und genuin literaturwissenschaftliche.

Eine solche wird eher repräsentiert durch eine Analyse, wie sie DURZAK anhand von literaturkritischen Reaktionen auf den Roman 'örtlich betäubt' von

Grass hinsichtlich der unterschiedlichen Textrezeption des Buchs in Deutschland und Amerika vorgelegt hat (1973). Er arbeitet aus den Rezensionen und Kritiken heraus, daß der Erwartungshorizont dem Text gegenüber in Deutschland bestimmt ist durch die „Monumentalisierung des vitalen Epikers Grass und von der Kenntnis der von ihm behandelten politischen Thematik" (o.c., 63). In Amerika dagegen besteht gegenüber dem Romanautor in bezug auf formale Dimensionen eine größere Unvoreingenommenheit, die sich mit einer 'Aktualisierung' des Inhalts in Richtung auf aktuelle amerikanische politische Probleme verbindet; aus dieser Verbindung resultiert dann eine gänzlich andere Aufnahme und Bewertung des Romans als in Deutschland: „Während von den deutschen Kritikern aus der Kenntnis der innenpolitischen Vorgänge heraus Grass' „Ballade vom Dackel" als Versimplung der politischen Thematik empfunden wurde, wird von den amerikanischen Kritikern die Romanfabel von vornherein als uneigentlich verstanden, als in Parabelform verfremdete Darstellung innenpolitischer Vorgänge spezifisch amerikanischer Natur gedeutet" (o.c., 65). Dies ist ein paradigmatisches Beispiel für die explanative *Fragerichtung, die das Konstrukt des Erwartungshorizonts zur Erklärung unterschiedlicher Textrezeptionen einsetzt.* Leider ist die Analyse nicht empirisch-methodologisch ausgearbeitet, was – z.B. mit Hilfe der Contentanalyse – anhand der herangezogenen Literaturkritiken ohne grundsätzliche Schwierigkeiten möglich wäre. Will die empirische Literaturwissenschaft die kommunikativen Prozesse über literarische Texte unter dem Aspekt der Rezeptionsvoraussetzungen erforschen, dann muß sie solche und ähnliche (explikative) Fragestellungen untersuchen und Hypothesen aufstellen sowie überprüfen; daß und wie sie diese Überprüfung von der methodischen Struktur her leisten kann, ist oben dargestellt worden.

V.3. Textwirkung

Die Integrationskraft der kommunikationstheoretischen Forschungsperspektive manifestiert sich auch besonders darin, daß über den Aspekt der Wirkung literarischer Texte literaturwissenschaftliche mit sozialwissenschaftlichen Gegenständen, Problemstellungen etc. verbunden werden, und zwar in der Relation, daß den literaturwissenschaftlichen Konzepten die erklärende Funktion zukommt: denn die *Wirkungsfrage erklärt von der Textrezeption aus als abhängige Geschehnisse psychische Reaktionen* (emotionaler, kognitiver Art) *sowie Verhaltenskonsequenzen* und – über eine Vielzahl von Rezipienten hinweg – *wissenssoziologische Effekte.* Gerade dieser letzte Aspekt der wissenssoziologischen Konsequenzen hat in der ideologiekritischen Funktionsanalyse von Literatur große Beachtung gefunden und zu einer starken Gewichtung der Wirkungsfrage innerhalb der derzeitigen literaturwissenschaftlichen Forschungsszene geführt. Dabei steht vor allem die (potentiell) ideologische Funktion und Wirkung sog. 'Trivial'- oder Massen- bzw. Konsum-, Gebrauchsliteratur etc. im Vordergrund; da dies, wenn auch nicht das einzige, so doch aber ein legitimes

und wichtiges Problem der Wirkungsforschung ist, will ich mich bei der Diskussion der methodologischen Probleme ebenfalls auf diesen Inhaltsbereich konzentrieren. Obwohl mit den Begriffen 'Wirkung' und 'Funktion' schon vom alltäglichen Sprachgebrauch explizit Leserreaktionen signalisiert werden und daher eine differenzierte empirische Untersuchung von Rezipientenverhalten von der Fragestellung her unumgänglich erscheint, gibt es gerade unter dem Aspekt der Ideologiekritik eine Fülle, ja eine ganze Richtung von Analysen, die innerhalb einer hermeneutischen Textinterpretation Wirkungsbehauptungen aufstellen und sie gleichzeitig als durch diese Analyse überprüft und validiert ausgeben. Die Darstellung der empirischen Forschungsstruktur einer Analyse der Textwirkung muß daher wiederum mit einer Kritik der Assimilation dieser explanativen Theorieperspektive durch das hermeneutische Paradigma beginnen.

Kritik ideologiekritisch-hermeneutischer 'Wirkungs'analysen

Das Modell, das den Begriff der 'Trivialliteratur' am explizitesten kommunikationstheoretisch definiert und dessen Definition der 'Autor-Leser-Homologie' deshalb auch schon oben bei der Diskussion der Contentanalyse und ihrer Einsatzmöglichkeiten verwendet wurde, ist das von WALDMANN (1976); auf der Grundlage dieser Begriffsexplikation hat er für solche 'Autor-Leserhomologen' Texte auch eine Konzeption ideologiekritischer Analyse entwikkelt, die – unter Einbeziehung literatursoziologischer Aspekte – von der Methodik her innerhalb der Hermeneutik verbleibt. Ideologiekritische Textanalyse bedeutet für ihn das Herausarbeiten der 'textuellen Strategien', mit denen es Texte „bewerkstelligen, ihre ideologischen Normen als ausgewiesen und begründet zu präsentieren, andererseits ihren konkreten Ausweis durch eine diskursive Begründung systematisch zu verhindern" (o.c., 39). Darin ist einerseits eine implizite Definition von Ideologie enthalten: als normative Legitimation von Herrschaftsformen unter gleichzeitiger Verhinderung eines diese Legitimation überprüfenden rationalen Diskurses (vgl. o.c., 33); zum anderen bezieht sich die ideologiekritische Analyse ganz eindeutig auf Wirkungen, wie durch das 'Verhindern' bestimmter kognitiv-diskursiver Verarbeitungsmöglichkeiten beim Rezipienten impliziert ist. Entsprechend dieser impliziten Rezeptions- und Wirkungsbehauptungen kritisiert WALDMANN auch die Reduktion des Autors auf den Text (z.B. bei Riffaterre) und das 'Einschrumpfen' des Lesers auf einen textinternen Leser: „dann bleibt ein Großteil der kommunikationsästhetischen Analyse abstrakte Spekulation literaturwissenschaftlichen Gedankenturnens" (o.c., 45). Nach seiner Vorstellung ist diese Beliebigkeit durch eine literatursoziologische Analyse 'der gesellschaftlich-geschichtlichen Interessenlage des Autors . . . sowie der gesellschaftlich-geschichtlichen Bedürfnissituation der Rezipienten' zu überwinden (o.c., 47).

Dieser Rekurs auf literatur- und wissenssoziologische Aspekte ist das durchgehende Charakteristikum aller ideologiekritischen Literaturanalyse; das Pro-

blem ist, ob und wie durch einen solchen Rekurs eine objektive Überprüfung der Rezeptions- und Wirkungsbehauptungen ermöglicht wird. WALDMANN nimmt in Anspruch, daß die ideologiekritische Textanalyse 'an der konkreten Kommunikation' orientiert sei (o.c., 51), erklärt aber gleichzeitig, konkrete Textanalyse bedeute, „als die Bedingung der Möglichkeit kommunikativer Beziehungen die Interessen und Absichten des Autors, die ihnen analogen oder homologen Bedürfnisse und Erwartungen der Rezipienten und die beiden konformen Momente der textuellen Nachricht kommunikationsstrukturell zu erfassen" (o.c., 54). Durch die transzendentale Frage nach den 'Bedingungen der Möglichkeit' von Kommunikationsstrukturen deutet sich allerdings eine gegen systematisch-empirische Erhebungsmethodik gerichtete Dynamik an; entsprechend versichert WALDMANN denn auch, daß mit 'Autor' und 'Rezipient' nicht auf ein 'dialogisches individuales Literaturverhalten' konkreter Personen abgezielt wird, sondern auf die Konstrukte der schon mehrfach angeführten Produktionsinteressen und Rezeptionsbedürfnisse, die durch „gesellschaftliche und geschichtliche Momente bedingt" sind (o.c., 56). Auch diese Bedingtheit wird aber im folgenden nicht mit einer empirischen Methodologiekonzeption angegangen; vielmehr werden die Produktionsinteressen des Autors und die Rezeptionsbedürfnisse des Lesers im praktischen Forschungs- und Analyseverfahren de facto aus den 'analogen/homologen' Strukturen des Textes heraus-extrahiert (vgl. WALDMANN o.c., 64ff.; 155ff.). Damit aber *weist sich die ideologiekritische Textanalyse als eine Form hermeneutischer Interpretation aus, die auf der Grundlage der eigenen subjektiv-individuellen Textrezeption des Interpreten unter Hinzufügung soziologischer Perspektiven zu (ideologiekritischen) Inhalts-, Funktions- und Wirkungsbehauptungen gelangt.* Soweit die soziologischen Bedingtheiten nicht durch (text)externe Daten gesichert, sondern ebenfalls nur aufgrund der (rezipierten) Textsemantik spekulativ behauptet werden, kann auch nicht von einer adäquaten, methodisch sauberen literatursoziologischen Analyse gesprochen werden. Das ist keine spezielle Kritik an WALDMANN und seinem Modell, sondern eine, die m.E. auf fast die gesamte ideologiekritische Textanalyse zutrifft, da sich diese auf eine mehr oder weniger systematische (hermeneutische) Inhaltsanalyse von Autor-Leser-homologen literarischen Texten ('Trivialliteratur') beschränkt und gleichzeitig trotz dieser Beschränkung wissenssoziologische und -psychologische Funktions- und Wirkungsbehauptungen aufstellt (hinsichtlich der Übernahme und Bekräftigung ideologischer Kognitionen beim Leser).

Dabei ist schon die grundlegende Voraussetzung der Autor-Leser-Homologie ohne empirische Prüfung, nur unter Rückgriff auf die eigene (auch noch so ideologiekritische) Rezeption nicht genügend intersubjektiv entscheidbar; ich habe das oben bei der Diskussion der Contentanalyse (vgl. III.3.) schon kurz angesprochen, möchte das hier aber noch an einem Beispiel verdeutlichen: GUMBRECHT führt als Beispiel für „die Entlarvung moderner Konsumliteratur als Mittel zur Erhaltung des sozialen *status quo*" den Schluß eines sehr erfolgreichen 'Trivial'romans an: „Eric Segals *Love Story* gewährt dem willigen

Leser bis ans bittere Ende die virtuelle Befriedigung seines Wunsches, aus den gesellschaftlichen Konventionen auszubrechen, um eben diese Konventionen im Schlußkapitel zu legitimieren. Als der Tod des Mädchens Jenny die unstandesgemäße Ehe des Protagonisten Oliver jäh beendet, ist dieser auf den Trost seines zuvor geschmähten Vaters, auf den Repräsentanten der durchbrochenen Ordnung angewiesen. So ermöglicht die Romanlektüre dem identifikationsbereiten Leser die *Evasion* aus der gesellschaftlichen Welt des Alltags und *beschwichtigt* zugleich das schlechte Gewissen einer Gesellschaft, die sozialen Aufstieg in der Praxis erschwert. Das Ende *bestätigt* die herrschende Moral: Oliver kehrt in sein angestammtes soziales Milieu zurück und ist dafür offensichtlich dankbar" (GUMBRECHT 1973, 53f.). Dies ist m.E. ein Paradebeispiel für ideologiekritische Textanalyse und Wirkungsbehauptungen; es ist schon bewundernswert, was ein hermeneutisch-ideologiekritischer Interpret aus dem Rückgriff auf die eigene Textkonkretisation für umfassende Erkenntnis gewinnt. Was die Bedeutungskonstituierung dieses Romanendes angeht, so kann ich zumindest aus eigener Rezeption von einer anderen Version berichten: ich habe diesen Schluß nicht als eine Manifestation des Bildes vom 'verlorenen Sohn' aufgefaßt, sondern im Gegenteil: für mich gibt der Vater angesichts des Todes und des Allein-Seins seines Sohnes die gesellschaftlichen Sanktionen gegen ihn auf und nimmt ihn wieder in die Familie auf, unabhängig von den Problemen standesgemäßen Verhaltens oder nicht. Angesichts des Todes wird der Vater aus seinen gesellschaftlichen Normenhülsen herausgerissen und umarmt den Sohn ohne irgendwelche (anpassungsorientierten) Vorleistungen von dessen Seite: das Bild des 'verlorenen Vaters' also! Als ich im übrigen über diese 'Bild-Divergenz' des Romanschlusses einen Dialog-Konsens mit einer Mitarbeiterin herstellen wollte, sagte die: weder – noch! Das bedeutet gar nichts dergleichen; das ist ein Mechanismus von Eltern, um Liebe zu manifestieren; das legt sich, sobald das erwachsene Kind sich wieder gefangen hat, meine Eltern zeigen diesen Mechanismus auch immer. Wohlgemerkt: ich behaupte nicht, daß eine dieser beiden alternativen Textrezeptionen 'adäquater' oder 'zulässiger' ist; ich wollte damit nur zeigen, daß hier durchaus eine – nicht von vornherein als unsinnig abzustempelnde – Rezeptionsamplitude vorliegt, daß also schon die Voraussetzung einer Autor-Leser-Homologie nicht gerechtfertigt ist. Diese Voraussetzung der Erschöpfung des Textsinns durch die eine determinierende und einheitliche Textbedeutung kommt als Artefakt durch die hermeneutische Subjekt-Objekt-Konfundierung zustande, durch den Rückgriff des Interpreten auf die eigene Rezeption und deren anschließende Verabsolutierung. Demgegenüber muß auf der empirischen Überprüfung der Autor-Leser-Homologie bestanden werden (vgl. o. III.3.). Überdies ist an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß auch die ideologiekritische Perspektive in der vorliegenden spekulativen (und nicht literatursoziologisch abgesicherten) Form nicht zur Validierung der Textsinn-Konstruktion beiträgt. Es ist ein leichtes, in der gleichen Art für alle möglichen Konkretisationsversionen Hypothesen einer ideologischen oder antiideologischen Funktion zu generieren: das Bild vom 'verlorenen Vater' läßt sich durchaus antiideologisch verstehen; der 'identifikationswillige' Leser erfährt, wie der Vater durch die gesellschaftlichen Sanktionen dem Sohn gegenüber sich selbst aus der Kommunikation mit ihm herauskatapultiert, wie er noch nach dem Tode Jennys unwissend über deren Krankheit redet; die (besonders amerikanische!?) Gefahr des 'leeren Redens' wird als eine Gefahr des außerhalb des Liebens- und damit Lebens-Stehens erlebbar und einsehbar: der Leser kann mit dem Vater die Konsequenz ziehen, daß nur unter Überwindung der gesellschaftlichen Konventionen eine vitale Kommunikation möglich ist! – und dies ist der erste Schritt zur auch emotionalen Reserve und Kritik gegenüber gesellschaftlich konventionell verordneten Ideologien. Aber natürlich, es ist nicht schwer, sich einen Ideologiekritiker vorzustellen, der auch dies Bild des verlorenen Vaters als ideologisch-affirmativ 'entlarvt': zwar wird durch die 'Bekehrung' des Vaters die familiale Kommunikation und Solidarität wiederhergestellt, aber dies ist für den identifikationswilligen Leser von absolut ideologischer Bestärkung: denn dieser Schluß ermöglicht ihm die Evasion aus realen beruflichen und gesellschaftlich-politischen Problemen, indem er ihn auf

die Kleinfamilie als elementar-zentraler und einziger Solidaritätsquelle zurückwirft. Darin aber liegt die ganze Perfidie der ideologischen Funktion: indem der Roman eine Solidaritätsmöglichkeit offenhält, die aber, selbst wenn sie realisiert werden könnte oder kann, nie und nimmer zu einer gesellschaftlich-politischen Emanzipation führen kann. Die an der Oberfläche antiideologische Fassade des Romanschlusses verschleiert nur die tiefenstrukturelle ideologische Herrschaftslegitimation, macht diese daher nur noch schwerer durchschaubar und somit umso wirksamer! Auch hier muß ich betonen, daß ich nicht weiß, welche der ideologiekritischen Hypothesen realitätsadäquat ist – das müßte durch textexterne empirische Daten überprüft werden. Ich wollte damit nur beispielhaft andeuten, zu welch spekulativer Beliebigkeit ideologiekritische Analysen in Verbindung mit hermeneutischer Rezeptions-Interpretations-Konfundierung gleich Subjektivierung ausarten können und m.M. auch in weiten Teilen der derzeitigen Literaturwissenschaft, die sich nicht einmal im Bereich der Wirkungsanalyse der Anstrengung empirisch-systematischer Überprüfung und Methodik unterziehen will, ausgeartet sind.

Doch selbst vorausgesetzt, daß die Annahme einer Autor-Leser-Homologie für bestimmte literarische Werke berechtigt (und überprüft) wäre und damit (s.III. 3.) eine Contentanalyse methodisch sauber die Textsemantik abbilden könnte, bleibt als unüberspringbares Problem, daß *man mit der Feststellung von Textinhalten keine Aussagen über Textwirkungen begründen, rechtfertigen, fundieren kann.* Genau dies tut aber die ideologiekritische Textanalyse (wie ich am Beispiel der Analyse von Comics (1976b) nachzuweisen versucht habe). Sie interpretiert ihre inhaltsanalytischen Ergebnisse in beide explikativen Fragerichtungen: sowohl hinsichtlich der Lektüremotivation der Rezipienten als auch der Wirkung des Textes (o.c., 141). Besonders die Wirkungsbehauptungen sind auf der Grundlage rein deskriptiver Bedeutungsanalysen nur sinnvoll aufstellbar, wenn eine Fülle von unbekannten Größen und Variablen der Leserpersönlichkeit 'als konstant, irrelevant oder schon bekannt vorausgesetzt werden' (ebda.). Es wird aber praktisch unüberprüft unterstellt, daß der Textinhalt direkt ohne konstruktiv-aktive, vielleicht modifizierende Brechung durch die Leserrezeption auf das Kognitionssystem des Lesers einwirkt.

Doch „dieser direkte Schluß vom Inhalt der Lektüre auf den Inhalt des Leserhirns ist zu kurz"! (WERMKE 1973, 46); er ist ganz eindeutig eine *methodisch unzulässige Überinterpretation contentanalytischer Daten.* Ich habe für das Beispiel der ideologiekritischen Comicsanalyse deutlich gemacht, daß in dieser unzulässigen Überinterpretation von seiten ideologiekritischer Literaturdidaktik ein Menschenbild vom Leser impliziert wird, das sie an der sog. 'Trivial'-literatur vehement kritisiert: nämlich ein monolithisches, undifferenziertes Menschenbild, das von der 'Übermächtigung' des Lesers durch die Massenkommunikationsmittel und deren Inhalte ausgeht, das dem Leser keine differenzierenden, verändernden Verarbeitungsmöglichkeiten zugesteht etc. (o. c. 143ff.). Nur wenn man in einem solchen vollkommen deterministischen Sinn den Leser als abhängige Variable von dem (ideologischen oder nicht-ideologischen) Textinhalt ansieht, ist mit der deskriptiven Inhaltsanalyse literarischer Autor-Leser-homologer Texte gleichzeitig auch eine Wirkungsbehauptung legitimiert. In jedem anderen Fall ist die Funktion und Wirkung des Tex-

tes – auf allen Ebenen: der der emotionalen, kognitiven und Verhaltensreaktion genauso wie der der gesellschaftlich-wissenssoziologischen Konsequenzen – eine empirische Frage, die durch eine methodisch explizite und differenzierte Überprüfung von unabhängigen Variablen (Textinhalte/Textrezeption) und abhängigen Variablen (Textwirkung) zu beantworten ist. Eine nicht-empirische Wirkungsanalyse führt in der (interpretativen) Überziehung einer Methodik, nämlich der Contentanalyse, zu inhaltlichen Aporien: indem durch die falsche Anwendung der Methode ein Menschenbild vorausgesetzt wird, das einerseits nicht realitätsadäquat ist (vgl. die Ergebnisse der Massenkommunikationsforschung, LIEBHART 1973; DAHRENDORF 1973) und andererseits zu Recht von der ideologiekritischen Position selbst kritisiert und abgelehnt wird. Daß diese interne Widersprüchlichkeit oder zumindest Inkohärenz nicht auf die ideologiekritische Analyse von Comics beschränkt ist, zeigt die umfassend intendierte Reflexion von BÜRGER (1973) über 'Textanalyse als Ideologiekritik'. Sie betont mehrfach die Notwendigkeit einer expliziten empirischen Wirkungsforschung (o.c., 22, 52, 53ff.) und scheint zunächst auch diese Forschungsperspektive nicht durch die Inhalts- oder Stilanalyse als abgedeckt anzusehen: „die allenfalls durch empirische Untersuchungen zu beantwortende Frage, ob, wie weit und in welchen Dimensionen die durch die Analyse aufgedeckten gesellschaftlichen Implikationen von den Rezipierenden auch aufgenommen werden und wie sie darauf reagieren, muß vorläufig offenbleiben" (o.c., 55). Dem ist nur zuzustimmen: sie muß offenbleiben, bis die 'Aufnahme und Reaktion' des Rezipienten direkt und systematisch empirisch untersucht worden ist. Gerade diese methodologische Begrenzung der (inhaltsorientierten) Textanalyse aber wird von BÜRGER in der weiteren Explikation einer ideologiekritischen Analyse verwischt und letztlich aufgegeben. Nachdem sie als Hauptziel dieser Analyse das Problem herausgestellt hat, „durch welche sprachlichen Techniken der Transfer von Ideologien im einzelnen geleistet wird" (o.c., 57) – wobei 'Transfer' ganz eindeutig wiederum eine Wirkungskategorie bedeutet – stellt sie fest: „Eine Untersuchung der gesellschaftlichen Wirkung von sprachlichen Mitteln hat auf zwei Ebenen zu geschehen: als Analyse der Funktion eines sprachlichen Mittels innerhalb des literarischen Kontexts und als Analyse des ganzen Funktionssystems innerhalb eines historisch-gesellschaftlichen Kontexts" (o.c., ebda.). Entsprechend der oben zitierten Ausgangsposition ist zumindest für Ebene 2) zu fordern, daß sie durch textexterne, empirisch erhobene Daten gesichert wird: wenn diese Ebene durch spekulativ an die eigene Textrezeption sich anschließende Illustrationsbeispiele von Phänomenen aus dem 'historisch-gesellschaftlichen Kontext' eingebracht wird, liegt keine von der textinternen Rezeption unabhängige Wirkungsprüfung, auch nicht auf der Ebene soziologisch hochkomplexer Effekte, vor. Man kann sich hier zuweilen des Eindrucks nicht erwehren, daß die ideologiekritische Textanalyse gern die Ebene der konkreten kognitiv-emotionalen Wirkung beim Rezipienten überspringt, um durch die höherkomplexe Ebene der 'historisch-gesellschaftlichen Funktion' von (Trivial-)Literatur den nur illustrativ-spekula-

tiven Charakter ihrer bei der Textsemantik verbleibenden Analyse zu 'verschleiern'. Denn in diesem Bereich verharrt die Analyse letztendlich – auch vom Programm, vom Konzept her –: „Wichtig sind allein die Wirkungsstrategien, die Stimuli, die in einem Text ausgemacht werden können – und die der Text*rezipient* tel quel aufnimmt." (o.c., 63) – das ist der explizite Widerspruch zu der Ausgangsposition, daß dieses 'Aufnehmen' (und Verarbeiten) der Textstrategien empirisch erforscht werden muß. Und leider verfährt der größte Teil ideologiekritischer 'Wirkungs'analyse nach eben dieser widersprüchlichen Konzeption.

Zu welcher Form von 'Rezeptions'-forschung diese inkohärente, methodologisch unzulässige Konzeption führt, will ich kurz an einem Beispiel verdeutlichen: der Analyse des Abenteuer- und Kriminalromans in Heftform von KELLNER (1975) – ein Beitrag, der als Beispiel für die ideologiekritische Textanalyse im Rezeptionsforschungs-Sammelband von GRIMM (1975a) aufgenommen ist. KELLNER begründet die Autor-Leser-Homologie durch den Hinweis auf Umfragen, Testleser und Leserbriefaktionen, mit denen die 'Konsumentenvorstellungen abgetastet und in Form von Anweisungen an die Autoren weitergereicht werden' (o.c., 297), so daß schließlich eine Homologie von 'intendiertem' und 'realem' Leser zustandekommt (o.c., 298). Diese Argumentation ist vom methodischen Prinzip her adäquat, so daß zur Beschreibung des Textinhalts eine Contentanalyse legitim ist (vgl. o. III.3.). Hier zeigt sich allerdings dann ein Phänomen, das für die ideologiekritische Textanalyse ebenfalls nicht unrepräsentativ ist: es wird keine explizite, systematische Contentanalyse durchgeführt, sondern in weitgehend unsystematischer Form die eigene Textrezeption paraphrasiert und durch Zitate von Sätzen oder Abschnitten aus dem literarischen Text zu belegen versucht; eine solche unsystematische Form verfehlt aber das Zielkriterium der Intersubjektivität, da die zu analysierenden Kategorien nicht explizit definiert und operationalisiert sind, sondern quasi beliebig zu den eigenen Rezeptionen hinzuerfunden werden. Daß auf diese Art möglicherweise dieselben Textteile z.T. ganz anderen, sogar entgegengesetzten Kategorien, Bedeutungen zugeordnet werden, habe ich bei der Kritik der ideologiekritischen Analyse von Comics nachgewiesen (GROEBEN 1976b, 139f.): hier z.B. kommt es durch unterschiedliche Auffassung von (z.T. nicht explizierten) Kategorien zu verschiedenen Konsequenzen hinsichtlich der Rolle der Intelligenz bei 'Superhelden' der Abenteuercomics; dabei ist eine unterschiedliche Zuordnung von 'List' für den Problemlösungsprozeß zu beobachten: während WIENER (1970) List nur als retardierendes Moment vor einer endgültigen, brachialen 'Problemlösung' durch den Helden ansieht, ordnet WERMKE (1973) die List der Handlungswende zu und setzt sie als Indikator für eine problemlösende Intelligenz des Superhelden an (GROEBEN 1976b, 140) – folgerichtig gibt es fast entgegengesetzte Aussagen über die Rolle der Intelligenz in Abenteuercomics. Dies ist nur ein Beispiel dafür, wie durch eine Nicht-Erfüllung der methodologischen Anforderungen des Instruments 'Contentanalyse' (vgl. o. III. 3.) die Intersubjektivität der Ergebnisse verfehlt und in einer subjektiv-hermeneutischen Paraphrasierung der eigenen Textrezeption verharrt wird. Bei KELLNER zeigt sich dieser unsystematisch-hermeneutische Ansatz der Textanalyse (im Hinblick auf den semantischen Inhalt des Textes) schon durch die Auswahl der Analysegrundlage: er behandelt (textanalytisch) einen einzigen Roman, und zwar die Nr. 723 der 'Fledermaus-Kriminal-Reihe' 'Ein Millionär im Fadenkreuz' – anhand dessen er Aussagen über das 'Schlachtfeld Heftroman' macht! Auf der Grundlage einer solchen Gegenstandsbasis kann die Inhaltsanalyse nicht anders als unsystematisch und bestenfalls illustrativ sein: so führt er denn auch zum Nachweis, daß der Handlungsablauf für den Helden des Romans (den Rechtsanwalt Anthony Quinn) mit einer Frustration beginnt, weil ihm die Aufklärungsarbeiten die 'zweiten Flitterwochen' mit seiner Frau verderben, nur unsystematisch einzelne Sätze

des Texts (von S.16f. und 26f.) an, ohne andere Kategorien als Frustration überhaupt theoretisch/hypothetisch zu berücksichtigen. Das Gleiche gilt für die Feststellung, daß der Leser durch eine 'im Äußerlichen bleibende Personenbeschreibung' von der Millionärsfamilie 'distanziert' wird – „zumeist ist das auch das bevorzugte Mittel im Abenteuerheftroman: kaum ein Krimineller, dem man nicht an seinen eng zusammenstehenden Augen, seiner gebrochenen Nase oder den Säbelbeinen seine extreme Natur von weitem ansieht" (KELLNER 1975, 315) – eine analoge Hypothese über das Aussehen von 'Bösewichten, Verbrechern' etc. hat es übrigens auch für Comics gegeben, die durch umfassendere und systematischere Contentanalyse zumindest zweifelhaft geworden ist (vgl. WERMKE 1973). Trotz dieser methodisch äußerst ungesicherten Datenbasis interpretiert KELLNER seine Textanalyse sowohl in Richtung auf die Motivations- als auch Wirkungsperspektive. Er geht davon aus, daß die 'größten Lesergruppen ähnlich strukturierte Entstehungsbedingungen aggressiver Strebungen besitzen, wobei die 'Schuldigen' als Objekte der Abreaktion nicht (an-)greifbar sind' (Lehrer, Vorgesetzte etc.; o.c., 303). Dementsprechend erklärt er die Motivation zur Heftlektüre als auch deren Funktion unter Anwendung der Frustrations-Aggressions-Hypothese (DOLLARD & MILLER). Auf der Grundlage zu der oben zitierten 'Distanzierung' von der bedrohten Millionärsfamilie kommt er zu dem Schluß, daß der Leser eine 'genießende Haltung' einnimmt, „die eindeutig der Perspektive des Aggressors nahekommt, sich auf jeden Fall weitgehend mit Ergebnissen von dessen Tun identifiziert" (o.c., 313). Damit liegt eine 'Abreaktion aggressiver Strebungen, die das tägliche Leben, vornehmlich der Arbeitsprozeß, immer wieder regenerieren' vor, unter Verschiebung der Aggression auf fiktive Personen, so daß kein Konflikt 'mit der Gesellschaft oder den psychischen Instanzen' eintritt (o.c., 322). Abschließend stellt KELLNER in bezug auf die 'aggressiven Strömungen des Abenteuerromans' fest: „Daß es sich bei den stärksten von ihnen deutlich um gerichtete Aggressionen handelt, dürfte als erwiesen gelten, ebenso wie die Tatsache, daß diese auf Frustrationen der Berufssphäre reagieren." und: „Auf dem Frustrations-Aggressions-Mechanismus transportiert der Abenteuerroman seinen ideologischen Gehalt, der mit dazu beiträgt, daß sich die Betroffenen widerspruchslos in die frustrativen Bedingungen fügen; dazu verhilft auch, daß die kontinuierliche, zumindest teilweise Abreaktion Raum für die sich täglich regenerierenden Aggressionen schafft" (o.c., 323).

All dies sind Genese- und Wirkungsbehauptungen, die durch eine Analyse des literarischen Texts allein (unabhängig von deren Systematik) nicht zu belegen sind; aus der Analyse der Textinhalte den Schluß zu ziehen, daß sich der Leser 'widerspruchslos in die frustrierenden Berufsbedingungen fügt', zeigt anschaulich, wie sehr hier die hermeneutisch-ideologiekritische Literaturanalyse ihre Datenbasis interpretativ überzieht. Um es noch einmal zu betonen: ich behaupte nicht, daß diese Hypothesen falsch seien (obwohl die mitverwendete Katharsishypothese in der empirischen Psychologie mittlerweile als falsifiziert gilt, vgl. SCHMIDT-MUMMENDEY 1972; SCHMIDT et al. 1975), sondern ich sage nur, daß diese Hypothesen methodologisch einer expliziten empirischen Überprüfung bedürfen, um in ihrem Realitätsgehalt abschätzbar zu sein.

Die Kritik an dieser Form von 'Wirkungs'-analyse zeigt, daß die hermeneutische Literaturwissenschaft ganz im Gegensatz zu ihrer abwehrenden These, empirische Rezeptionsforschung sei bei der Untersuchung von Lesern und ihren Reaktionen sinnvoll und einzusetzen, sogar diesen von ihr selbst programmatisch der empirisch-kommunikationstheoretischen Forschung überantworteten Bereich de facto zu assimilieren versucht. Das erhärtet den Verdacht, daß dieses Abwehrargument vornehmlich eine Immunisierungsstrategie ist: das hermeneutische Paradigma versucht, ohne die Konsequenz einer es selbst auflösenden Methodenrevision alle unvermeidbaren kommunikationstheoretischen Frageperspektiven

zu assimilieren, selbst wenn das zu einem Verfehlen der rezeptionsästhetischen Kernannahmen bzw. völlig ungesicherten, spekulativen Forschungsergebnisse führt. Es ist deshalb auch und gerade hier bei der explanatorischen Forschungsperspektive der Wirkungsanalyse an der Notwendigkeit einer empirischen, methodisch-systematischen Forschungsstruktur festzuhalten. Es bedarf wohl keiner weiteren Argumentationen, daß diese Forderung selbstverständlich auch und in verstärktem Maße für literarische Werke gilt, die nicht durch eine Autor-Leser-Homologie gekennzeichnet sind, deren hohe Ausprägungsgrade auf dem Polyfunktionalitäts-Faktor schon hinsichtlich der Textbedeutung nicht den Einsatz der Contentanalyse zulassen, sondern eine rezipientenorientierte Erhebung der Textkonkretisation erfordern. Das bedeutet: auch die Rekonstruktion eines 'impliziten Lesers', die Wirkungsbehauptungen umfaßt (vgl. das Beispiel GIRSCHNER-WOLDT 1974, 178ff.) ist methodologisch nicht weniger unzulässig als die oben kritisierten Überinterpretationen der inhaltsanalytischen Perspektive bei 'Autor-Leser-homologen' Texten.

Empirische Ansätze

Die empirische Forschungsstruktur der Wirkungsanalyse ist zu Beginn dieses Punktes bereits in den Grundzügen skizziert worden: sie ist dadurch gekennzeichnet, daß explizit unabhängige und abhängige Variablen in ihrem Zusammenhang zu überprüfen sind. *Als unabhängige Variablen fungieren bei der Wirkungsfrage der Textinhalt* (contentanalytische Feststellung bei Autor-Leser-homologen Texten) *bzw. die rezipierte Textbedeutung* (Konkretisationserhebung bei nicht-homologen Texten, d.s. solche mit bedeutsamen Ausprägungsgraden auf dem 'Polyfunktionalitäts'-Faktor); *als abhängige Variablen* sind alle theoretisch interessierenden *Auswirkungen der Textrezeption, besonders emotionale, kognitive Reaktionen des Rezipienten und Verhaltensaffekte anzusetzen* (Überprüfungsinstrumente sind alle in der empirisch-sozialwissenschaftlichen Forschung entwickelten, entsprechenden Verfahren). Um die Abhängigkeit zwischen diesen Variablenklassen zu ermitteln (und damit eine Erklärung der Wirkung durch Rekurs auf die Antezedenzbedingungen leisten zu können), ist eine möglichst vom Forscher zu realisierende Variation der UV nötig: bei Kontrolle bzw. Konstanz aller anderen potentiellen Einflußfaktoren läßt sich dann eine eventuelle Veränderung der AV (der zu erklärenden Wirkung) auf die Variation der UV und damit deren Einfluß zurückführen (vgl. generell zu dieser Versuchsmethodik einführend: DE GROOT 1969; SELG & BAUER 1971). Ich will diese Grundstruktur und ihre Realisierung innerhalb einer empirisch-literaturwissenschaftlichen Wirkungsforschung an zwei Beispielen verdeutlichen.

Eine methodologisch hervorragend durchgearbeitete und durchgeführte empirische Untersuchung zur Wirkung von Heftromanen hat GEIGER (1975; ebenfalls im Sammelband von GRIMM) vorgelegt. Er konzentriert sich dabei auf Landser-Hefte, für die er zunächst die Ergebnisse einer Inhaltsanalyse anführt,

z.B.: „1. In diesen Erzählungen reduziert sich der Krieg auf die Handlungen kleiner Gruppen von Soldaten an der Front. ... 2. Grauen und Tod werden nur in abgeschwächter Form in die Erzählrealität aufgenommen. ... 3. Die Autoren gestalten und werten die Ereignisse aus der Perspektive *einer* nationalen Armee, und das heißt in der überwältigenden Mehrzahl der Hefte: aus der Perspektive der Deutschen Wehrmacht. ... 6. Ungenannter, aber implizit immer vorhandener Fixpunkt der Hefte ist der militärische Sieg, speziell: der Sieg der Deutschen Wehrmacht" (o.c., 325f.). GEIGER gibt an dieser Stelle nicht explizit die systematische Kategorienherleitung und Überprüfung der Contentanalyse an, aber die übrigen methodologisch reflektierten Teile der Untersuchung lassen vermuten, daß dies nur aus Raumgründen geschieht und die entsprechenden Angaben in der angekündigten größeren Arbeit des Verfassers zum gleichen Thema gemacht werden. Ganz entsprechend der oben entwickelten Einschätzung der Geltungsbreite von Contentanalysen interpretiert GEIGER die contentanalytischen Ergebnisse nicht kurzschlüssig in Richtung auf Wirkungsbehauptungen. Textaussagen stellen für ihn „keine hinreichende, höchstens eine notwendige Bedingung für die Rezeptionsweise dar" (o.c., 326). Ob bestimmte „Wirkungen tatsächlich eintreten, hängt von der Selektionstätigkeit des Lesenden ab und damit von seinen Prädispositionen" (o.c., ebda.). Konsequenterweise versucht er die Wirkung der Landser-Heft-Lektüre empirisch zu überprüfen, und zwar u.a. im Hinblick auf die beiden Aspekte: nationale Vorurteile und Aggressivität. Da Landserhefte vorwiegend von Schülern gelesen werden, führte er seine Untersuchung in jeweils vier Gymnasial-, Realschul- und Berufsschulklassen durch (= 323 Schüler im Alter von 15/16 Jahren; o.c., 327). Die Wirkungen der Rezeption (nationale Vorurteile, Aggressivität) wurden durch einen Fragebogen erhoben, der auch die Einstellung der Vpn 'zum Medienangebot, zu Fragen der Politik und der jüngsten Geschichte und zu Kriegsdarstellungen' umfaßte (o.c., ebda.).

Ich konzentriere mich im folgenden nur auf die Wirkungsanalyse: der Nachweis des Einflusses einer Lektüre (von Landserheften) erfordert eine Messung der Vorurteile bzw. Aggressivität vor und eine nach der Lektüre. Wenn man dasselbe Erhebungsinstrument (hier dieselbe Frage im Fragebogen) verwendet, kann man die Messung vor und nach der Lektüre nicht an den gleichen Vpn vornehmen, weil diese sich an ihre Antwort vor der Lektüre erinnern können und daher normalerweise genauso ankreuzen; es würde in so einem Fall dann nicht die Lektürewirkung, sondern das Gedächtnis der Vpn getestet. Man teilt daher die Gesamtstichprobe in zwei parallele (gleichartige) Hälften auf und gibt der einen Hälfte die Frage vorher, der anderen nach der Lektüre; da hier zwei Wirkungsfragen überprüft werden sollten, erhielt die erste Gruppe die Frage nach den nationalen Vorurteilen vor der Landserheft-Lektüre und nach der Lektüre die Frage zur Aggressivität, bei der anderen Gruppe war es umgekehrt. „Das bedeutet, daß jeweils die Hälfte der Befragten die Antworten unter dem Eindruck des gelesenen Textes abgab, die andere Hälfte ('Kontroll-

gruppe') ohne diese Beeinflussung; da die beiden Gruppen von Befragten hinsichtlich wesentlicher Merkmale beinahe identisch waren, läßt sich die Differenz ihrer Antworten als Rezeptionswirkung interpretieren" (o.c., 331). Dies ist ein sehr einfacher, aber für die vorliegende Fragestellung methodisch hervorragend geeigneter, völlig adäquater Versuchsplan; die Variation der UV besteht in der grundsätzlichsten, qualitativen Möglichkeit, nämlich: Lektüre vorhanden vs. nicht vorhanden.

Die Ergebnisse der Untersuchung auf der Grundlage dieses Versuchsplans sind durchaus ergiebig; hinsichtlich der nationalen Vorurteile hatten die Schüler je vier Völker aufzuschreiben, die ihnen unsympathisch und vier, die ihnen sympathisch waren (o.c., 331). Unter Heranziehung der contentanalytischen Ergebnisse läßt sich eine spezifische Hypothese ableiten und überprüfen: durch das akzentuierte Feindbild der 'Sowjetunion' und 'der Russen' in den Landserheften kann eine Aktualisierung bzw. Intensivierung von Vorurteilen gegenüber dieser Nation durch die Landserheft-Lektüre erwartet werden. Die empirischen Ergebnisse bestätigen diese Hypothese (vgl. Tab. 13.):

	Vor 'Landser'-Lektüre	Nach 'Landser'-Lektüre
gegen Russen bzw. Sowjetunion	66	76
gegen andere Völker bzw. Staaten	61	42
chi-Quadrat: 3,88; signifikant auf dem 5 %-Niveau		

Tab. 13.: Negative nationale Vorurteile von Jugendlichen (unter dem Einfluß von 'Landser'-Lektüre; nach GEIGER 1975, 332)

Man kann daher zumindest davon ausgehen, daß die 'nationalistische Perspektive der 'Landser'-Erzählungen vage vorhandene nationale Vorurteile aktualisieren kann' (o.c., 334).

Im Hinblick auf die Aggressivität wurde den Schülern der Fall als möglich vorgestellt, daß sie bei einem Raubüberfall verletzt werden und 4 Wochen im Krankenhaus liegen müssen. Die anschließende Frage war, welche Bestrafung die Vp für den (volljährigen und zurechnungsfähigen) Täter persönlich als angemessen ansehen würde; dabei konnte ein Strafmaß zwischen 6 Wochen Haft und der Todesstrafe angekreuzt werden. Die Ergebnisse zeigt Tab. 14.:

	Vor 'Landser'-Lektüre	Nach 'Landser'-Lektüre
unter 1 Jahr Gefängnis	65	44
1 Jahr Gefängnis oder mehr	96	113
chi-Quadrat: 5,38; signifikant auf dem 5 %-Niveau		
Befürwortung der Prügelstrafe	23	27
Ablehnung der Prügelstrafe	137	132
chi-Quadrat: 0,41; nicht signifikant		

Tab. 14.: Strafforderungen der Jugendlichen für einen Überfall (nach GEIGER 1975, 335).

Die Daten sind nur hinsichtlich der Gefängnisstrafe, nicht hinsichtlich der Prügelstrafe als überzufällig gesichert; doch berechtigt das immerhin zu der vorsichtig formulierten Konsequenz: „Es war ein Lerneffekt eingetreten im Sinne erhöhter Zustimmung zu legitimierter Aggression" (o.c., 335). Eindeutig sprechen die Ergebnisse (wie schon oben angedeutet: wieder einmal) gegen die Katharsisthese, die KELLNER der Interpretation seiner (unsystematischen) Contentanalyse von Kriminalromanen zugrundelegte. Wahrscheinlicher als die Abreaktion von Aggressionen durch Mitvollzug einer massenmedial dargestellten, 'fiktiven' Aggression ist die Stimulationsthese, die (lerntheoretisch) literarische Helden als 'Modelle' ansieht und eine entsprechende Verstärkung der Aggressivität durch aggressive Modelle voraussagt (vgl. die kurze Darstellung der sozialen Lerntheorie unter II.2.). Damit sind allerdings Verschiebungen der Aggression auf 'Sündenböcke' nicht ausgeschlossen, zu deren Feststellung aber weitere empirische Untersuchungen nötig wären. Schon jetzt lassen sich jedoch auf der Grundlage der erarbeiteten empirischen Daten didaktische Konsequenzen ziehen, so z.B. das Lernziel, „den Kindern und Jugendlichen ein Bild der historischen und sozialen Realität so frühzeitig zu vermitteln, daß die Wirksamkeit einer späteren Rezeption verfälschter Abbilder der Wirklichkeit zumindest eingeschränkt wird" (o.c., 341).

Ein zweites Beispiel für eine methodisch differenzierte und strukturierte empirische Wirkungsanalyse stellt die Untersuchung von LEUSCHNER (1974) dar, die auch z.T. eine komplexere Variation der unabhängigen Variablen bietet. LEUSCHNERs Fragestellung war die mögliche dogmatisierende Wirkung von politischer Lyrik; dabei geht er davon aus, daß diese Wirkung von bestimmten Merkmalen am Gedichttext bedingt wird, und zwar von einer Merkmalskombination eines politisch-expliziten Inhalts mit einer 'divergenten' Form. Unter 'politisch-explizitem Inhalt' versteht er eine 'deutlich ausgesprochene Manifestation/Abbildung gesellschaftlichen Kampfes', unter 'divergenter Form' ein 'unvermitteltes Aneinanderstoßen auseinanderstrebender Elemente' (o.c., 98). Die Hypothese lautet dann folgendermaßen: „In der Merkmalkombination ((Inhalt: 'politisch'-'explizit') – Form: 'divergent') liegt ein objektives Wirkungsmoment . . . , welches bei der zu testenden Lesergruppe zur Schließung politischer Orientierungssysteme führt" (o.c., 99). Die zu testende Lesergruppe bestand aus 558 Schülern und Schülerinnen von 10. Gymnasialklassen aus Hannover, Göttingen, Schweinfurth, Würzburg und Altensteig (o.c., 99, 104). Die Variation der UV basierte auf einer Stichprobe von 6 politischen Gedichten (von Haufs, Fried (3 Gedichte), Wiemer, Bremer); diese Texte wurden von LEUSCHNER zunächst nach den von der Hypothese her relevanten Merkmalen intuitiv eingeschätzt ('geratet' – hier wäre ein systematisches Expertenrating am Platz gewesen). Zu jedem Gedicht wurde von LEUSCHNER eine Variante hergestellt, so daß für die meisten Texte je eine Version mit den Merkmalen, die eine Dogmatisierungswirkung auslösen sollen, vorliegt als auch eine Version, die eine solche Wirkung nicht auslöst. Die abhängige Variable der Dogmatismus-Autoritarismus-Zunahme wurde mit

Hilfe des Dogmatismus–Fragebogens nach ROGHMANN erfaßt. Der Versuchsablauf umfaßte, genau wie bei der Untersuchung von GEIGER, eine Messung des Dogmatismus vor und nach der Gedichtlektüre; die potentielle Störvariable des Sich-Erinnerns wurde in diesem Fall durch Verwendung von zwei Paralleltests ausgeschlossen: dabei erhielt die eine Hälfte der Vpn zunächst die Parallelform 1) des Dogmatismusfragebogens und nach der Lektüre die Parallelform 2), die andere Hälfte wurde in umgekehrter Reihenfolge der Parallelversionen befragt; die Auswertung verglich (wie bei GEIGER) die Differenzen in den Testungen mit jeweils der gleichen Fragebogenversion (also Dogmatismusfragebogen$_1$ vor der Lektüre vs. Dogmatismusfragebogen$_1$ nach der Lektüre und genauso für den Dogmatismus-Autoritarismuswert). Für die Gesamtauswertung wurden entsprechend der intuitiven Einschätzung der Merkmalskombinationen die Textversionen 1, 2, 3, 4, 7, 9, 12 zu einer Nicht-Wirkungs-Gruppe (Nwg) zusammengefaßt und die Versionen 5, 6, 8, 10, 11, 13 zu einer Wirkungsgruppe (Wg); die Ergebnisse der Auswertung zeigt Tab. 15.

	Durchschnitts-bew. pro Item vor Lektüre	Durchschnitts-bew. pro Item nach Lektüre		Differenzen zwischen vor u. nach Lektüre		t-Test	
		Nwg	Wg	Nwg	Wg	Nwg	Wg
Dogm.frageb.$_1$	-.458	-.450	-.368	.008+	.090+	.196	1.948 (s)
Dogm.frageb.$_2$	-.954	-.955	-.864	.001-	.090+	.030	1.670 (s)

Tab. 15.: Dogmatismus-Wirkung von politischer Lyrik (nach LEUSCHNER 1974, 104)
(+ nachgestellt: DA-Zunahme; – nachgestellt: DA-Abnahme)

Die Ergebnisse zeigen, daß die aufgestellte Wirkungshypothese über alle Gedichte hin bestätigt wurde: in der Nichtwirkungs-Gruppe gibt es keine signifikanten Unterschiede in der Dogmatismus-Einstellung vor vs. nach der Lektüre, für die Wirkungsgruppe ließen sich solche Unterschiede (absolute Differenz von knapp 1 Skalenpunkt bei einer Skalenerstreckung von -3 bis +3) überzufällig sichern.

LEUSCHNER hat auch für jedes einzelne Gedicht eine entsprechende Auswertung durchgeführt und dabei Teilfalsifikationen der generellen Hypothese herausbekommen. In bezug auf Text 3 und 4 ergeben sich z.B. folgende Werte:

Text 3 (Variante)

Die Zeit der Steine

Erstens die Zeit der Pflanzen
zweitens die Zeit der Tiere
drittens die Zeit der Menschen
nun kommt die Zeit der Steine

Wer die Steine reden hört
weiß
es werden nur Steine bleiben

Text 4 (Original)

Die Zeit der Steine

Erstens die Zeit der Pflanzen
zweitens die Zeit der Tiere
drittens die Zeit der Menschen
nun kommt die Zeit der Steine

Wer die Steine reden hört
weiß
es werden nur Steine bleiben

Wer die Menschen reden hört
weiß
es werden nur Steine bleiben

Text 3 ist nach LEUSCHNERs intuitiver Kategorisierung durch die Merkmalskombination politischer Inhalt: negativ; divergente Form: negativ gekennzeichnet, Text 4 durch: Inhalt politisch: positiv, explizit: negativ und divergente Form: positiv.

Die entsprechenden Dogmatismus-Werte zeigt Tab. 16.:

	Durchschnittsbew. pro Item vor Lektüre	Durchschnittsbew. pro Item nach Lektüre		Differenzen zwischen vor u. nach Lektüre		t-Test	
		Text 3	Text 4	Text 3	Text 4	Text 3	Text 4
Dogm.frageb.$_1$	-.458	-.271	-.408	.187+	.050+	1.922	.497
Dogm.frageb.$_2$	-.954	-.727	-1.105	.227+	.151-	2.288	1.381

Tab. 16.: Dogmatismuswirkung von politischer Lyrik, Text 3 und 4 (nach LEUSCHNER 1974, 107)

Der Text 3 bietet die unerwartete Wirkung: obwohl er nicht die von der Hypothese her geforderte Merkmalskombination aufweist, zeigt er doch einen dogmatisierenden Einfluß auf die Leser. Das spricht dafür, daß es noch andere als die angenommenen Textmerkmale gibt, die zu einer 'Schließung politischer Orientierungssysteme' führen. In Verbindung mit den übrigen Einzelanalysen bestimmt LEUSCHNER als eine mögliche weitere Merkmalsdimension einen Ethnozentrismus-Faktor (o.c., 112f.) und modifiziert entsprechend seine Wirkungshypothese (die in der modifizierten Form aber natürlich weiterer empirischer Überprüfung bedarf, ehe sie als bewährt angesehen werden kann).

Die zwei dargestellten Beispiele machen auch die *beiden wichtigsten Aspekte einer empirisch-literaturwissenschaftlichen Wirkungsanalyse* deutlich: zum einen die *Frage nach der generellen Wirkung der Lektüre literarischer Texte* (vs. Nicht-Lektüre), zum anderen die spezifischere *Frage der Abhängigkeit solcher Wirkung von bestimmten (rezipierten) Textmerkmalen.* Für die empirische Erforschung dieser Wirkungsperspektiven läßt sich wiederum die gesamte in den empirischen Sozialwissenschaften entwickelte Methodologie der Versuchsplanung nutzbar machen. In Verbindung mit dem Problem der Rezeptionsvoraussetzungen (vgl. o. V.2.) bettet die wirkungsanalytische Perspektive den literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereich in die umfassenderen sozialwissenschaftlichen kommunikationsorientierten Forschungsprozesse und -konzeptionen ein: literarische Kommunikation wird von psychologischen, sozialpsychologischen und soziologischen Rahmenbedingungen aus erklärbar und erklärt ihrerseits wieder psychische und soziale Folgen, Effekte etc. Diese auf das Ziel der Erklärung und den Gegenstand der konkreten literarischen Kommunikation ausgerichtete Forschung wird in einer empirischen Literaturwissenschaft sicher-

lich sowohl vom Umfang wie der Bedeutung her die zentrale Stelle einnehmen; denn diese Perspektiven manifestieren sehr viel umfassender die Kernannahmen des rezeptionsästhetisch-kommunikationstheoretischen Paradigmas (Kommunikationsprozesse, Rezeptionsamplitude etc., vgl. II.) als die deskriptiv-theoretische Frage der Werksinn-Konstruktion (qua Interpretation einzelner literarischer Werke). Wenngleich auch diese Frage und die mit ihr zusammenhängenden Probleme innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft rekonstruierbar und lösbar sind (wie in Kap. IV. gezeigt), so liegt ihr Schwerpunkt doch eindeutig auf den explanatorischen Fragestellungen über (literarische) Kommunikationsprozesse und -effekte. In dieser Umgewichtung ist die relevanteste Manifestation der Problemfeldänderung, Problemerweiterungen und -ersetzungen zu sehen, wie sie ein Paradigmawechsel mit sich bringt (vgl. I.). Zum gegenwärtigen Zeitpunkt bedeutet diese Feststellung allerdings vor allem, daß in diesem Bereich der explanativen Theoriekonzepte über literarische Kommunikationsformen die intensivsten und ergiebigsten Forschungsbemühungen einer (zukünftigen) empirischen Literaturwissenschaft zu erwarten und gleichzeitig zu propagieren sind. Denn letztendlich wird die Literaturwissenschaft, wenn sie den vorgeschlagenen Paradigmawechsel realisiert und damit auch die skizzierte Problemverschiebung vornimmt, als Wissenschaft an unmittelbarer, praktischer Lebensrelevanz gewinnen und damit ihren Stand im interdisziplinären Gefüge der Einzelwissenschaften (wieder und z.T. neu) festigen können.

V.4. Offene Aspekte des Kommunikationsmodells

Mit den bisher besprochenen explanativen Frageperspektiven ist natürlich das kommunikationstheoretische Modell nicht vollständig abgedeckt: es fehlt noch der *Aspekt der Autorintention und -produktion.* Auch dieser Aspekt wird durch eine empirische Literaturwissenschaft nicht prinzipiell ausgeschlossen, sondern ist in ihr rekonstruierbar und methodologisch abgedeckt: zur Erforschung der Bedingungen wie Effekte von Autorintention und -produktion sind grundsätzlich die gleichen methodischen Konzepte anwendbar wie bei der explanativen Forschungsperspektive im Hinblick auf die Leserrezeption. Daß bisher (m.W.) noch keine einschlägigen empirischen Untersuchungen vorliegen, dürfte einerseits an der Problemverschiebung von produktions- und darstellungsästhetischen Fragen auf rezeptionsästhetische im kommunikationstheoretischen Paradigma liegen; insofern werden mit der Umgewichtung der Probleme innerhalb des Paradigmawechsels autororientierte Fragestellungen als nicht mehr so bedeutsam, interessant angesehen. Andererseits gibt es natürlich auch ganz pragmatische Schwierigkeiten hinsichtlich der Vpn-Anzahl. Grundsätzlich jedoch läßt sich die empirische Forschungsmethodologie, wenn entsprechende Fragestellungen interessieren und sich Autoren als Vpn zur Verfügung stellen, auch in diesem Bereich ohne Einschränkung realisieren. Das gilt auch für die Approximationskonzepte, die oben für die historische Perspektive entwickelt

wurden, in diesem Fall also für die Schwierigkeit, daß keine historische Autorperson zur Verfügung stehen kann. Allerdings würde man sich bei der Erforschung historischer Zusammenhänge sicherlich mehr auf die Entdeckung von die Autorintention beeinflussenden Faktoren als auf den kreativen Produktionsprozeß selbst konzentrieren; dementsprechend werden fast ausschließlich contentanalytische Untersuchungen historischer Zeugnisse heranzuziehen sein und nicht approximative Simulationen durch historisch spezialisierte Personen, die im Normalfall hinsichtlich der literarischen Kreativität nicht als subjektrepräsentant angesehen werden können. Ein auch für das kommunikationstheoretische Paradigma sehr bedeutsamer Aspekt der *Antezedenzbedingungen von Autorintention und -produktion ist allerdings die Rückkoppelung von Textrezeption, -verarbeitung, besonders -bewertung zur Textproduktion.* Auch hier sind die Forschungsstrukturen grundsätzlich von der Methodologie her nicht unterschiedlich zur eingeführten sozialwissenschaftlich-empirischen Forschung; da die Rückkoppelung von Leser zu Autor in den wenigsten Fällen als direkte zweiseitige Kommunikation, sondern mehr über gesellschaftlich institutionalisierte Instanzen vermittelt abläuft, ist dies ein Bereich, in dem vor allem literatursoziologische Forschung zu berücksichtigen ist. Besonders im Hinblick auf 'Autor-Leser-homologe' bzw.'Trivial'-, Konsum-, Gebrauchsliteratur gibt es auch schon einschlägige Analysen (vgl. z.B. NUSSER 1973; SICHELSCHMIDT 1969); sie sollen hier nicht mehr explizit dargestellt werden, da sie keine prinzipiell neuen methodologischen Strukturen aufweisen. Es ist lediglich darauf hinzuweisen, daß die Konzeption einer empirischen Literaturwissenschaft es erlaubt, bestehende empirische Forschungsteilbereiche (literaturpsychologische, -soziologische etc.) unter einem gemeinsamen Paradigma einschließlich der Rekonstruktion klassisch-literaturwissenschaftlicher Fragestellungen ('Interpretation' etc.) zusammenzufassen, zu integrieren.

Die integrative Kraft eines empirisch-literaturwissenschaftlichen Paradigmas ermöglicht es auch, daß dessen Ergebnisse eine *fundierende Funktion* in nicht direkt oder ausschließlich empirischen Fragen- und Problemkomplexen übernehmen; ich will als Beispiele zwei Aspekte kurz benennen: Das erste ist der Problembereich der *literarischen Wertung.* Hier hat die Diskussion der unterschiedlichsten Werte- und Wertungskonzeptionen mittlerweile dazu geführt, daß keine extremen Standpunkte (z.B. des Wert-Absolutismus oder -Relativismus) vertreten werden, sondern ebenfalls Modelle, die verschiedene Aspekte bzw. Dimensionen integrieren. PILZ & KAISER geben z.B. drei miteinander zu kombinierende Dimensionen (1976b, 16; vgl. Abb.15) an und vertreten damit die Position: „Nur eine Theorie der literarischen Wertung, die gleichermaßen werk- und rezipientenorientiert ist und die aufgezeigte Aporie von Zeitenthobenheit und Zeitgebundenheit bewußt aufnimmt, scheint der Komplexität des Problems angemessen zu sein" (o.c., 19); s. Abb. 15 auf der folgenden Seite.

	WERTE	Wertbereiche: ästhetisch	ästhetisch und außerästhetisch	außerästhetisch	WERTUNG
Gültigkeit	absolut				werk-orientiert
	Aporie: absolut/ relativ				werk- und rezipienten-orientiert
	relativ				rezipienten-orientiert

Abb. 15.: Dimensionen eines integrativen Wertungsmodells (PILZ & KAISER 1976, 16)

Es ist unmittelbar einsichtig, daß die empirische Literaturwissenschaft, führt man die in Kap. IV. und V. beschriebene methodologische Struktur der Forschung durch, die inhaltlichen Ergebnisse für die Ausfüllung der von PILZ & KAISER freigelassenen Spalten und Zeilen ihres Schemas liefern kann; Beispiele dafür sind oben bei der metatheoretischen Kritik von Rezipienten-Bewertungen genannt worden (vgl. III.9. u. IV.2.).

Noch relevanter aber sind m.E. die *Funktionen,* die eine empirische Literaturwissenschaft *für die Literaturdidaktik* übernehmen kann; eine erste Funktion liegt in der Bereitstellung *empirischer Erkenntnisse zur Überprüfung bzw. Rechtfertigung von Lehr-/Lernzielen der literarischen Erziehung.* Die heutige Literaturdidaktik ist sich z.B. in einem Lehrziel für den Schüler in bezug auf literarische Kommunikation relativ einig: er soll zur Selbstreflexion befähigt werden (vgl. z.B. PURVES & RIPPERE 1974, 203; HILLMANN 1974, 234). Das erfordert aber eine gewisse minimale Distanz auch und gerade zu den eigenen Lektüreprozessen und Inhalten. Die Literaturdidaktik kommt hier – zumal unter ideologiekritischen Gesichtspunkten – in die Schwierigkeit, gerade vom 'Trivial'literatur-Leser etwas als Lernziel zu verlangen, nämlich Distanz, was sie ihm auf der deskriptiven Ebene der Beschreibung seiner Ausgangslage selbst abspricht. EGGERT et al. sprechen hier von einem der Lernzielsetzung inhärenten 'double-bind': 'Das Objekt soll zugleich distanziert betrachtet und mit Interesse besetzt werden' (1974, 274). Eine empirische Literaturwissen-

schaft kann über die systematische Erforschung der konkreten Rezeptionsprozesse z.B. klären, inwieweit bestimmte Rezipienten(gruppen) überhaupt zu der angestrebten Distanz fähig sind. Sollte sich herausstellen, daß sie nicht dazu fähig sind (ohne das Interesse zu verlieren), dann würde das Festhalten an einem solchen Lernziel dem Brückenprinzip zwischen normativen und deskriptiven Sätzen 'Sollen impliziert Können' widersprechen und damit das thematische Lernziel als nicht legitimierbar, als Aporie nachweisen (vgl. GROEBEN 1976b; 1978a). Außer dieser Funktion der (begrenzenden) Kritik von Lehr-/Lernzielen hat eine empirische Literaturwissenschaft u.U. aber auch noch *konstruktiv instrumentell-technologische Funktion innerhalb der Verwirklichung solcher literaturdidaktischer Lehrziele.* Wenn Literaturwissenschaft in der methodisch-systematischen Erforschung konkreter Kommunikationsprozesse besteht, dann wird auch Literaturunterricht zumindest zu einem nicht geringen Teil in der Vermittlung einer entsprechenden Methodik und beispielhafter Analysen bestehen (wie z.B. in den naturwissenschaftlichen Fächern Physik, Chemie etc.) Damit aber ist dem Schüler (vielleicht auch noch Studenten im Studium) die Möglichkeit geboten, über eine explizite methodische Vermittlung zunächst die Kommunikationsprozesse anderer Rezipienten in ihrer Vielfalt, Relevanz für die Textbedeutung etc. kennenzulernen, ohne zu jedem Zeitpunkt die unterrichtliche Analyse als Analyse (und damit Abbildung oder Zerstörung) seiner eigenen Rezeption auffassen zu müssen. Über solche stärker distanziert wissenschaftlich-methodische Zugangsweise wird der Literaturunterricht m. E. zu seinen Gunsten von dem intensiven Druck einer Verpflichtung zur kulturellen Sozialisation befreit, die er z.Z. in unserem Schulsystem fast ausschließlich übernehmen muß. Ein so befreiter Literaturunterricht ließe dem Schüler sehr viel mehr Freiheit gegenüber dem Gegenstand Literatur – zugegebenerweise sowohl mehr Freiheit zum Desinteresse (aber es muß sich ja auch nicht jeder für Physik oder Mathematik interessieren), allerdings auch mehr Freiheit zu einem distanzierten Engagement am literaturwissenschaftlichen Gegenstand, d.h. sowohl literarischen Kommunikationsprozessen als auch literarischen Werken (vgl. zur didaktischen Funktion einer empirischen Rezeptionsforschung eingehender den Band 2 dieser Reihe: FAULSTICH 1977).

Die angesprochenen Beispiele verdeutlichen hoffentlich wenigstens skizzenhaft, welches Entwicklungs- und dabei gleichzeitig auch Reformpotential in einer umfassenden, zukünftigen, voll entwickelten empirischen Literaturwissenschaft steckt.

VI. ZUSAMMENFASSUNGEN

(I) Das rezeptionsästhetische Forschungsprogramm tritt mit dem Anspruch auf, gegenüber der klassisch-werkimmanenten Interpretation einen Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft darzustellen. These dieser Arbeit ist, daß ein Paradigmawechsel erst vorliegt, wenn die neuen Frageaspekte der rezeptionsästhetischen Perspektive konsequent mit einer empirischen Methodik und Wissenschaftskonzeption verbunden werden. Die These gründet sich auf eine wissenschaftstheoretische Explizierung des Paradigmabegriffs: danach bedeutet ein Paradigmawechsel sowohl eine Veränderung des Gegenstands-/Problembereichs als auch der Methodik. Besonders in Beziehung auf diese beiden Perspektiven ist das Empirisierungsprogramm ein vollgültiges Beispiel für ein Paradigma: es impliziert eine Umgewichtung von Problembedeutsamkeiten, z.T. eine Problemersetzung in bezug auf das hermeneutische Paradigma. Dieses wehrt allerdings vor allem die empirische Methodik ab, indem es empirischen Rezeptionsdaten nur eine Aussagekraft über Leser, nicht aber über literarische Werke zugesteht. Die Konkurrenz von Rezeptionsästhetik und Empirisierungskonzeption unter dem Aspekt des Paradigmawechsels entscheidet sich daher an der Funktion der rezipientenorientierten Konkretisationserhebung: generiert sie Werk- oder Leserdaten? Die Diskussion der konkurrierenden Entwürfe muß zu zeigen versuchen, daß empirische Rezeptionsdaten durchaus Aussagekraft für das literarische Werk besitzen, daß auf ihrer Grundlage alle Fragen der klassischen Literaturwissenschaft zu beantworten sind, welche Probleme darüber hinaus damit zu lösen sind und daß die hermeneutische Methodik sehr viel weniger geeignet ist, die Kernannahmen der kommunikationstheoretischen Perspektive in der Forschung zu realisieren.

(II) Diese Kernannahmendiskussion (innerhalb der adaptierten Nicht-Aussagen-Konzeption von Theorien) muß von dem literaturästhetischen/-theoretischen Gegenstands(vor)verständnis qua Problemdefinition ausgehen. In dieser Hinsicht basiert die kommunikationstheoretische Perspektive auf einer Ästhetik der Polyfunktionalität/Polyvalenz: sie schreibt dem Leser und seiner Rezipientenaktivität eine bedeutungskonstitutive Funktion zu. Diese Ästhetik ist als eine spezielle kritisiert worden, die nur für einen kleinen Teil der modernen Literatur gilt und nicht als allgemeine Grundlage für ein literaturwissenschaftliches Paradigma fungieren kann. Hinsichtlich des historisch-soziologischen Rechtfertigungsversuchs, der diese moderne Literatur im Sinne einer Makrobewegung als historisch und gesellschaftlich letzte und umfassende Literaturform zu begründen versucht, ist die Kritik aufrechtzuerhalten. Demgegenüber ist aber eine systematisch-methodologische Rechtfertigung möglich: sie geht davon aus, daß literarische Werke immer eine Integration von zwei gegenläufigen Polen: Spielraum und Bestimmtheit darstellen. Der 'Spielraum'- oder Polyfunktionalitäts-Faktor stellt dann – durch die empirische Ästhetik bestätigt – eine notwendige Bedingung ästhetischen Erlebens dar. Dieser Faktor ist die ausschlaggebende Instanz für den rezipientenorientierten Textbegriff, weil er die größeren Anforderungen an die Breite/den Umfang des Textbegriffs stellt; insofern es sich dabei um eine methodologische Hervorhebung/Bewertung handelt, ist die Rechtfertigung eine systematisch-methodologische zu nennen.

Das hermeneutische Paradigma versucht diesem rezipientenorientierten, kommunikationstheoretischen Textbegriff durch die Konzeption des 'impliziten' Lesers gerecht zu werden. Die Analyse dieser Konzeption zeigt jedoch, daß damit eine kommunikationstheoretische Gegenstandskonzeption der Literaturwissenschaft nicht konsequent und kohärent verwirklicht werden kann. Das Konstrukt des impliziten Lesers schließt de facto durch Rekurs

auf die Autorintention das Werk gegen die systematische Berücksichtigung der bedeutungskonstitutiven Funktion des Lesers ab. Insbesondere die kommunikationstheoretisch zentrale Kernfrage, welche Spielräume der literarische Text (das Textformular) für eine 'Amplitude' der Rezeptionen-Vielfalt ermöglicht, ist durch die hermeneutische Subjekt-Objekt-Konfundierung nicht zureichend beantwortbar: denn durch die Personalunion von Rezipient und Interpret innerhalb der hermeneutischen Methodik kann der Interpret immer nur auf die eigene ('normalisierende') Rezeption rekurrieren. Deren Monosemierungs-Dynamik aber macht eine adäquate Beantwortung der Amplituden-Frage (psychisch-kognitiv) unmöglich. Daher bedeutet das Beharren auf der hermeneutischen Methodik ein Zurückfallen hinter den rezeptionsästhetischen Ausgangspunkt, da die durch die hermeneutische Methodik realisierbaren Gegenstandskonzeptionen (Kernannahmen) keine kommunikationstheoretischen sind. Das macht auch die empirische Analyse bisheriger literaturwissenschaftlicher Argumentationsstrukturen deutlich, die nachweist, daß hermeneutische Argumentation sehr stark auf ästhetische Wertungen und vermutete Autorintentionen zurückgreift (und damit in der Gefahr eines 'Autor'-Psychologismus steht). Die Assimilation der kommunikationstheoretisch-literaturästhetischen Gegenstandskonzeption durch die hermeneutische Methodik führt also zu theoretischen und methodologischen Inkohärenzen und ist deswegen als gescheitert anzusehen.

Demgegenüber geht das empirische Paradigma von einer intersubjektiven, methodisch-systematischen Beobachtung der subjektiv-individuellen Konkretisationen des literarischen Textes aus. Damit ist kein Psychologismus verbunden, da der Leser hier (u.a.) nur als Medium fungiert, über den Konkretisationen als sinnhafte Beobachtungsdaten für den Aufbau literaturwissenschaftlicher, auch werkorientierter Theorien/Hypothesen erreichbar sind. Durch diese szientistische Rezipient-Interpret-Trennung und die systematische Erhebung der Rezeption ist die Amplitude der Werkbedeutungen erst voll ausschöpfbar. Das Empirisierungsprogramm leistet eine Objektivierung der Literaturwissenschaft ohne Reduktion ihres Fragen- und Gegenstandshorizonts; es vermag die rezeptionsästhetischen Kernannahmen hinsichtlich des literarischen Gegenstandes vollgültig zu realisieren.

(III) Die Methodik zur Konkretisationserhebung setzt die material-objektiven Verfahren zur Beschreibung des Textformulars bereits (als Außenkriterium für die sinnhafte Bedeutungskonstituierung) voraus. Material-objektiv ist ein Verfahren dann, wenn die zugrundeliegenden Kategorisierungs- und Klassifikationsoperationen auf die materiale Zeichendimension des Textes ausgerichtet sind und aufgrund assoziativer (oder anderer) Universalien zu intersubjektiv übereinstimmenden Ergebnissen führen. Dies gilt nach bisherigen Untersuchungen (z.B. hinsichtlich linguistisch-struktureller Verfahren) nicht für die Analyse der semantischen Ebene. Wegen dieser Grenzen der material-objektiven Verfahren spielt die Rezeptionserhebung bei der Empirisierung der Literaturwissenschaft eine zentrale, unverzichtbare Rolle.

Die bei längeren Texten notwendige Festlegung der relevanten Textstellen, von denen die Konkretisationserhebung ausgehen soll, ist auf zweierlei Weise möglich: der Wissenschaftler kann seine eigene Rezeption als Heuristik verwenden, er kann die Relevanz aber auch empirisch anhand von Versuchspersonen-Reaktionen (Unterstreichen und dergl.) feststellen (in Verbindung mit einer theoriegeleiteten Schwellenwertfestlegung).

Bei der Konkretisationserhebung ist die *Paraphrase* die spontanste, ungelenkteste Form der Mitteilung, die allerdings gerade deshalb sehr störanfällig ist – durch die Verbalisierungskompetenz bzw. -inkompetenz der Vp, durch Verbalisierungshemmungen und/oder Verzerrungen aus der Situation heraus etc.; sie ist daher nur bei bestimmten Rezipienten, Situationen, Textsorten einsetzbar.

Die *Contentanalyse* setzt von der Methodenkonzeption her die Universalität und Konvergenz der Assoziationsräume voraus, und zwar in Abhängigkeit von der Eindeutigkeit des

Textmaterials; sie kann daher (unter Berücksichtigung des 'Spielraum'-Faktors) grundsätzlich nicht als material-objektives Verfahren zur Semantik-Deskription literarischer Texte zugelassen werden. Das ist nur im Ausnahmefall möglich, wenn der Text minimale Ausprägungen des Polyfunktionalitäts-Faktors aufweist: z.B. also bei 'Trivial'literatur qua Autor-Leser-homologer Literatur, wenn diese Homologie zuvor empirisch nachgewiesen wurde. Folgerichtig ist sie auch bei allen anderen kommunikationsorientierten, intendiert eindeutigen Textsorten anwendbar; das bezieht sich innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft dann auf: das intersubjektive 'Verstehen' von Rezipienten-Paraphrasen, die durch die 'Normalisierungs'tendenz der Konkretisation vereindeutigt werden; weitere Textverarbeitungsprodukte wie z.B. professionelle Literaturkritiken, Rezensionen etc.; außerdem auf hermeneutisch-heuristische Werkinterpretationen qua singuläre Deutungshypothesen, die mit Hilfe der Contentanalyse auf die zentralen, zum empirischen Vergleich mit Konkretisationsdaten heranzuziehenden Konzepte zusammenzufassen sind (vgl. IV. u. V.).

Die *freie Assoziation* und das *semantische Differential* (SD) kommen besonders der assoziativ-konnotativen Aura literarischer Werke entgegen. Die freie Assoziation erfordert wenig unmittelbaren instrumentellen Aufwand des Forschers, dafür sind die Aufarbeitungsmodelle noch relativ beliebig und unentwickelt. Das semantische Differential als 'Kombination von kontrollierter Assoziation und Skalierung' legt die Vp stärker fest und ermöglicht damit dem Forscher eine einheitlichere Aufarbeitung. Allerdings sind dabei die abstrahierend-generalisierenden Tendenzen der einschlägigen Auswertungsverfahren (Faktorenanalyse z.B.) zu bedenken – und gegebenenfalls je nach Fragestellung mehr auf Differenzierung ausgerichtete Auswertungsmodelle einzusetzen. In Verbindung mit solchen Auswertungsverfahren ist das semantische Differential auch methodisch fruchtbar zum Vergleich von verschiedenen Rezeptionen/Konkretisationen einzusetzen. Noch wichtiger ist aber der Vergleich von Interpretationskonzepten mit Rezeptionen zur Feststellung der rezeptionsorientierten Gültigkeit verschiedener Interpretationskonzepte, für die das SD wegen der Akzentuierung der konnotativen Bedeutungsräume (in denen sich rationale Interpretationssprache und nicht-rationale Literatursprache überlappen) besonders geeignet ist (IV.).

Das (Einsetz)Verfahren der *'cloze procedure'* deckt vor allem den Prozeßaspekt des Verstehensvorgangs ab und basiert daher auf dem Konzept der Bedeutung als Ereignis. Durch die Kombination verschiedener Versionen dieses Einsetzverfahrens ist es möglich, nicht nur die 'Vorerwartung' des Rezipienten aus dem bisherigen Kontext, sondern auch die 'Überraschung', die durch die Rezeption von Textstellen eintritt, zu erfassen. Dazu ist im weiteren Verlauf der Entwicklung des Verfahrens sicherlich eine Kombinierung auch mit anderen Ansätzen, wie dem des 'Rearrangierens' nützlich; außerdem ist die Einheitengröße der Einsetz-Stellen mit Gewinn zu variieren.

Unter dem Aspekt der semantisch-hierarchischen Klassifikation empfiehlt sich unter Ökonomie-Gesichtspunkten besonders das Verfahren des *'free card sorting'* in Verbindung mit der hierarchischen Clusteranalyse als Auswertungsverfahren. Das free card sorting ist als ein dem strukturalistischen Analysemodell strukturparalleles empirisches Verfahren einsetzbar, was es beim gegenwärtigen Forschungsstand besonders zur relationalen Analyse in bezug auf die materiale Textstruktur bei der Frage nach der adäquaten Rezeption prädestiniert (vgl. IV). Die Ökonomie des Verfahrens erlaubt auch die Untersuchung längerer literarischer Texte; will man die spezifische Textsemantik in Abhebung (oder gar Opposition) zur umgangssprachlichen Semantik herausarbeiten, so empfiehlt sich ein einfaches Versuchs-/Kontrollgruppen-Design.

Die vorgeschlagenen Verfahren sind zu Beginn des Forschungsprogramms notwendigerweise Adaptationen von Methoden anderer Forschungsdisziplinen und von daher für den literarischen Gegenstandsbereich zunächst nicht optimal; die Notwendigkeit der Weiter-

entwicklung wird aber durch entsprechende Entwicklungsmöglichkeiten (innerhalb des empirischen Paradigmas) durchaus abgedeckt. Das gilt auch für die fließende Grenze zwischen Rezeption und Interpretation: bei bestimmten Rezipienten und hochkomplexen Rezeptionsprozessen sind durchaus theorie- bzw. interpretationsanaloge Teilprozesse anzusetzen, die als 'subjektive' oder 'implizite' Interpretation benannt werden. Solche Reflexionsprozesse, die Bewertungen, Regularitätsannahmen etc. umfassen, werden innerhalb der deskriptiven Beobachtung rekonstruiert: der Rekonstruktionsaspekt erfordert ein dialog-konsenstheoretisches Wahrheitskriterium. Dieses Kriterium ist allerdings auf die deskriptive Erhebung und Rekonstruktion von subjektiv interpretatorischen Rezeptionsdimensionen zu beschränken. Für die Erklärung und Kritik auch solcher rekonstruierter Rezeptionen ist an einem empirischen Beobachtungs-/Falsifikationskriterium festzuhalten.

(IV) Mit der Erhebung von Konkretisationen literarischer Werke ist allerdings nur die Datenbasis innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft gelegt; Rezeptionsforschung bedeutet nicht die Suspendierung der theoretischen Anstrengung der Interpretation. Vielmehr wird gerade auf der Grundlage einer Trennung von Rezeption und Interpretation diese verstanden als theoretische Konstruktion eines Werksinns anhand von (rezipierten) Textbedeutungen und der material-objektiven Textstruktur; dabei entscheiden die empirisch erhobenen Textbedeutungen im Sinne eines Falsifikationskriteriums über die Validität der Werksinn-Konstruktion. Auf diese Weise lassen sich alle Frageperspektiven der klassischen Literaturwissenschaft innerhalb des empirischen Paradigmas rekonstruieren.

Die für den Hermeneutiker erste und z.T. ausschlaggebende Frage ist die nach der 'adäquaten' Rezeption; auch diese Frage ist für die empirische Literaturwissenschaft beantwortbar, wenn auch nicht in der gleichen Form wie für den Hermeneutiker. Denn dieser akzentuiert (im Gegensatz zum rezeptionsästhetischen Ausgangspunkt) vor allem die Lenkung, die Determination der Rezeption durch das Textformular, versucht die eine richtige Rezeption auszuzeichnen. Demgegenüber gewichtet die empirische Literaturwissenschaft die Frage nach der kreativen Rezeptionsvielfalt ('Amplitude') höher. Entsprechend erarbeitet sie in einer Relationsanalyse von Textmaterialität und Konkretisationsstrukturen ein (textmateriales) Grenzkriterium, bis zu dem die Rezeptionsamplitude akzeptierbar, weil mit der materialen Textstruktur vereinbar ist. Dahinter steht ein generelles Modell der Pragmatisierung der Literaturwissenschaft: die übergeordnete Analyse der syntaktischen Struktur erhält ihre Frageperspektiven von der vorgeordneten semantischen Konkretisations-Erhebung. Eine solche Bewertung der Rezeptionen ist im Sinne einer metatheoretischen Kritik auch hinsichtlich der implizit interpretatorischen Dimensionen, z.B. der Wertungsimplikationen, der Rezeption möglich.

Die mit der Frage nach der (positiv auszuzeichnenden) adäquaten Rezeption identische Ausrichtung auf eine 'ideale', umfassende 'Gesamtinterpretation' erweist sich auf diesem Hintergrund als genuines Ziel der hermeneutischen Wissenschaftskonzeption; das gilt auch für die Konstruktion des impliziten Lesers. Die konkrete Rekonstruktion dieser Frageperspektive in bezug auf spezifische reale Leserklassifikationen macht deutlich, daß eine solche verallgemeinernde Zielrichtung zu einem Generalisierungs- und Abstraktionsgrad führt, der die Aussagekraft (der Interpretation) erheblich einschränkt. Die empirische Literaturwissenschaft fragt daher, entsprechend dem rezeptionsästhetischen Ausgangspunkt, mehr nach der Differenzierung qua Rezeptionsamplituden und darauf aufbauend verschiedener, nicht aufeinander reduzierbarer Interpretationskonzepte. Über die schon jetzt vorhandenen Möglichkeiten hinaus sind dabei zur Weiterentwicklung besonders bereits vorhandene statistische Auswertungsmodelle auf ihre Brauchbarkeit hin zu prüfen. Der Differenzierungsaspekt kann allerdings bei der deskriptiven Frage einer Interpretation einzelner literarischer Werke nicht die Frage nach dem 'Anteil' des Textes vs. des Lesers innerhalb der Textrezeption umfassen; dies wäre ein Rückfall in die

'Substanz'-Vorstellung 'des' literarischen Werks und hieße wissenschaftstheoretisch, die theoretische Konstruktion (des Werksinns) von ihren fundierenden Beobachtungsdaten zu trennen. Die 'Anteils'-Frage ist daher sinnvoll und zulässig nur innerhalb einer explikativen Forschungsplanung zu stellen, die über die Variation von unabhängigen Variablen die Stärke ihres Einflusses auf die abhängige Variable(n) festzustellen erlaubt (s. V.).

Die von der empirischen Konzeption her zentrale Fragestellung ist die Selektion der adäquaten Interpretation: in bezug auf die potentiell falsifizierenden Textkonkretisationen. Dafür ist der Vergleich von Interpretationskonzepten und Textkonkretisationen mithilfe des semantischen Differentials durchaus ergiebig und weiterführend – allerdings darf man keine Auswertungsmodelle heranziehen, die die Generalisierungsdynamik des semantischen Differentials noch unterstützen; von dieser Dynamik her erklärt sich, daß die Beantwortung der Selektionsfrage auf der Grundlage einer zusammenfassenden Korrelations- oder Distanzauswertung nicht gelingt. Unterschiedsprüfende Auswertungsverfahren aber sind erfolgreich.

Diese Perspektive der deduktiv-selegierenden Werksinn-Konstruktion führt letztendlich zu der Frage, welcher Interpretationsentwurf für welche konkrete Rezipientengruppe gültig ist. Diese Frage der differentiellen Validität der Interpretationsentwürfe (für spezifische Rezipientengruppen) ist der Endpunkt und das Kernstück der (deskriptiven) Interpretation einzelner literarischer Werke innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft. Das damit eingeführte Konzept der Subjektrepräsentanz von Vpn macht deutlich, daß die empirische Literaturwissenschaft keineswegs die Erforschung spezifischer Rezipientengruppen ausschließt; das gilt auch für speziell qualifizierte Rezipientengruppen (wie z.B. Literaturwissenschaftler). Ausschlaggebend ist allein die theoretische Herleitung und damit Begründung der zur Untersuchung ausgewählten Subjektklassen.

Die Geschlossenheit und Konsequenz des Empirisierungsprogramms zeigt sich wissenschaftstheoretisch auch durch die in sich kohärente Beantwortbarkeit des Metasprachenproblems. Die empirische Literaturwissenschaft wird (im Gegensatz zur hermeneutischen) der Anforderung nach metasprachlicher Sprachverwendung durchwegs gerecht: die material-objektiven Beschreibungsverfahren (z.B. der Linguistik) sind explizit als metasprachliche entwickelt; bei den sinnorientierten Verfahren zur Konkretisationserhebung geben die stark instrumentalisierten Verfahren als Antwortrahmen nur metasprachliche Reaktionsmöglichkeiten vor; die Paraphrase, die selbst nicht als metasprachlich anzusehen ist, wird entweder durch die Contentanalyse der Wissenschaftler oder durch die dialog-konsenstheoretische Rekonstruktion (der impliziten Interpretationsdimensionen) auf Metasprachen-Stufe gehoben.

(V) Die Rekonstruktion vergangener Textrezeptionen und die Erklärung der Rezeptionsgeschichte literarischer Werke machen einer empirischen Literaturwissenschaft natürlich am meisten methodische Schwierigkeiten. Da der theoretisch geforderte Rezipient der historisch vergangenen Epoche nicht mehr verfügbar ist, bleibt nur die Möglichkeit der (approximierenden) Simulation. Als in diesem Sinn informierte Leser bieten sich z.B. Wissenschaftler als spezifische Rezipientengruppe an; für diesen speziellen Sonderfall ist auch die Beschränkung auf einen einzigen Rezipienten und die Personalunion von Rezipient und Interpret zulässig. Nicht zulässig bleibt die Konfundierung von Rezeption und Interpretation: dies Problem wird gelöst durch die 'explizite Lesart', d.h. die explizite Angabe der Datenbasis durch Vertextung der eigenen Konkretisation. Die Kritik und Erklärung solcher (approximierter) historischer Textrezeptionen innerhalb von spatiotemporalen bzw. Sukzessions-Gesetzen bedarf der stützenden Validierung durch andere historische Daten; hier geht die Analyse auch innerhalb einer empirischen Literaturwissenschaft in die allgemeine Wissenschaftsstruktur der Historie über.

Vollgültige explanatorische Fragestellungen thematisieren die Abhängigkeit bestimmter Geschehnisse von sog. Antezedenzbedingungen. Bei der Erklärung der Textrezeption durch Voraussetzungen innerhalb des Rezipienten nimmt das von rezeptionsästhetischer Perspektive aus entwickelte Konstrukt des 'Erwartungshorizonts' eine zentrale Stellung ein. Die theoretische und empirische Analyse weist dieses Konzept als eine orientierende Feststellung aus, die nur einen Forschungsrahmen angibt. Eine differenziertere Ausarbeitung und Validierung des Konstrukts tut not und steht weitgehend noch aus; im Anschluß an diesen Forschungsschritt ist dann der Erwartungshorizont zur Erklärung unterschiedlicher Textrezeptionen einsetzbar (wie es bisher nur in hermeneutisch-heuristischen Analysen vorliegt).

Die derzeit gewichtigste explanative Frageperspektive ist die der Textwirkung. Die Wirkungsfrage versucht von der Textrezeption aus als abhängige Geschehnisse kognitive und emotionale Reaktionen als auch wissenssoziologische Effekte zu erklären. Der Wirkungsaspekt ist insbesondere von der ideologiekritischen Analyse sog. Trivialliteratur (qua Autor-Leser-homologer Texte) akzentuiert worden; eine methodologische Diskussion zeigt aber, daß dabei die Contentanalyse unzulässig in Richtung auf Aussagen über Textwirkung und -funktion überinterpretiert wird. Gegenüber dieser erneuten hermeneutischen Assimilation ist – gerade bei Wirkungsfragen – auf einer expliziten empirischen Forschungsstruktur zu bestehen. Die bereits vorliegenden beispielhaften empirischen Untersuchungen lassen zwei wichtige Aspekte der empirisch-literaturwissenschaftlichen Wirkungsanalyse erkennen: zum einen die Frage nach der generellen Wirkung der Lektüre literarischer Texte (vs. Nicht-Lektüre), zum anderen die spezifischere Frage der Abhängigkeit solcher Wirkung von bestimmten (rezipierten) Textmerkmalen.

Über diese Fragestellungen hinaus gibt es noch Aspekte des Kommunikationsmodells, die in der bisherigen Forschung weitgehend offen geblieben sind: dazu gehört u.a. die Erforschung der Autorintention und -produktion; hier gibt es sicherlich pragmatische Forschungsschwierigkeiten, aber auch das theoretische Interesse dafür ist im Bereich rezeptionsästhetischer Kernannahmen naturgemäß eingeschränkt. Kommunikationstheoretisch wichtig, aber wegen des Anfangszustandes des empirischen Forschungsprogramms gleichwohl wenig untersucht, ist die Rückkoppelung von Textrezeption/-verarbeitung zur Textproduktion. Die empirische Literaturwissenschaft kann im übrigen auch für nicht direkt oder ausschließlich empirische Problembereiche fundierende Funktion übernehmen: z.B. für den Bereich der literarischen Wertung als auch innerhalb der Literaturdidaktik.

VII. SUMMARY

The present study starts out from the thesis that classical, immanent interpretation of literary works can only be overcome by a paradigma change in favour of an empirical science of literature. In support of this thesis the methodological position of an aesthetic conception based on polyfunctionality is brought out; hence follows a notion of text in terms of communication theory that requires taking into account the reader's function to constitute (text-)meaning. This function cannot be accounted for by the construct of the 'implicit reader' (referred to in hermeneutics and reception aesthetics) but only by an empirical collection of 'concretizations' of literary works. Only in this way can the amplitude of received meanings of literary works be covered comprehensively.

Therefore the research program of an empirical science of literature has to include first of all observational instruments for the collection of literary concretizations; accordingly, the following potential instruments are presented and discussed: collection of paraphrases, content analysis, free association, semantic differential, cloze procedure (standardized insertion procedure), free card sorting (in combination with hierarchical cluster analysis a procedure for the hierarchical classification of meanings).

On the basis of concretization data collected with these instruments the whole complex of questions dealt with in classical science of literature also has to be treated; in reconstructing and specifying these problems however a change in emphasis or a problem shift is effected, as it is unavoidable in the course of a paradigma change. In this way the following problems are reconstructed in the framework of an empirical science of literature: the question of adequate reception; the problem of an 'ideal' and comprehensive overall interpretation; the selection of the adequate interpretation – with reference to reception data – from a variety of competitive interpretation concepts; the differential validity of interpretation concepts (with regard to special groups of recipients or special reception attitudes); the reconstruction of previous text reception (as a question of literary history); the explanation of text reception from superordinated independent conditions that are individual or superindividual (e.g. explanation of the 'horizon of expectation'); the (cognitive and emotional) effect of literary texts (and their reception); open problems and consequences of a feedback model in terms of communication theory (effect of text reception on text production; consequences concerning didactics of literature etc.).

VIII. LITERATUR

(Die im Text besprochenen empirischen Untersuchungen bzw. Sammelwerke, die solche Untersuchungen enthalten, sind mit einem Stern gekennzeichnet.)

ADORNO, T.W. (ed) 1969: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Berlin

*ARBEITSGRUPPE BÖLL 1975: Böll in Reutlingen. Eine demoskopische Untersuchung zur Verbreitung eines erfolgreichen Autors, in: GRIMM 1975a, 240-271

APEL, K.O. 1964/65: Die Entfaltung der 'sprachanalytischen Philosophie' und das Problem der 'Geisteswissenschaften'. Philosophisches Jahrbuch 72, 240ff

*BANDURA, A. 1962: Social learning through imitation, in: M.R. JONES (ed), Nebraska symposium on motivation. Lincoln, 211-269

*ders. 1968: Social-learning theory of identificatory processes, in: D.A. GOSLIN (ed), Handbook of socialization theory and research. Chicago

*ders. 1969: Principles of behavior modification. New York

*ders. & WALTERS, R.H. 1963: Social learning and personality development. New York

*BAUER, W. et al. 1972: Text und Rezeption. Wirkungsanalyse zeitgenössischer Lyrik am Beispiel des Gedichtes 'Fadensonnen' von Paul Celan. Frankfurt

BEAUJEAN, M. 1970: Leser und Lektüre in der BRD. Anmerkungen zu einem wichtigen Thema. Bücherei und Bildung 22, 139-145

BERELSON, B. 1954: Content Analysis, in: G. LINDZEY (ed), Handbook of social psychology, Vol. I. Reading (Mass.), chap. 13.

BERGLER, R. (ed) 1975a: Das Eindrucksdifferential. Theorie und Technik. Bern

ders. 1975b: Einführung, in: ders. 1975a, 11-31

*BERLYNE, D.E. (ed) 1974: Studies in the new experimental aesthetics. New York

*ders. 1974a: The new experimental aesthetics, in: ders. 1974, 1-25

BERWALD, H. 1976: Rezeptions- und wirkungsästhetische Untersuchung im Bereich der bildenden Kunst. Unveröff. Dipl.-Arbeit, Münster

BESSLER, H.J. 1970: Aussagenanalyse. Düsseldorf

BRUNER, J.S. & TAGIURI, R. 1954: The perception of people, in: G. LINDZEY (ed), Handbook of social psychology, Vol. II. Cambridge, 634-654

BÜRGER, Chr. 1973: Textanalyse als Ideologiekritik. Frankfurt

DAHRENDORF, M. 1973: Literarische Wirkung und Literaturdidaktik, in: A.C. BAUMGÄRTNER (ed), Lesen. Ein Handbuch, Hamburg, 313-352

DE GROOT, A.D. 1969: Methodology. Foundations of inference and research in the behavioral sciences. The Hague

*DEHN, W. (ed) 1974a: Ästhetische Erfahrung und literarisches Lernen. Frankfurt

ders. 1974b: Einleitung, in: ders. 1974a, 9-36

DIEDERICH, W. (ed) 1974: Theorien der Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt

DIEHL, B. & SCHÄFER, B. 1975: Techniken der Datenanalyse beim Eindrucksdifferential, in: BERGLER 1975a, 157-211

DIETERICH, R. 1973: Psychodiagnostik. München

DOMIN, H. (ed) 1969: Doppelinterpretationen. Das deutsche Gedicht zwischen Autor und Leser. Frankfurt

DURZAK, M. 1973: Rezeptionsästhetik als Literaturkritik, in: O. SCHWENCKE (ed), Kritik der Literaturkritik, Stuttgart, 56-70

ECHTERMEYER, Th. & WIESE, B.v. (eds) 1966: Deutsche Gedichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Düsseldorf

ECO, U. 1962/1973: Opera aperta. Mailand 1962; dt. Übersetzung: Das offene Kunstwerk. Frankfurt 1973

EDWARDS, A.L. 1971: Versuchsplanung in der psychologischen Forschung. Weinheim

*EGGERT, H. et al. 1974: Literaturrezeption von Schülern als Problem der Literaturdidaktik, in: DEHN 1974a, 267-298

*dies. 1975: Schüler im Literaturunterricht. Ein Erfahrungsbericht. Köln

*dies. 1975a: Die im Text versteckten Schüler. Probleme einer Rezeptionsforschung in praktischer Absicht, in: GRIMM 1975a, 272-294

EIBL, K. 1976: Kritisch-rationale Literaturwissenschaft. München

EIMERMACHER, K. 1973: Zum Problem einer literaturwissenschaftlichen Metasprache, Sprache im Technischen Zeitalter 47, 255-277

EMRICH, W. 1963: Protest und Verheißung. Studien zur klassischen und modernen Dichtung. Frankfurt

*EPSTEIN, W. 1962: A further study of the influence of syntactical structure on learning, American Journal of Psychology 75, 121-126

ERTEL, S. 1965: Weitere Untersuchungen zur Standardisierung eines Eindrucksdifferentials, Zeitschrift für experimentelle u. angewandte Psychologie 12, 177-208

ders. 1969: Psychophonetik. Untersuchung über Lautsymbolik und Motivation, Göttingen.

FAAS, E. 1975: Offene Formen in der modernen Kunst und Literatur. Zur Entstehung einer neuen Ästhetik. München

*FAULSTICH, W. 1976: Die Relevanz der cloze-procedure als Methode wissenschaftlicher Textuntersuchung. Ein Beitrag zur Literaturwissenschaft als Sozialwissenschaft, LILI 21, 81-95

FIEGUTH, R. 1971: Rezeption contra falsches und richtiges Lesen? Oder: Mißverständnisse mit Ingarden, Sprache im Technischen Zeitalter 38, 142-159

FISH, S. 1975: Literatur im Leser: Affektive Stilistik, in: WARNING 1975a, 196-227

FLACH, B. & FLACH, W. 1967: Zur Grundlegung der Wissenschaft von der Literatur, Bonn

*FREY, E. 1970: Franz Kafkas Erzählstil. Eine Demonstration neuer stilanalytischer Methoden an Kafkas Erzählung 'Ein Hungerkünstler'. Bern

*ders. 1974a: Was ist guter Stil? Ausländische und einheimische Leserreaktionen auf literarische Textproben, in: HOHENDAHL 1974a, 135-161

*ders. 1974b: Rezeption literarischer Stilmittel. Beobachtungen am 'Durchschnittsleser', LILI 15, 80-94

FRIEDRICH, H. 1956: Die Struktur der modernen Lyrik. Hamburg

FUCHS, A. 1975a: Grundzüge einer Verhaltenstheorie der Bedeutung, in: BERGLER 1975a, 33-68

ders. 1975b: Das Eindrucksdifferential als Instrument zur Erfassung emotionaler Bedeutungsprozesse, in: BERGLER 1975a, 69-100

FÜGEN, H.N. 1970: Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden: Ein Beitrag zur literatursoziologischen Theorie. Bonn

GALLAS, H. 1973: Strukturalismus in der Literaturwissenschaft, in: H.L. ARNOLD & V. SINEMUS (eds), Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, Bd. 1. Literaturwissenschaft, München, 374-388

GEIGER, K.F. 1975: Jugendliche lesen 'Landser'-Hefte. Hinweise auf Lektürefunktionen und -wirkungen, in: GRIMM 1975a, 324-341

GIESZ, L. 1971: Phänomenologie des Kitsches. München

GIRSCHNER-WOLDT, I. 1974: Aussagestruktur und Rezeptionsweise, in: DEHN 1974a, 171-186

GÖTTNER, H. 1973: Logik der Interpretation. München

GRAUMANN, C.F. 1959: Aktualgenese: Die deskriptiven Grundlagen und theoretischen Wandlungen des aktualgenetischen Forschungsansatzes, Zeitschrift experimentelle u. angewandte Psychologie 9, 397-416

ders. 1960: Eigenschaften als Problem der Persönlichkeitsforschung, in: Ph. LERSCH & H. THOMAE (eds), Handbuch der Psychologie, Bd. 4. Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie, Göttingen, 87-154

*ders. 1969: Motivation. Bern/Stuttgart

*GREWENDORF, G. 1975: Argumentation und Interpretation. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen am Beispiel germanistischer Lyrikinterpretationen. Kronberg

*GRIMM, G. (ed) 1975a: Literatur und Leser. Theorien und Modelle zur Rezeption literarischer Werke. Stuttgart

ders. 1975b: Einführung in die Rezeptionsforschung, in: ders. 1975a, 11-84

GRIMMINGER, R. et al. 1972: Einführungen in eine subjektbezogene Literaturwissenschaft, in: H. MÜLLER-SOLGER (ed), Modelle der Praxis, Tübingen, 113-151

ders. 1973: Das intellektuelle Subjekt der Literaturwissenschaft – Entwurf einer dialektischen Hermeneutik, in: KOLBE 1973, 15-47

*GROEBEN, N. 1970: Die Kommunikativität moderner deutscher Lyrik, Sprache im Technischen Zeitalter 34, 192-214

*ders. 1972a: Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie. Stuttgart

*ders. 1972b: Die Verständlichkeit von Unterrichtstexten. Dimensionen und Kriterien rezeptiver Lernstadien. Münster

ders. 1974: Wissenspsychologische Dimensionen der Rezeptionsforschung, LILI 15, 61-79

ders. 1975: Vom behavioralen zum epistemologischen Subjektmodell: Paradigmawechsel in der Psychologie? Ber. Psych. Inst. Univ. Heidelberg Nr. 1.

ders. 1976a: Empirische Literaturwissenschaft als Metatheorie, LILI 21, 125-145

ders. 1976b: Mythos contra Erklärung: Dimensionen eines psychologischen Konflikts. Semantische und pragmatische Aspekte der Analyse von Comics, in: J. WERMKE (ed), Comics und Religion, München, 137-167

*ders. 1976c: Verstehen, Behalten, Interesse. Übereinstimmende Antworten und kontroverse Fragen zur Beziehung von Textstruktur, Textverständnis und Lerneffekt, Unterrichtswissenschaft 2, 128-142

ders. 1978a: Normkritik und -begründung als Aufgabe der Pädagogischen Psychologie, in: J. BRANDSTÄDTER et al. (eds), Probleme und Perspektiven der Pädagogischen Psychologie, Stuttgart, 51-77

*ders. 1978b: Zur Relevanz empirischer Konkretisationserhebung für die Literaturwissenschaft, in: S.J. SCHMIDT (ed), Empirie in Literatur- und Kunstwissenschaft, München, 43-81

*ders. & SCHEELE, B. 1975: Zur Psychologie des Nicht-Lesens. Richtungen und Grenzen der Lesemotivation, in: H.G. GÖPFERT et al. (eds), Lesen und Leben, Frankfurt, 82-114

dies. 1977: Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt

ders. & WESTMEYER, H. 1975: Kriterien psychologischer Forschung. München

GRÜBEL, R. 1975: Einleitung, in: J.M. LOTMANN 1975, Die Analyse des poetischen Textes. Kronberg, I-XIV

GÜNTHER, H. 1973: Struktur als Prozeß. Studien zur Ästhetik und Literaturtheorie des tschechischen Strukturalismus. München

GUMBRECHT, H.U. 1971: Rezension von S.J. Schmidt: Ästhetizität, Poetica 4, 554-559

ders. 1973: Soziologie und Rezeptionsästhetik – Über Gegenstand und Chancen interdisziplinärer Zusammenarbeit, in: KOLBE 1973, 48-74

HABERMAS, J. 1968: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt

HANSON, N.R. 1961: Patterns of discovery. Cambridge

HEMPEL, C.G. 1971: The meaning of theoretical terms: a critique of the standard empiricist construal, in: P. SUPPES et al. (eds), Logic, methodology and philosophy of science IV. Proceedings of the 1971 International Congress, Bukarest

HERRMANN, T. 1969: Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung. Göttingen

ders. 1974: Psychologische Theorien – nicht als Aussagengefüge betrachtet. Ber. Psych. Inst. Uni. Marburg Nr. 42.

ders. 1976: Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme. Göttingen

ders. & STÄCKER, K.H. 1969: Sprachpsychologische Beiträge zur Sozialpsychologie, in: C.F. GRAUMANN (ed), Handbuch der Psychologie, Bd. 7. Sozialpsychologie, 1. Halband: Theorien und Modelle, Göttingen,398-474

*HEUERMANN, H. et al. (eds) 1975a: Literarische Rezeption. Paderborn

dies. 1975b: Einleitung, in: dies. 1975a, 9-22

dies. 1975c: Modell einer rezeptionsanalytischen Literaturdidaktik, in: dies. 1975a, 89-112

*HILLMANN, H. 1974: Rezeption – empirisch, in: DEHN 1974a, 219-237

HIRSCH, E.D. jr. 1967: Validity in interpretation. New Haven (dt. Übersetzung: München 1973)

HÖLLERER, W. (ed) 1965: Theorie der modernen Lyrik. Dokumente zur Poetik I, Reinbek

HÖRMANN, H. 1967: Psychologie der Sprache. Berlin

HOFSTÄTTER, P.R. 1957: Gruppendynamik. Kritik der Massenpsychologie. Hamburg

*HOHENDAHL, P.U. (ed) 1974a: Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik. Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptionsforschung. Frankfurt

ders. 1974b: Einleitung, in: ders. 1974a, 9-48

HOLSTI, O.R. 1968: Content analysis, in: G. LINDZEY & F. ARONSON (eds), The handbook of social psychology, Vol. II.Cambridge

HOLZKAMP, K. 1964: Theorie und Experiment in der Psychologie. Berlin

ders. 1968: Wissenschaft als Handlung. Berlin

HOMANS, G.C. 1969: Was ist Sozialwissenschaft? Köln/Opladen

HUBER, H.P. 1973: Psychometrische Einzelfalldiagnostik. Weinheim

IHWE, J. 1972: Linguistik in der Literaturwissenschaft. Zur Entwicklung einer modernen Theorie der Literaturwissenschaft. München

ders. 1973: On the foundations of 'generative metrics', Arbeitspapier Uni. Amsterdam (zitiert nach SCHMIDT 1975)

INGEN, F. v. 1974: Die Revolte des Lesers oder Rezeption versus Interpretation. Zu Fragen der Interpretation und der Rezeptionsästhetik, Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 3, 83-147

ISER, W. 1972: Der implizite Leser, München

ders. 1975: Im Lichte der Kritik, In: WARNING 1975a, 325-342

ders. 1976: Der Akt des Lesens, München

JAKOBSON, R. & LEVI-STRAUSS, C. 1972: 'Les Chats' von Charles Baudelaire, in: H. BLUMENSATH (ed), Strukturalismus in der Literaturwissenschaft, Köln, 184-201

JAUSS, H.R. 1965: Literarische Tradition und gegenwärtiges Bewußtsein, in: H. STEFFEN (ed), Aspekte der Modernität, Göttingen, 150-185

ders. 1966: Zur Frage der 'Struktureinheit' älterer und moderner Lyrik, in: R. GRIMM (ed), Zur Lyrik-Diskussion, Darmstadt, 314-368

ders. 1969: Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft, Linguistische Berichte 3, 44-56

ders. 1970: Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft. Frankfurt

ders. 1972: Kleine Apologie der ästhetischen Erfahrung. Konstanz

ders. 1973: Racines und Goethes Iphigenie – Mit einem Nachwort über die Partialität der rezeptionsästhetischen Methode, Neue Hefte für Philosophie 4, 1-46

ders. 1975: Negativität und Identifikation. Versuch zur Theorie der ästhetischen Erfahrung, in: H. WEINRICH (ed), Positionen der Negativität, München, 263-339

JOHNSON, S.C. 1967: Hierarchical cluster schemes, Psychometrica 32, 221-254

JUST, G. 1972: Darstellung und Appell in der 'Blechtrommel' von Günter Grass. Darstellungsästhetik versus Wirkungsästhetik. Frankfurt

KAGELMANN, H.J. 1976: Comics. Aspekte zu Inhalt und Wirkung. Bad Heilbrunn

KAISER, G. 1971: Nachruf auf die Interpretation? Rezension von ISER: 'Die Appellstruktur der Texte', Poetica, 267-277

*KAMANN, R. 1966: Verbal complexity and preferences in poetry, Journal of verbal learning and verbal behavior 5, 536-540 (dt. Übersetzung in HEUERMANN 1975a, 234-242)

KEIL, W. & SADER, M. 1967: Fragebogenforschung. Unveröff. Materialien zu einer Fragebogenforschungs-Übung, Mainz

KELLNER, R. 1975: Schlachtfeld Heftroman. Der Abenteuer- und Kriminalroman als Beispiel zielgerichteter Aggression, in: GRIMM 1975a, 295-323

KESTING, M. 1965: Vermessung des Labyrinths. Studien zur modernen Ästhetik. Frankfurt

KILCHENMANN, R.J. 1967: Die Kurzgeschichte. Formen und Entwicklung. Stuttgart

KINDT, W.S. & SCHMIDT, S.J. (eds) 1976: Interpretationsanalysen. München

dies. 1977: Motivationen und Aspekte einer empirischen Literaturwissenschaft. 6. Karlsruher Tage für experimentelle Kunst und Kunstwissenschaft, Kongreßbericht (ed. S.J. SCHMIDT)

KLAUS, G. & BUHR, M. (eds) 1972: Marxistisch-leninistisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 2., Reinbek

KLICHE, D. 1973: Sozialistische Kultur und Literaturrezeption, in: Gesellschaft, Literatur, Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht (ed: M. NAUMANN et al.), Berlin/Weimar, 237-298

KNEBEL, H.J. 1970: Ansätze einer soziologischen Metatheorie subjektiver und sozialer Systeme. Stuttgart

KÖCK, W.K. 1972: Grundproblematiken der Theorie einer Literaturwissenschaft, in: SCHMIDT 1972b, 14-40

KOLBE, J. (ed) 1973: Neue Ansichten einer künftigen Germanistik. München

KORDIG, C.R. 1972: The justification of scientific change. Dordrecht

KRACAUER, S. 1952: The challenge of qualitative content analysis, Public Opinion Quarterly 16, 631ff.

KRAUSE, G. 1962: Tendenzen im französischen Romanschaffen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt

KREUZER, H. 1967: Trivialliteratur als Forschungsproblem. Zur Kritik des deutschen Trivialromans seit der Aufklärung, Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 41, 173-191

KUHN, Th.S. 1967: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt

ders. 1972: Postskript – 1969 zur Analyse der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, in: R. WEINGART (ed), Wissenschaftssoziologie 1, Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß. Frankfurt, 287-319

KUHNE-IBSCH, E. 1974: Rezeptionsforschung: Konstanten und Varianten eines literaturwissenschaftlichen Konzepts in Theorie und Praxis, Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 3, 1-36

LACHMANN, R. 1973: Zum Umgang mit Texten – Linguistischer Reduktionismus und modellierende Praxis, in: KOLBE 1973, 219-225

LÄMMERT, E. 1973: Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Literatur als Lehrgegenstand, in: KOLBE 1973, 160-173

LAKATOS, I. 1970: Falsifikation and the methodology of scientific research programmes, in: LAKATOS & MUSGRAVE 1970, 91-196

ders. & MUSGRAVE, A. (eds) 1970/1974: Criticism and the growth of knowledge. Cambridge 1970 (dt. Übersetzung: Braunschweig 1974)

LANDWEHR, J. 1975: Text und Fiktion. München

*LAUCKEN, U. 1974: Naive Verhaltenstheorie. Stuttgart

*LAZARUS, R.S. et al. 1973: Ansätze zu einer kognitiven Gefühlstheorie, in: N. BIERBAUMER (ed), Neuropsychologie der Angst, München, 158-183

*LEUSCHNER, H. 1974: Ergebnisse einer Wirkungsanalyse, LILI 15, 95-116

LIEBHART, E. 1973: Ergebnisse, Probleme und Methoden der Wirkungsforschung, in: A.C. BAUMGÄRTNER (ed), Lesen. Ein Handbuch, Hamburg, 231-312

LINK, H. 1973: 'Die Appellstruktur der Texte' und ein 'Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft'?, Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 17, 532-583

dies. 1976: Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme. Stuttgart

*LINZ, M. 1977: Kognitive Rezeptionsforschung. Literaturpsychologische Beiträge zur Text-Rezeption, Unveröff. Dipl.-Arbeit Psych. Inst. Uni. Heidelberg

LISCH R. & KRIZ, J. 1978: Grundlagen und Modelle der Inhaltsanalyse. Reinbek

LORENZER, A. 1974: Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf. Frankfurt

LOTMANN, J.M. 1973: Die Struktur des künstlerischen Textes. Frankfurt

MANDELKOW, K.R. 1974: Probleme der Wirkungsgeschichte, in: HOHENDAHL 1974a, 82-96

MASTERMAN, M. 1970: The nature of a paradigm, in: LAKATOS & MUSGRAVE 1970, 59-90

MICHELS, G. 1973: Leseprozesse. Zur kommunikationstheoretischen Begründung von Literaturdidaktik. Düsseldorf

MILLER, G.A. 1969: A psychological method to investigate verbal concepts, Journal of mathematical psychology 6, 169-192

MUKAROVSKY, J. 1970: Kapitel aus der Ästhetik. Frankfurt

ders. 1974: Studien zur strukturalistischen Ästhetik und Poetik. München

NAUMANN, M. (ed) 1973a: Gesellschaft, Literatur, Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht. Berlin/Weimar

ders. 1973b: Einführung in die theoretischen und methodischen Hauptprobleme, in: ders. 1973a, 17-97

ders. 1974: Literatur und Probleme ihrer Rezeption, in: HOHENDAHL 1974a, 215-237

NEBER, H. (ed) 1973: Entdeckendes Lernen. Weinheim

NETZER, K. 1970: Der Leser des Nouveau Roman. Frankfurt

NUSSER, P. 1973: Romane für die Unterschicht. Stuttgart

OGDEN, C.K. & RICHARDS, I.A. 1923: The meaning of meaning. London 1923

OLDENBÜRGER, H. 1972: Free card sorting als Methode einer empirischen Literaturwissenschaft, Vortrag Symposium. 'Literaturpsychologie' der 14. Tagung experimentell arbeitender Psychologen, Regensburg

OPP, K.D. 1970: Methodologie der Sozialwissenschaften. Hamburg

OSGOOD, Ch.E. 1969: Semantic Differential Technique in the Comparative Study of Cultures, in: SNIDER & OSGOOD 1969, 303ff.

ders. et al. 1957: The measurement of meaning. Urbana

PASTERNAK, G. 1975: Theoriebildung in der Literaturwissenschaft. München

PETÖFI, J.S. 1973: Towards an empirically motivated grammatical theory of verbal texts, in: PETÖFI & RIESER 1973a, 205-275

ders. & RIESER, H. (eds) 1973a: Studies in text grammar. Dordrecht

dies. 1973b: Overview, in: dies. 1973a, 1-16

PFEIFFER, K.L. 1974: Sprachtheorie, Wissenschaftstheorie und das Problem der Textinterpretation. Untersuchungen am Beispiel des New Criticism und Paul Valérys. Amsterdam

PILZ, G. & KAISER, E. (eds) 1976a: Literarische Wertung. Kronberg

dies. 1976b: Einleitung, in: dies. 1976a, 9-25

*PIONTKOWSKI, U. & GROEBEN, N. 1970: Konkretheit und Abstraktheit in der Rezeption deutscher Lyrik, Linguistische Berichte-Papier, Braunschweig

POSNER, R. 1972: Strukturalismus in der Gedichtinterpretation, in: H. BLUMENSATH (ed), Strukturalismus in der Literaturwissenschaft, Köln, 202-242

PRIM, R. & TILMAN, H. 1973: Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft. Heidelberg

PURVES, A.C. & RIPPERE, V. 1974: Elemente der Antwort auf Literatur, in: DEHN 1974a, 189-218

*RICHARDS, I.A. 1929: Practical criticism. London

RIEGER, B. 1972: Warum mengenorientierte Textwissenschaft?, LILI 8, 11-28

RIFFATERRE, M. 1973: Strukturale Linguistik. München

ders. 1975: Kriterien für die Stilanalyse, in: WARNING 1975a, 163-195

RITSERT, J. 1972: Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Frankfurt

ROLLETT, B. & BARTRAM, M. (eds) 1976: Einführung in die hierarchische Clusteranalyse. Stuttgart

SACHS, L. 1972: Statistische Auswertungsmethoden, Berlin

SARTRE, J.P. 1974: Autor und Leser, in: HOHENDAHL 1974a, 166-185

*SCHACHTER, S.J. & SINGER, J.E. 1962: Cognitive, social and physiological determinants of emotional state, Psychological review 69, 379-399

*SAVIGNY, E.v. 1976: Argumentation in der Literaturwissenschaft. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zu Lyrikinterpretationen. München

SCHÄFER, B. & FUCHS, A. 1975: Kriterien und Techniken der Merkmalsselektion bei der Konstruktion eines Eindrucksdifferentials, in: BERGLER 1975a, 119-137

*SCHEELE, B. 1974: Lesen als Eskapismus. Schichtspezifische Sozialisation und Lektüreverhalten, Unveröff. Dipl.-Arbeit, Uni. Heidelberg

SCHEFFLER, I. 1967: Science and subjectivity. Indianapolis

SCHLENSTEDT, D. 1975: Funktion der Literatur – Relationen ihrer Bestimmung, in: Funktion der Literatur. Literatur und Gesellschaft, Berlin, 40-61

SCHLIEBEN-LANGE, B. (ed) 1975a: Sprachtheorie. Hamburg

dies. 1975b: Metasprache und Metakommunikation. Zur Überführung eines sprachphilosophischen Problems in die Sprachtheorie und in die sprachwissenschaftliche Forschungspraxis, in: dies. 1975a, 189-205

SCHMIDT, H.D. et al. 1975: Aggressives Verhalten. München

SCHMIDT, S.J. 1970: Text und Bedeutung – Sprachphilosophische Prolegomena zu einer textsemantischen Literaturwissenschaft, in: ders. (ed), text, bedeutung, ästhetik. München, 43-79

ders. 1971: ästhetizität. philosophische beiträge zu einer theorie des ästhetischen, München

ders. (ed) 1972a: zur grundlegung der literaturwissenschaft. München

ders. 1972b: Bemerkungen zur Wissenschaftstheorie einer Literaturwissenschaft, in: ders. 1972a, 41-65

ders. 1972c: Ist 'Fiktionalität' eine linguistische oder eine texttheoretische Kategorie?, in: E. GÜLICH & W. RAIBLE (eds), Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht, Frankfurt, 59-71

ders. 1974a: Literaturwissenschaft zwischen linguistik und sozialpsychologie, zeitschrift für germanistische linguistik 2.1., 49-80

ders. 1974b: elemente einer textpoetik. theorie und anwendung. München

ders. 1975: Literaturwissenschaft als argumentative Wissenschaft. München

*SCHMIDT-MUMMENDEY, A. 1972: Bedingungen aggressiven Verhaltens. Bern

SCHNEEWIND, K.A. 1969: Methodisches Denken in der Psychologie. Bern

SCHULTE-SASSE, J. 1976: Literarische Wertung. Stuttgart

SEGAL, E. 1971: Love Story. Hamburg

SELG, H. & BAUER, W. 1971: Forschungsmethoden der Psychologie. Stuttgart

SICHELSCHMIDT, G. 1969: Liebe, Mord und Abenteuer. Eine Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Berlin

SIEVERING, G. 1974: Theoretische und content-analytische Überlegungen zu Science Fiction-Kurzgeschichten, Unveröff. Dipl.-Arbeit, Uni. Heidelberg

SIXTL, F. 1967: Meßmethoden der Psychologie. Weinheim

SNIDER, J.G. & OSGOOD, Ch.E. (eds) 1969: Semantic Differential Technique. A Sourcebook. Chicago

SÖTEMANN, A.L. 1972: Adäquate Konkretisation als äußerste Grenze, in: F.v. INGEN et al. (eds), Dichter und Leser, Studien zur Literatur, Groningen, 134-142

SPIEGEL-RÖSING, I.S. 1973: Wissenschaftsentwicklung und Wissenschaftssteuerung. Frankfurt

STEGMÜLLER, W. 1969: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung, Stuttgart

ders. 1973: Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Bd. II. Theorie und Erfahrung, 2. Halbband: Theorienstrukturen und Theoriendynamik. Berlin

STEINMETZ, H. 1972: Der vergessene Leser. Provokatorische Bemerkungen zum Realismusproblem, in: F.v. INGEN et al. (eds), Dichter und Leser, Groningen, 113-133

ders. 1974: Rezeption und Interpretation. Versuch einer Abgrenzung, Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, 37-81

TAYLOR, W.L. 1953: Cloze procedure: a new tool for measuring readability, Journalism Quarterly 30, 415-433

ders. 1956: Recent developments in the use of cloze procedure, Journalism Quarterly 33, 42-48

TEESING, H.P.H. 1964: Der Standort des Interpreten, orbis litterarum XIX, 31-46

TRABANT, J. 1973: Literatur als Zeichen und Engagement, Sprache im Technischen Zeitalter 47, 225-247

TUCKER, L.R. 1963: Implications of factor analysis of three-way matrices for measurement of change, in: C.W. HARRIS (ed), Problems in measuring change, Madison, 122-137

ÜBERLA, K. 1968: Faktorenanalyse. Berlin

VAN DIJK, Th. 1973: Pragmatics, Presuppositions and Context Grammars. Arbeitspapier, Uni. Amsterdam (zit. nach SCHMIDT 1975)

*VIEHOFF, R. 1976: Über einen Versuch, den Erwartungshorizont zeitgenössischer Literaturkritik empirisch zu objektivieren, LILI 21, 96-124

VODICKA, F.V. 1975: Die Rezeptionsgeschichte literarischer Werke, in: WARNING 1975a, 71-83

WALDMANN, G. 1973: Theorie und Didaktik der Trivialliteratur. München

ders. 1976: Kommunikationsästhetik 1. Die Ideologie der Erzählform. München

WALTER, A. 1974: Sozial bedingte Lesemotivationen, in: HOHENDAHL 1974a, 269-289

WALZEL, D. 1920: Künstlerische Absicht, Germanisch-romanische Monatszeitschrift

WARNING, R. (ed) 1975a: Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. München

ders. 1975b: Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik, in: ders. 1975a, 9-41

WEINRICH, H. 1971: Literatur für Leser. Stuttgart

ders. 1976: Sprache in Texten. Stuttgart

*WERMKE, J. 1973: Wozu Comics gut sind?! Kronberg

WERSIG, G. 1968: Inhaltsanalyse. Einführung in ihre Systematik und Literatur. Berlin

WIENER, O. 1970: der geist der superhelden, in: H.D. ZIMMERMANN (ed), Vom Geist der Superhelden, Comic strips, München

WIENOLD, G. 1972: Semiotik in der Literatur. Frankfurt

ders. 1972a: Empirie in der Erforschung literarischer Kommunikation, in: J. IHWE (ed), Literaturwissenschaft und Linguistik, Bd. 1., Frankfurt, 311-322

ders. 1974: Textverarbeitung. Überlegungen zur Kategorienbildung in einer strukturellen Literaturgeschichte, in: HOHENDAHL 1974a, 97-134

*WILLIAMS, E.D. et al. 1975: Tests zur Messung des Literaturverständnisses, in: HEUERMANN et al. 1975a, 243-267

WOHLGENANNT, R. 1969: Was ist Wissenschaft? Braunschweig

*WOLFF, R. 1977: Strukturalismus und Assoziationspsychologie. Empirisch-pragmatische Literaturwissenschaft im Experiment: Baudelaires 'Les Chats'. Tübingen

WUNBERG, G. 1975: Modell einer Rezeptionsanalyse kritischer Texte, in: GRIMM 1975a, 119-133

*ZOBEL, R. 1975: Der Dramentext – ein kommunikatives Handlungsspiel. Rezeptionsanalytische Untersuchung der Bedeutung eines Dramentextes in spezifischen Kommunikationssituationen. Göppingen

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Abb. 1.: Grundstruktur einer empirischen Literaturwissenschaft (GROEBEN 1976a, 128) 11
Abb. 2.: Generierungsschema des empirischen Forschungsprozesses (GROEBEN 1972a, 18) 19
Abb. 3.: Tafel der Muster ästhetischer Identifikation (JAUSS 1975, 317) 33
Abb. 4.: Die inverse U-Funktion: das Verhältnis von hedonistischem Wert und Erregungspotential (BERLYNE 1974, 10) 39
Abb. 5.: Hypothetische Kurven der Aktivität des 'Belohnungs'- und 'Ablehnungs'-Systems (BERLYNE 1974, 11) 39
Abb. 6.: Instanzen der Autor- und Leserseite (LINK 1976, 25) 47
Abb. 7.: Übereinstimmung der Unterstreichungen der Gruppe 'native speakers' bei Text I nach FREY (1970, 112) 95
Abb. 8.: Semantisches Differential der Konzepte: 'Fadensonnen', 'Lichtton' und 'baumhoher Gedanke' (BAUER et al. 1972, 144) 102
Abb. 9.: Cluster-Analyse der Ähnlichkeitsdaten (Maximum-Methode; nach WOLFF 1977, 102) 116
Abb. 10.: Pragmatisierung der Literaturwissenschaft: Verhältnis von Linguistik und Rezeptionsforschung in einer empirischen Literaturwissenschaft (vgl. GROEBEN 1978b, 74) 145
Abb. 11.: Bewertung der Texte durch alle 82 Vpn (FREY 1974a, 148) 149
Abb. 12.: Bewertung der Texte durch die drei verschiedenen Gruppen (FREY 1974a, 149) 149
Abb. 13.: Semantisches Differential der vier Darbietungsarten des Dramas (ZOBEL 1975, 209) 159
Abb. 14.: Semantisches Differential der Konzepte 'Literatur, wie sie heute ist' und 'Literatur, wie sie sein sollte' (VIEHOFF 1976, 110) 199
Abb. 15.: Dimensionen eines integrativen Wertungsmodells (PILZ & KAISER 1976, 16) 217

VERZEICHNIS DER TABELLEN

Tab. 1.: Durchsetzungsvermögen und Erfolgsaussicht von Argumentetypen (Zusammenfassung nach SAVIGNY 1976, 89) . 65
Tab. 2.: Diagonal-Matrix der Ähnlichkeitsmaße (Ausschnitt; nach WOLFF 1977, 46) 113
Tab. 3.: Ähnlichkeitsrelate von 'chat' (nach WOLFF 1977, 76) . . . . 114f.
Tab. 4.: Verteilung der Kontext-Metaphern auf die Strophenstruktur des Gedichts (WOLFF 1977, 81) 117
Tab. 5.: Summierung von nicht-semantischen Struktureigenschaften in semantisch äquivalenten Relaten (nach WOLFF 1977, 71) . . 144
Tab. 6.: Übereinstimmende Extremwerte zwischen den Konkretisationsversionen B, D, M bei der Metapher 'Fadensonnen' auf sieben Adjektiv-Polen (nach BAUER et al. 1972, 184) 157
Tab. 7.: Signifikante Unterschiede in der semantischen Skalierung der vier verschiedenen Darbietungsformen des Dramas (nach ZOBEL 1975, 221) 160
Tab. 8.: Signifikante Unterschiede zwischen den vier Darbietungsformen auf den einzelnen Adjektivskalen (Zusammenfassung von ZOBEL 1975, 227) 161
Tab. 9.: Korrelationen zwischen den semantischen Differentialen des Konzepts 'Katzen' aus den 4 verschiedenen Interpretationen und der Gedichtrezeption von 'Les Chats' (nach LINZ 1977, 242) 172
Tab. 10.: Distanzen zwischen den semantischen Differentialen der 4 verschiedenen Interpretationsentwürfe und der Gedichtrezeption (über alle Konzepte hinweg; nach LINZ 1977, Anhang 4) 172
Tab. 11.: Prozentuales Gewicht von Auffälligkeit und Unverständlichkeit der drei Gedichtmetaphern bei der Rezipientengruppe 'B' (Bildvorstellung; nach BAUER et al. 1972, 168) 177
Tab. 12.: Mittelwerte und Streuungen für die am einheitlichsten beurteilten Skalen in bezug auf 'Literatur, wie sie ist' und 'Literatur, wie sie sein sollte' (nach VIEHOFF 1976, 112f.) 198
Tab. 13.: Negative nationale Vorurteile von Jugendlichen (unter dem Einfluß von 'Landser'-Lektüre; nach GEIGER 1975, 332) . . 211
Tab. 14.: Strafforderungen der Jugendlichen für einen Überfall (nach GEIGER 1975, 335) 211
Tab. 15.: Dogmatismuswirkung von politischer Lyrik (nach LEUSCHNER 1974, 104) 213
Tab. 16.: Dogmatismuswirkung von politischer Lyrik, Text 3 und 4 (nach LEUSCHNER 1974, 107) 214

AUTORENREGISTER

Adorno, T.W. 15, *226*
AG Böll 53, 68, 181, 184, *226*
Apel, K.O. 126f., *226*

Bandura, A. 34, *226*
Bartram, M. 111, *233*
Bauer, W. 51, 92, 97-104, 119, 153, 158, 167, 177f., 181, 184, 196, 209, *226*
Beaujean, M. 130, *226*
Berelson, B. 85, *226*
Bergler, R. 100, 104, *226*
Berlyne, D.E. 38f., *226*
Berwald, H. 151, *226*
Bessler, H.J. 85f., *226*
Bruner, J.S. 85, *226*
Bürger, Chr. 206, *226*
Buhr, M. 182, *230*

Cellier, L. 170, *226*
Chomsky, N. 75, *226*

Dahrendorf, M. 206, *226*
De Groot, A.D. 209, *226*
Dehn, W. 167f., *226*
Diederich, W. 118, *226*
Diehl, B. 105, *226*
Dieterich, R. 152, *226*
Domin, H. 183, *227*
Durand, G. 174f., *227*
Durzak, M. 200, *227*

Echtermeyer, Th. 130, *227*
Eco, U. 27, 35, 44, 54, *227*
Edwards, A.L. 165, *227*
Eggert, H. 79-82, 110, 123, 217, *227*

Eibl, K. 125, 129, 187f., *227*
Eimermacher, K. 182f., *227*
Emrich, W. 26, *227*
Epstein, W. 99, *227*
Ertel, S. 100, 104, *227*
Eysenck, H. 102, 196, *227*

Faas, E. 153, *227*
Faulstich, W. 93, 107f., 218, *227*
Fieguth, R. 151, *227*
Fish, S. 106, 108, 151f., 190, *227*
Flach, B. 75, *227*
Frey, E. 93-97, 148-150, *227*
Friedrich, H. 26, 29, 31, 167, *227*
Fuchs, A. 103f., *227, 233*
Fügen, H.N. 30, *227*

Gallas, H. 76, *228*
Geiger, K.F. 209-211, 213, *228*
Giesz, L. 40, *228*
Girschner-Woldt, I. 209, *228*
Göttner, H. 63f., *28*
Graumann, C.F. 41, 106, 164, *228*
Grewendorf, G. 63-65, 71, *228*
Grimm, G. 9, 46, 54, 88, 141, 154, 207, 209, *228*
Grimminger, R. 91, 195, *228*
Groeben, N. 10-12, 18-20, 25f., 29-31, 37, 41, 53, 56, 67-70, 72, 74f., 77, 81, 97f., 105, 108, 122, 125f., 130, 134, 136, 138, 145, 151, 155, 166f., 169, 179, 183, 188f., 192, 195, 207, 218, *228f., 232*
Grübel, R. 35, *229*
Günther, H. 36, 42, 75, 136, *229*
Gumbrecht, H.U. 25, 186, 203f., *229*

Habermas, J. 25, 126f., *229*
Hanson, N.R. 13, *229*
Hempel, C.G. 125, *229*
Herrmann, Th. 14, 85, 110, 136, 162, 197, *229*
Heuermann, H. 53, 56, 63, 81, 143, 186, 192, *229*
Hillmann, H. 138f., 181, 217, *229*
Hirsch, E.D. jr. 51, 53, 70, *229*
Höllerer, W. 54, *229*
Hörmann, H. 97f., 101, 103, *229*
Hofstätter, P.R. 98, 200, *229*
Hohendahl, P.U. 45, 58, *229*
Holsti, O.R. 85, *229*
Holzkamp, K. 19, 120, 164, 179f., *229*
Homans, G.C. 196, *229*
Huber, H.P. 190, *229*

Ihwe, J. 10f., 75, *229f.*
Ingen, F.v. 29f., 41f., 46, 52, 69, 72f., 133, 137, 140f., 150, 154, 179, *230*
Iser, W. 28, 43f., 46, 48-50, 55, 57, 63, 72, 92, 135, 154, *230*
Jakobson, R. 76, 111, 143, *230*
Jauss, H.R. 9, 16, 26, 29, 31-35, 54, 62, 108, 120, 122, 125, 163, 186, 195f., *230*
Johnson, S.C. 111, *230*
Just, G. 63, *230*

Kaiser, E. 216f., *230*
Kamman, R. 40, *230*
Keil, W. 81, *230*
Kellner, R. 207f., 212, *230*
Kesting, M. 26, 29f., 54, 63, *230*
Kilchenmann, R.J. 60, 109, *230*
Kindt, W.S. 63, 119, *230*
Klaus, G. 182, *230*
Kliche, D. 58, *230*
Knebel, H.J. 132, *231*
Köck, W.K. 146, *231*
Kolbe, J. *231*
Kordig, C.R. 13, *231*
Kracauer, S. 86, *231*
Krause, G. 61, *231*
Kreuzer, H. 124, *231*
Kuhn, Th.S. 9f., 13-15, 22, 26, 52, *231*
Kunne-Ibsch, E. 43f., 143, *231*

Lachmann, R. 146, *231*
Lämmert, E. 54f., 150, 187, 193, *231*
Lakatos, I. 14, 20, 23, 118, *231*
Laucken, U. 32, *231*
Lazarus, R.S. 121, *231*
Leuschner, H. 212-214, *231*
Lévi-Strauss, C. 76, 111, 143, *230*
Liebhart, E. 206, *231*
Link, H. 9, 28f., 43f., 46-48, 50f., 55, 71-73, 119, 150, 163, 167f., *231*
Linz, M. 168-173, 176f., *231*
Lorenzer, A. 125, 127f., *231*
Lotman, J.M. 35f., 122, 153, *231*
Luhmann, N. 88

Mandelkow, K.R. 141, 186, *231*
Masterman, M. 13, *231*
Michels, G. 49, 90, 186, *232*
Miller, G.A. 111, 117, *232*
Mukarovsky, J. 36f., 42, 51, *232*
Musgrave, A. 13, 118, *231*

Naumann, M. 57f., *232*
Neber, H. 92, *232*
Netzer, K. 59-62, *232*
Nusser, P. 37, 216, *232*

Ogden, C.K. 103, *232*
Oldenbürger, H. 111, *232*
Opp, K.D. 137, *232*
Osgood, C.E. 100, 103-105, 158, 170f., *232, 233*

Pasternak, G. 18-20, 22, 24f., 28, 42, 136, 195f., *232*
Petöfi, J.S. 146, *232*
Pfeiffer, K.L. 137, 151, *232*
Pilz, G. 216f., *232*
Piontkowski, U. 105, *232*
Pollmann, C. 72, *232*
Posner, R. 72, 76, 93, 151, *232*
Prim, R. 10, 18, 130, 139, *232*
Purves, A.C. 193, 217, *232*

Richards, I.A. 91, 103, *232*
Rieger, B. 16, *232*
Rieser, A. 146, *232*
Riffaterre, M. 76f., 93, 97, 152, *232*
Rippere, V. 193, 217, *232*
Ritsert, J. 85f., *232*
Rollett, B. 111, *233*

Sachs, L. 86, *233*
Sader, M. 81, *230*
Sartre, J.P. 140, *233*
Savigny, E.v. 63-65, 71, *233*
Schachter, S.J. 121, *233*
Schäfer, B. 104f., *233*
Scheele, B. 37, 127, *229, 233*
Scheffler, I. 13, *233*
Schlenstedt, D. 57f., *233*
Schlieben-Lange, B. 183, *233*
Schmidt, H.D. 208, *232*
Schmidt, S.J. 10f., 18-22, 25-29, 45, 50, 63, 72, 75f., 81, 90, 92, 105, 119, 125, 130, 142, 146f., 190f., *233*
Schmidt-Mummendey, A. 208, *233*
Schneewind, K.A. 195, *233*
Schulte-Sasse, J. 37, 42f., 45, 142, *233*
Segal, E. 203, *233*
Selg, H. 209, *233*
Sichelschmidt, G. 216, *233*
Sievering, G. 85, *233*
Singer, J.E. 121, *233*
Sixtl, F. 110, *233*
Sneed, J.D. 13
Snider, J.G. 100, *233*
Sötemann, A.L. 142, *234*
Spiegel-Rösing, I.S. 13, 18, *234*
Stäcker, K.H. 85, 100, *229*
Stegmüller, W. 13f., 20, 118, *234*
Steinmetz, H. 45, 53, 56f., 78, 88, 90, 122, 133-135, 140, 142, 150, 154f., *234*

Tagiuri, R. 85, *226*
Taylor, W.L. 105, *234*
Teesing, H.P.H. 140-142, *234*
Tilmann, H. 18, 130, 139, *232*
Trabant, J. 71f., *234*
Tucker, L.R. 178, *234*

Überla, K. 101, *234*
Van Dijk, T. 146, *234*
Viehoff, R. 104, 125, 195, 197-200, *234*
Vodicka, F.v. 42, *234*
Waldmann, G. 36, 88, 131, 136, 202f., *234*
Walter, A. 58, *234*
Walters, R.H. 34, *226*
Walzel, D. 52, *234*
Warning, R. 26f., 55, 151, 163, *234*
Weinrich, H. 52-54, 183f., *234*
Wermke, J. 37, 205, 207f., *234*
Wersig, G. 85, *234*
Westmeyer, H. 18, 25, 125, 134, 183, *229*
Wiese, B.v. 130, *227*
Wiener, O. 207, *234*
Wienold, G. 10-12, 66, 68, 75, 79, 109, 119-121, 146, *234*
Williams, E.D. 196, *235*
Wohlgenannt, R. 18, *235*
Wolff, R. 76f., 111-118, 143f., *235*
Wunberg, G. 193, *235*
Wundt, W. 38

Zobel, R. 104, 158-162, 165, 171, 178, *235*

SACHREGISTER

Adäquanz
– der Rezeption 48-52, 55f., 59, 75, 131f., 135, 138-150
– der Interpretation 12, 50, 52, 55f., 136f., 166-183
Amplitude (der Rezeption) 53-55, 71, 78, 93, 135, 140f., 147, 153f., 162, 176, 181
Argumentationsanalyse 64-66
Assoziation
(s. freie Assoziation)
Ästhetik
–, klassische 29, 31
–, moderne 26f., 29, 31f., 122-124
Rezeptions-
(s. Rezeptionsästhetik)
Autor
–, abstrakter (= impliziter) 46-48, 50-52
– intention 36f., 48, 50-54, 61, 73, 140, 215f.,
–, realer 46f.,
Autor-Leser-Homologie 86-89, 147, 154, 176, 203-205, 209, 216
Beobachtungs-
daten 12, 18f., 22, 56, 63-65, 67-70, 125, 128f., 133f., 164-168, 184-187, 193
kriterium 128-132
Bestimmtheit (ästhetische) 36-41, 44
cloze procedure 105-110, 162, 184
Clusteranalyse (hierarchische) 111, 115f.
Contentanalyse 78, 83-92, 119, 170f., 184f., 193f., 202-209
–, qualitative 86
–, quantitative 86
Diachronie 42-45, 54f., 124f.
Einsetzverfahren
(s. cloze procedure)
Entropie (ästhetische) 36-41
Erwartungshorizont 46, 60, 103, 108, 124f., 163, 176f., 196-201
explizite Lesart 107, 189-192
Falsifikationskriterium (empirisches) 12, 19f., 128-132, 134f., 137f., 155, 166f.
freie Assoziation 97-100, 109, 156
free card sorting
(s. semantisch-hierarchische Klassifikation)
historische Relativität (von Erkenntnis) 155f.
Identifikation (ästhetische) 31-35
ideologiekritische Wirkungsanalyse 202-209
Interpretation 12f., 24, 48, 63f., 72f., 103, 133-185
Gesamt- 150-155, 166
–, implizite (subjektive) 122-132, 187f., 191-193
Ironie 147
Kernannahmen
(s. Paradigma)

Konkretisation 12, 42, 50f., 56f., 66f., 70f., 74f., 78, 89-92, 97f., 103f., 106, 108f., 111, 117, 121f., 129f., 138, 140-143, 145, 161-169, 180, 191f.
-serhebung 25, 55f., 74-121
Konzeptadäquanz (des Semantischen Differentials) 101, 104f., 169f., 197
Leser
Archi- 151
–, impliziter 45-52, 55, 59f., 62f., 71, 151, 203f., 209
–, informierter 152, 189-192
–, realer 46-48, 63, 151f.
Super- 137, 150-154
-gruppen 167-169, 176-187
-merkmale 194-201
-voraussetzungen 186, 189f., 176-182, 214f.,
Linguistik 25f., 74f., 142-145, 183-185
Linguistisierung 25, 75, 78
Literaturdidaktik 217f.
Literaturgeschichte
(s. Rezeptionshistorie)
material-objektive Verfahren (der Textbeschreibung) 12, 74-78, 87, 141-147, 183f.
mediale Funktion (des Lesers) 66-72, 129
Metasprache 182-185
Metatheorie 122-124, 130f., 147f., 182-185, 190f., 193f.
naive (Alltags-)Theorie 122f., 125-127, 187f.
naturalistischer Fehlschluß 139
Normalisierung (des Textsinns) 56f., 78-82, 87-90, 123-135, 147
nouveau roman 59-62
Offenheit (des literarischen Texts) 26-28, 35f., 42f., 51f., 88, 135f., 140f., 155
Paradigma 9-16, 20f., 44, 118f., 138, 188, 216
–, Kernannahmen 14f., 22-26, 140f., 163f.
-wechsel 9, 15-18, 22f., 45f., 49, 137, 155
Paraphrase 78-83, 89-91, 119, 147, 169, 184
Polyfunktionalität 26, 28-30, 32, 35, 37f., 41, 44, 56, 93, 96-98, 120, 125, 135, 140, 147, 154, 176, 209
Polyinterpretabilität 26, 28, 41
Polyvalenz 26, 28-30, 32, 35, 37f., 40-42, 44, 56, 87, 89, 97f., 120, 123, 131, 135, 140f., 147, 154
Pragmatisierung (der Literaturwissenschaft) 145-147
Problem
-ersetzung 14f., 22, 54f., 201f.
-verschiebung 14f., 22, 54f., 137f., 139f., 165f., 201f., 216
Psychologismus 14, 70f., 73
Rearrangieren 109, 184
Redundanz (ästhetische) 36-40
Relativität (der Erkenntnis)
(s. historische Relativität)
Relevanz (von Textstellen für die Konkretisationserhebung) 92-97
Rezeption passim
Rezeptions
-amplitude (s. Amplitude)
-ästhetik 9, 16, 26f., 45-49, 51f., 56f., 62f., 66, 75, 152f., 186f.
-historie 132, 186-194
-lenkung (marxistische) 57-59
Rezeptions-Interpretations-Trennung
(s. Subjekt-Objekt-Trennung)
Rezipient
(s. Leser)
Rückkoppelung (Textrezeption-Textproduktion) 215f.
Semantisches Differential 97f., 100-105, 108, 155-161, 168-175, 178, 196-200
semantisch-hierarchische Klassifikation 110-118
Spielraum (ästhetischer) 36-45, 54f., 57, 59, 62, 67, 71, 78, 87f., 95f., 122f., 139-141, 153f., 176
Stilanalyse 93-96, 148-150
Strukturalismus 36f., 74, 76f., 112f., 143f., 169f.
Subjekt-Objekt-
Konfundierung 12, 16, 51, 120f., 168, 180, 190f., 194
-Trennung 12, 16, 18f., 49, 56, 61, 67, 71f., 90, 126f., 132, 135, 163-166
Subjektrepräsentanz 179-181

Sukzessionsgesetze 192-194
Synchronie 42-44, 54, 125
Text
-bedeutung (rezipierte) 67f., 78, 81f., 92f., 97f., 103, 106-109, 116f., 119-121, 133f., 136, 142, 157-162, 173, 179, 209
-begriff (kommunikationstheoretischer) 11f., 17f., 22, 25, 27-29, 41, 44-46, 49f., 53-55, 62, 67, 70, 78, 140f.
-grammatik 145-147
-sinn (konstruierter; = Interpretation) 12, 22, 68, 70f., 78, 80f., 83, 89, 91, 133, 135-138, 152, 154f, 156-162, 164-166
'Trivial'literatur 31, 37, 87-89, 97, 124f., 130f., 201-214, 216
Validität (von Interpretationen)
(s. Adäquanz der Interpretation)
Verifikation (induktive) 19, 134
'Verstehen' 12, 20, 48, 63-65, 67, 72, 90f., 93, 106f., 126-128, 191f.
Wahrheitskriterium (dialog-konsens-theoretisches) 126-128, 131, 185, 190f.
Werksinn-Konstruktion (= Interpretation)
(s. Textsinn: s. Interpretation)
Wertung 123-126, 130f., 139, 147-150 193f., 216f.
Wirkung 22, 98, 147, 165f., 186f., 201-215
Wissenschaftsstruktur
–, empirische 12f., 18f., 32-34, 40, 73, 90f., 118-121, 139, 155, 163-166, 179f., 189-192
–, hermeneutische 45f., 48-51, 56f., 59, 62-66, 90f., 138, 140f., 150f., 163-166, 195f., 207-209